Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Reminiszenzen aus dem Feldzuge am Rhein

Berlin, 1802

urn:nbn:de:bsz:31-241500

Visual Library

Reminiszenzen

aus

dem Feldzuge am Rhein

in den Jahren 1792 bis 1795.

Von

einem Mitgliede der damaligen preuß.

Rhein-Armee.

Berlin und Leipzig,
bei Dieterici, in Kommission bei Köhler.
1802.

a K.

89 A 75037

BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
KARLSRUHE

Dem

Herrn Direktor Weil

in Potsdam

zur

freundschaftlichen Erinnerung

hochachtungsvoll gewidmet.

An die Leser.

Die Reminiszenzen, welche den Inhalt dieser Schrift ausmachen, enthalten größtentheils Beobachtungen über den Einfluß, den der Revolutionskrieg auf Politik, Sitten, Gebräuche, Denkungsart und Religion in den Ländern hatte, die zum Kriegsschauplatze dienten. Manche Erfahrung leitete mich manchmal auf höher liegende Resultate, die sich mir aber gleichsam von selbst aufdrangen. Mich dünkt, daß man dem Wink der Natur, die den Menschen durch individuelle Wahrnehmungen zum Denken und Urtheilen führt, folgen und durch Bemerkungen in der wirklichen Welt sich gleichsam seine philosophischen Grundsätze und Prinzipien selbst bilden müsse.

Von den Kriegsbegebenheiten werden hier nur diejenigen erzählt, die ich als Augenzeuge selbst sah, oder doch von denen, die an denselben Theil nahmen, hörte und mir der Erinnerung würdig schienen.

Das individuelle Gepräge kleiner Kriegsvorfälle leihet vielleicht charakteristische Züge zu dem großen Gemälde dieses Krieges, welches dereinst eine Meisterhand entwirft. —

Zuweilen habe ich eigene Fata mit eingeflochten, weil sie, im traulichen Kreise erzählt, nicht ohne Interesse waren, und das Kampagneleben charakterisiren. Der Leser wird mich gleichsam zu den Scenen hinbegleiten, die ich in der wirklichen Welt sah; und — da ich mir eine Anzahl Leser aus verschiedenen Ständen dachte und wünschte, — so glaubte ich nicht zu irren, wenn ich durch Mannigfaltigkeit so viel als möglich zur Unterhaltung beizutragen suchte.

In dieser Rücksicht wolle der Kritiker mich beurtheilen; der Krieger wird mich hof-

feutlich entschuldigen, wenn ich ihn oft vom Schauplatz des Krieges entferne und auf solche wissenschaftliche Gegenstände leite, die eigentlich zwar nicht zu seinem Metier gehören, die aber doch auch für ihn, besonders jezt, nicht ganz ohne Interesse seyn mögten, wo so viele achtungswerthe Personen, vorzüglich des preußischen Militärs, in allen Fächern der Wissenschaften eine ehrenvolle Stufe der Geisteskultur rühmlichst behaupten. — Dem Bewunderer der Natur, so wie dem Freunde von Reisebeschreibungen wird es vielleicht nicht unangenehm seyn, wenn ich mit dem erstern oft das kriegerische Gewühl verlasse, in den reizenden romantischen Rheingegenden weile, und mich mit ihm an den bezaubernden Ansichten ergötze, die sich dort so mannigfach darbieten und den denkenden Beobachter zu den heitersten Empfindungen stimmen; dem letztern aber Wege, Landschaften und Städte zeichne, die er vielleicht schon selbst sah, oder deren nähere Kenntniß ihm doch nicht un-

nütz seyn mögte. — Dem Leser aus der häuslich-bürgerlichen Klasse endlich, ist es wohl nicht unlieb, wenn er in diesem Buche mehrere Stellen findet, die ihm Scenen, Verhältnisse und Situationen schildern, welche seinem Wirkungskreise nahe liegen, und denen er gern ein müßiges Stündchen widmet. —

Da ich erst im zweiten Feldzuge auf dem Kriegsschauplatz ankam, so werde ich den Leser ganz kurz mit dem Ursprung und Charakter des Revolutionskrieges bekannt machen, und ihn in einer kurzen Erzählung der Kriegesbegebenheiten bis auf den Zeitpunkt hinleiten, wo ich selbst als Zuschauer der erzählten Vorfälle auftrat.

Der auf dem festen Lande und zur See erfolgte allgemeine Friede schien mir der beste Zeitpunkt zur Herausgabe dieser Reminiszenzen zu seyn.

Inhalt.

Inhalt.

Ursprung des Revolutions-Krieges. . . Seite 1
Ursachen der von den koalisirten Mächten im Revolutions-Kriege erlittenen unglücksfälle. . . 8
Kurze Uebersicht der Kriegsbegebenheiten, bis zu meiner Ankunft auf dem Kriegs-Schauplatze. . . 17
Belagerung der Festung Landau im Herbst 1793. . 19
Ein kleines Abentheuer im Alweiler Thale. . . 23
Das Schlachtfeld bei Pirmasenz 26
Folgen des mislungenen Sturmes auf die lothringische Bergfeste Bitsch 29
Fata auf dem Rückzuge von Zweibrücken. . . 34

Bemerkungen auf dem Zuge nach dem Elsaß. Seite 43
Retirade der Oestreicher und Preußen aus dem Elsaß. 50
Ein Abentheuer auf der Retirade. 56
Fernere Fata auf dem Rückzuge aus dem Elsaß. 60
Exkursion nach dem preußischen Hauptquartiere in Mainz, im Winter 1793. 66
Streifereien durch die Pfalz in die Kantonirungen der Preußen. 84
Eröffnung des Feldzuges am Rhein im Jahr 1794. 96
Exkursion nach Manheim im Juni 1794. 111
Wallfahrt nach Schwetzingen. 119
Aufenthalt in Heidelberg. 125
Scene aus einem Roman in der wirklichen Welt. 147
Kriegsvorfälle bei der Festung Landau, im Juli 1794. 171
Stimmung der Armee auf dem dritten Rückzuge von der französischen Gränze. 180
Die Preußen und Oestreicher rücken wieder vorwärts in das Lager bei Worms. 191
Ein edler katholischer Pfarrer. 198
Dritte und letzte Bataille bei Kaiserslautern. 203
Abermaliger und letzter Rückzug nach Mainz. 216

Uebergang der preuß. Armee über den Rhein. Seite 220
Die deutschen Heere am diesseitigen Rheinufer, am Ende des Jahres 1794. " " " " " 225
Streifereien durch das Darmstädter Gebiet in die Kantonirungs-Quartiere der preuß. Armee. " " 231
Die Residenz Darmstadt im Winter 1794. " " 247
Konzerte und Bälle. " " " " " " 253
Konversationen im Hause der verwittweten Generalinn von Schaumberg. " " " " " 258
Eine Anzahl Geschäftsmänner als Zuhörer des Raths Bouterweck, über Kantische Philosophie. " 261
Die darmstädtische Geistlichkeit. " " " " 265
Notizen von einigen Merkwürdigkeiten. " " 272
Aufbruch der preußischen Armee nach Westphalen im Frühjahr 1795. " " " " " " 277
Aufenthalt in Frankfurt am Main, im März 1795. 281
Wanderung nach Offenbach. " " " " 295
Einige Bemerkungen auf dem Marsche nach Westphalen durch das Hessenland. " " " " 303
Kassel im März 1795. " " " " " 317
Die preußische Armee rückt in Westphalen ein. " 324

Proselitenmacherei der alleinseligmachenden Kirche, im Jahr 1795. . . . . Seite 333

Münster, die Residenz des Bisthums, das Hauptquartier eines preußischen Truppenkorps, im Frühjahr 1795. 349

Wanderungen in den Bisthümern Münster und Osnabrück, in die Kantonirungen der preuß. Soldaten. Im Frühjahr 1795. 359

Es wird den 5ten April 1795 zwischen Frankreich und Preußen in Basel Friede geschlossen. Dessen Folgen. 379

Berich-

Berichtigungen.

S. 3, Z. 9 v.u. lese man: koalisirten.
— 13, — 13 v.o. — : Maximums.
— 53, — 13 — — : dem st. das.
— 55, — 5 — — : das st. daß.
— 55, — 3 v.u. — : nun.
— 62, — 10 v.o. — : billigen st. beklagen.
— 68, letzte Zeile, — : Oblongums.
— 74, Z. 5 v.u. — : unüberrascht.
— 84, — 2 v.o. — : Pfalz st. Schweiz.
— 97, — 4 — — : betitelte.
— 130, — 13 v.u. — : hinter Theresia, fehlt: als Friedrich der Große.
— 132, — 7 v.o. — : durch einen.
— 159, — 4 — — : Pantomime.
— 176, letzte Zeile, — : Rhein.
— 231, Z. 10 v.u. — : im Brandenburgischen.

S. 263, letzte Zeile, lese man: in den dem Idealismus unzugänglichen.

— 296, Z. 8 v. o. — : Bornheim.

— 308, — 9 — — : weggejagt.

— 313, — 5 — — : jüngster.

— 324, — 10 v. u. — : Warburg.

Reminiszenzen.

Ursprung des Revolutions-Krieges.

Die großen Veränderungen, welche die Revolution im Innern von Frankreich hervorgebracht hatte, äußerten einen sehr großen Einfluß auf die äußern politischen Verhältnisse, in denen dieses Land mit den benachbarten Staaten stand. Die Proklamirung der Freiheit und Gleichheit eines jeden Bürgers im Gebiete der ehemaligen Monarchie, entriß vielen deutschen Fürsten ihre Besitzungen an Ländereien, Domänen und Hoheitsrechten, welche sie, zufolge mehrerer Friedensschlüsse im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, mit Zustimmung der französischen Regierung, besaßen. Vergeblich wurden von den dabei interessirten Ständen des deutschen Reichs durch den Kaiser Leopold bei der Nationalversammlung Vorstellungen gemacht. Diese nahm, um ihren Ideen von

Freiheit und Gleichheit getreu zu bleiben, auf das bisher bestandene und durch Verträge geheiligte Eigenthumsrecht der deutschen Fürsten keine Rücksicht.

Die Mißhandlungen, die man sich gegen Ludwig den Sechzehnten, die Demüthigungen, die man sich gegen dessen Gemahlinn erlaubte, und endlich die emigrirten Prinzen vom Geblüt, welche sehr nahe Blutsverwandten unter den mächtigsten Monarchen von Europa hatten, brachten, wenn auch ungern, doch nothgedrungen, den Kaiser Leopold dahin, sich zum Kriege gegen Frankreich zu rüsten. Die Bitten und Vorstellungen der vornehmen und erlauchten Flüchtlinge, begleitet von dem Gesuch der beeinträchtigten Fürsten um Hülfe bei dem deutschen Reichsoberhaupt, veranlaßten, wenn auch nicht eine feste Allianz, doch eine Koalition mehrerer Mächte, die viele Jahre hindurch dauerte, und nur durch die separaten Friedensschlusse der französischen Republik aufgelöset wurde.

Daß die Nationalversammlung, oder vielmehr die in derselben herrschende Partei, Brissot und sein Anhang, die Gironde, den Krieg verlangte, ist wohl, zufolge der am 20sten April 1792 ergangenen Kriegserklärung, unbezweifelt. Hierin wird als Ursache derselben angegeben:

1) Der den Emigrirten zugestandene Schutz.
2) Die Verbindung des Kaisers mit mehreren

Mächten gegen die Sicherheit und Unabhängigkeit Frankreichs.

3) Die über die Foderungen der in Frankreich possessionirten deutschen Fürsten geäußerten Grundsätze.

4) Die Zurüstungen zum Kriege, und die Weigerung, diese Zurüstungen einzustellen.

Zwar machten die Terroristen und Robertspierre an ihrer Spitze, den Girondisten ein Verbrechen aus dieser Kriegserklärung, und ahndeten die Folgen derselben mit der Guillotine. Im Grunde aber waren sie nur mit der Wahl des Zeitpunkts unzufrieden, in dem der Krieg erklärt wurde. Sie glaubten, daß man erst die Monarchie gänzlich vernichten, Frankreich in eine reine Demokratie (armen Sanskülotten-Staat) verwandeln müsse, bevor man den Anfang mache, durch den Krieg alle civilisirten Völker in Europa zu revolutioniren.

Da also Frankreich den Krieg wollte, so blieb dem Kaiser und den mit ihm realisirten Mächten nur die traurige Alternative übrig, entweder in alle noch so übertriebene Foderungen der Republikaner zu willigen, oder auf gut Glück einen Krieg zu wagen. Daß letzterer gewählt ward, lag in der Politik der Fürsten, welche am vortheilhaftesten dadurch ihre Wünsche zu erreichen, und die Befriedigung ihrer vergeblich gemachten Foderungen zu erlangen hofften. Daß aber der Erfolg des Krie-

ges auf dem festen Lande zu Gunsten der Franzosen und zum großen Nachtheil der koalisirten Mächte ausschlug, lag in der unrechten Beurtheilung des Revolutionskrieges und mancher andern Umstände, die damals nicht, so wie jezt, gehörig beurtheilt werden konnten.

Als das Kriegsfeuer auf dem festen Lande schon wüthete, begann der Krieg zur See mit England. Ueber die wahre Veranlassung desselben herrscht bis jezt gewissermaßen noch einige Dunkelheit. Zwar nahm England die Eroberung der östreichischen Niederlande, die Eröffnung der Schelde, die ernstlichen Drohungen gegen Holland, vorzüglich aber die den 19ten November und 15ten December 1792 publicirten Dekrete zum Vorwand, welche allen alten Verfassungen und stehenden Regierungen den Krieg ankündigten. Aber zu leugnen ist nicht, daß der französische Gesandte Chauvelin in London auf eine unrechtliche Weise behandelt und trotz eines Vertrages von 1786, genöthiget wurde, binnen acht Tagen London zu verlassen. Dies war jenem zufolge als eine Kriegserklärung anzusehn, die auch von Seiten Frankreichs erfolgte. Maret, der Chauvelin als Gesandter folgte, wartete bis dahin und ging alsdann nach Paris zurück. In den Kriegsmemoiren sprachen die englischen Minister von elenden Abscheulichkeiten, Bubenstücken des Konvents, die

man hart ahnden müsse. Dieses unanständige Betragen, begleitet von großen Zurüstungen, nöthigte die Republikaner, so unlieb ihnen auch ein Seekrieg war, wobei sie nichts gewinnen aber sehr viel verlieren konnten, zur Erklärung des Krieges.

Es ist hin und wieder die Frage aufgeworfen worden, ob ein Krieg gegen die Revolution rechtmäßig oder unrechtmäßig war. Man hat aber vergessen, daß das Wort recht und unrecht nur in einem wirklichen Staatsverein einen Sinn hat, wo alle Personen den Gesetzen, vermöge eines wirklichen oder idealischen zum Grunde liegenden Vertrages, unterthan und verbunden sind, ihre erlittenen Beleidigungen nicht selbst zu ahnden, und ihre gekränkten Gerechtsame nicht selbst zu behaupten, sondern von einer vom Staat gesetzten Obrigkeit vertheidigen zu lassen; daß aber in dem gesetzlosen Naturzustande, worin jezt noch die civilisirten Staaten in Europa sich befinden, bei entstehenden Kriegen weder von Recht noch Unrecht, sondern nur von Politik die Rede seyn kann. Es existirt zwar wohl in den philosophischen Schulen, bisweilen auch in Kriegsmanifesten, ein idealisches Völkerrecht, dem aber kein Völkerbund bis jezt die Sanktion ertheilt, und den Inhalt desselben den Staaten zur Pflicht gemacht hat. Sie stehen also, wie die freien Wilden in Amerika, nur unter dem Forum des Gewissens, das nur sich selbst

durch sich selbst zur Begehung oder Unterlassung einer That bestimmen soll*). Es ist daher durchaus am unrechten Orte, wenn der Kriegsrath Genz in dem, übrigens in Hinsicht seiner Darstellung und Gründlichkeit sehr schätzbaren Werke: „Ueber den Ursprung und Charakter des Krieges gegen die französische Revolution" die Rechtmäßigkeit desselben durch folgende Sätze deduciren will: „Wenn," sagt er, „eine Nation Grundsätze aufstellt, die alle gesellschaftliche Ordnung, die Rechtmäßigkeit des (jezt bestehenden) Eigenthums, die (vermuthlich privilegirten) Stände aufhebt; wenn sie diese Grundsätze durch Predigung der Freiheit und Gleichheit in allen Staaten verbreiten will; wenn sie die Straflosigkeit der Verbrechen, den Ruin bürgerlicher Gewerbe begünstigt und nur Brod und Eisen dulden will (als ehedem die Spartaner): so können die benachbarten Staaten mit Recht den Krieg anfangen, um die schädlichen Folgen zu hemmen. Aber wenn eine militärische Einschließung die Revolution in dem Lande, wo sie entstand, fesselte, würden nicht die etwa befürchteten traurigen Folgen

*) In einem Naturzustande kann der Eine den Andern durch zugefügte Uebel wohl nöthigen, ihn mit Beleidigungen zu verschonen, aber nicht strafen; Strafe setzt die Verletzung beschworener bürgerlicher Gesetze voraus.

in den benachbarten Staaten zweckmäßiger verhindert worden seyn? Würden sich nicht die Faktionen vielleicht der Reihe nach aufgerieben und das Ende der Revolution sehr schnell herbeigeführt haben? Wenn dies geschehen wäre, wäre dann nicht ein Krieg unrechtmäßig gewesen, der den Vorwand zum Königsmord, und Anlaß zu gewaltsamen Requisitionen, zu betrügerischer Assignatenfabrikation, zum häufigen Guillotiniren, Füsiliren und zum Vandalismus gegeben hat?" — Es lassen sich unter der Voraussetzung: daß ein Völkerrecht existire, welches die Revolution verletzte, und dadurch die koalisirten Mächte des Völkerbundes zur Züchtigung auffoderte; daß ferner die Regenten von den reinsten Motiven getrieben und edelsten Absichten beseelt wurden, — manche nicht uninteressante Betrachtungen anstellen; nur gehören sie nicht in die Deduktion der Rechtmäßigkeit des Krieges gegen die französische Revolution. Denn der Heereszug ward nur aus politischen Rücksichten, (frei oder gezwungen, das gilt hier gleich viel) von den koalisirten Mächten begonnen.

Ursachen
der von den koalisirten Mächten im Revolutions-Kriege erlittenen Unglücksfälle.

Nie ist ein Heer mit größern Hoffnungen und mit kühnern Erwartungen in den Krieg gezogen, als die Armee der koalisirten Mächte in den Revolutionskrieg gegen Frankreich; aber nie ist der Erfolg gegen alle Erwartung so unglücklich gewesen, und nie sind die Theilnehmer so getäuscht worden, als dies Mal. Die Monarchen glaubten, einem gekränkten Könige Genugthuung zu verschaffen, im Triumph denselben auf einen Thron zu setzen, von dem er herabsteigen mußte. Der Soldat glaubte, sich an köstlichen Weinen zu laben, reiche Beute zu machen, triumphirend in Paris einzuziehen, und nach einer kurzen Lustreise zufrieden und gemächlich wieder in die Standquartiere zurückzukehren. Aber kaum waren die verbündeten Armeen in Frankreich über Verdün hinausgerückt, schon bestimmten die Zeitungsschreiber den Tag, an dem der Herzog von Braunschweig zu Paris im Triumph einziehen würde — als mit einem Mal, mitten im schlimmsten Herbstwetter, die Alliirten, ohne etwas ausgerichtet zu haben, nach dem Rheinstrom zurückeilten. Der fortgesetzt herabströmende Regen raffte viele

Menschen weg; die durchaus verdorbenen und grundlosen Wege ruinirten das Geschütz und die Pferde. Dieser erste Feldzug in der Champagne und die folgenden am Rhein, in den Niederlanden und Italien, waren nur fortgesetzte Zurückzüge. Wenn die Alliirten auch im Frühjahr vorrückten, so drängten am Ende des Jahres die Franzosen dieselben doch wieder rückwärts. Mit jedem Feldzuge mußten sich die verbündeten Mächte von der französischen Gränze entfernen; während die Republikaner auf dem Gebiet der Feinde fortgesetzt vorrückten. — Die Unglücksfälle, welche die Armeen der kombinirten Mächte fortgesetzt trafen, sind im Allgemeinen vorzüglich folgenden Ursachen zuzuschreiben:

1) Der Zeitpunkt war nicht weise zur Eröffnung des Krieges gewählt. Man hätte nicht so lange warten, sondern schon früher den Krieg eröffnen müssen. Ein Jahr vorher war die Partei der Gemäßigten und Königsfreunde noch sehr groß. Viele Mitglieder des National-Konvents waren von den ausschweifenden Idealen der Metaphysik zurückgekommen. Dies bezeugt die bekannte Revision der Konstitution, wozu man sich entschloß. Hätten die kriegführenden Mächte ihnen die Absicht gezeigt, sie in ihren Planen zu unterstützen, dem Monarchen das gehörige Ansehn wieder zu verschaffen und durch die Einführung der Konsti-

tution eine bessere Ordnung der Dinge herbeizuführen, so würden sie vielleicht von einer sehr mächtigen Partei unterstützt worden und in ihrem Vorhaben glücklich gewesen seyn. Ferner hatte die royalistische Partei noch einen sehr großen Anhang unter dem Volke. Zu ihr gehörten eine große Anzahl reicher Eigenthümer, großer vornehmer Herren, deren Einfluß sich auf Millionen erstreckte, und viele Gelehrten, welche allgemein geschätzt und geliebt waren, und vielleicht sehr viel zu dem Gelingen des Vorhabens der Verbündeten beitragen konnten. — Ferner waren früher die Armeen beinahe aufgelöset, die Gränzen schwach besetzt, die Festungen kaum in Vertheidigungsstande; ein großer Theil der vom König ernannten Offiziere hatte sich entfernt, die vom Volk erwählten besaßen kein Ansehn, und die Subordination war fast überall verschwunden. — Alles dieses hatte sich im Jahr 1792 sehr verändert. Die Jakobiner triumphirten, die fortgesetzten Emigrationen hatten die königliche Partei geschwächt, und der Muth und die Kühnheit der herrschenden Faktionen hatte einen sehr hohen Grad erreicht. Jeder gemäßigte Freund der Ordnung und Gesetze ward geächtet, seines Vermögens beraubt und mit dem Tode bestraft. Die herrschende Partei bereitete sich vor, den selbst herbeigeführten Krieg glücklich zu enden. Sie verstärkte die Armeen, versorgte die Festungen; sie

brachte durch das Dekret, daß das Vaterland in Gefahr sey, die zahlreichen Nationalgarden in Thätigkeit, und wählte taugliche und beliebte Anführer. Als daher die koalisirten Armeen im Jahre 1792 in Frankreich hereinbrachen, waren die Republikaner schon gewissermaßen auf einen Krieg vorbereitet.

2) Man beurtheilte die Kräfte der jungen Republik sehr unrichtig. Die Monarchen glaubten, die Revolution habe die Armee desorganisirt, die Subordination vernichtet, und die Finanzen ganz in Stockung gebracht, da die meisten Abgaben abgeschafft wären, und die vorhandenen Hülfsmittel unter den Verwirrungen nicht zweckmäßig und lange würden benutzt werden können. Den bis dahin gemachten Erfahrungen zufolge waren die Schlüsse der Politiker richtig, und wurden durch die Vorspiegelungen der französischen Emigranten, daß die Festungen sich den Alliirten öffnen und die republikanischen Soldaten schaarenweise zu dem Feinde übergehen würden, beinahe zur völligen Gewißheit. Der auf diese Voraussetzung entworfene Plan zum Feldzug im Jahr 1792 läßt dies mit Sicherheit vermuthen. Der damals uns bekannte Lauf und Charakter der in ihrer Art einzigen Revolution betrog aber alle Berechnungen und die sich darauf gründenden Maßregeln der Staatsleute. Der glühende Enthusiasmus für die Könige war

bei den Franzosen in den edelsten Wahn übergegangen, daß jezt der Krieg für Vaterland, Freiheit und Gleichheit geführt würde. Die Alliirten fanden statt Ueberläufer, muthige, zum äußersten Widerstand bereitete Soldaten. Zur Armee stießen alle, welche wegen Unterbrechung der Gewerbe ihren Unterhalt im Kriege suchten. Zu ihnen gesellten sich die, welche Ehre und Ansehn, die überall vernichtet waren, erlangen und sich geltend machen wollten. Hier konnte ferner Jeder seine Talente geltend machen. Keine Rechte, von Dienstjahren hergeleitet, hemmten den raschen Gang zu den ersten militärischen Stellen. Daher so viele Generale, die den Muth der Jugend mit der Weisheit des Alters vereinigten, und die entscheidendsten Siege erfochten. Ueberdies war die Armee eine sichere Stäte gegen die blutgierigen Verfolgungen der tirannischen Faktionen, welche Reichthum, Talente und andere Vorzüge zum Vorwand der so häufigen Einkerkerungen und Ermordungen nahmen. Daher strömten in den ersten Jahren des Krieges zu den Armeen an den Gränzen Schaaren von Freiwilligen. Nur späterhin sah sich die Regierung in die Nothwendigkeit versetzt, zu gewaltsamen Rekrutirungen ihre Zuflucht zu nehmen. — So wie die Revolution eine furchtbare Menge Soldaten schaffte, eben so eröffnete sie ungeheure Hülfsquellen an Gelde. Zwar hatte sich das Defizit ver-

doppelt, da die Einnahmen immer geringer wurden, und Gewerbe und Handel abnahmen und beinahe gänzlich stockten. Nach der bekannten Berechnung des Ritters Ivernois mußte ein baldiger Bankerut den Freistaat vernichten und den Krieg geschwind enden. Aber die Häupter der Revolution erfanden das große Geheimniß, ohne Geld Krieg zu führen. Sie führten die Assignate ein. Nicht weniger als 45 Milliarden betrugen die gesetzmäßig fabricirten Assignate. Als diese keiner annehmen wollte, weil ihr Werth fast auf einige Procente herabsank, so dekretirte man Assignate oder den Tod. Die Einführung des Maximus, wonach jeder Gegenstand des Eigenthums taxirt ward, hätte wohl, wenn es durch Gesetze, wie unter Robespierre's Schrecken-Regierung, hätte können behauptet werden, noch lange das Assignatensystem aufrecht erhalten; aber man hob es auf, und die Assignate verloren ihren Werth völlig. Die drei Milliarden Papiergeld, welche unter dem Namen Mandate vom Direktorium im Jahr 1796 in Umlauf gebracht wurden, leisteten acht Monate hindurch ihre Dienste, ob sie gleich bei der ersten Erscheinung 90 Procent verloren, und zulezt dreitausend Livres Papiergeld nur 1 Livre in Münze galten. Endlich folgten die revolutionären Erpressungen im Innern, die batavischen Restriptionen, die gewaltsamen Requisitionen in der Schweiz, in

Italien und Deutschland *). Alle diese Geldquellen flossen hinreichend bis ins Jahr 1799, wo die republikanische Armee auf französischen Grund und Boden zurückgedrängt worden war, und der junge Freistaat in die schrecklichste Verlegenheit kam. Die mißlungene Expedition der Engländer in Holland, die von den Russen und Oestreichern verlorene Schlacht bei Zürich, bald darauf die Ankunft Bonaparte's aus Egypten, retteten Frankreich vom Untergange. Die Ernährung der Armeen auf Kosten der Feinde gab, so wie die erstaunliche Verringerung der Staats-Ausgaben, demselben über alle noch koalisirten Mächte das entscheidendste Uebergewicht.

Das, was jezt fast Jedermann weiß, konnten die Monarchen Europens, denen nur eine bestimmte jährliche Einnahme und nur eine gesetzmäßig bestimmte Anzahl von Soldaten zu Gebote stand, damals ohne eine verliehene Devinationsgabe wohl schwerlich wissen.

3) Nicht nur an Menge der Soldaten und Reichhaltigkeit an Fonds zur Unterhaltung derselben standen die koalisirten Mächte den Franzosen nach, sondern auch in Hinsicht eines belebenden Motivs, das sie dem ungestümen Freiheitstaumel entgegensetzen konnten. Nur der Ehrtrieb der

*) Man hat berechnet, daß allein dem südlichen Deutschlande der Revolutions-Krieg 160 Millionen Gulden gekostet hat.

Offiziere, und die Furcht, wegen Mangel an Diensteifer gestraft zu werden, begleitete die Soldaten der alliirten Armee ins Gefecht. Diese wirken, wenn nicht eine politische, moralische oder religiöse Triebfeder sie unterstützt, nur sehr schwach. Die kleinen Wirkungen der militärischen Disciplin wurden durch die große Vorliebe, welche der gemeine Soldat für die Grundsätze und Angelegenheiten der Republikaner überhaupt hatte, beinahe ganz vernichtet. Ueberall, wo die französische Armee hinkam, fand sie unter allen Ständen Freunde und Anhänger. Man hoffte durch ihre Gegenwart sehr bald eine neue Ordnung der Dinge beginnen zu sehn, die dem größern Haufen nie gekannte Glückseligkeiten verschaffen, und ihnen Aemter, Würden, Ansehn und Vermögen bringen würde, die sie nach den alten Landesverfassungen nicht erwarten durften. So lange die angränzenden Länder nicht zu sehr mit Erpressungen heimgesucht, nur die Reichen geplündert und die Armen verschont wurden, waren die republikanischen Soldaten lieber gesehen und besser verpflegt und bewirthet, als die koalisirte Armee, die zu ihrem Schutz da zu seyn vorgab, und keine große Anfoderungen an ihre Freunde machen durfte.

4) Was Friedrich den Großen im siebenjährigen Kriege vom Untergange rettete, rettete auch die Franzosen, nämlich Mangel an Einverständniß bei

den koalisirten Mächten. Die Mittel waren eben so mannigfaltig, als die vorgesetzten Zwecke. England, Oestreich, Preußen, Spanien, Sardinien — Jedes hatte seine besondern Absichten, die sich selbst während dem Laufe des Krieges oft veränderten. Wie mannigfaltig waren die Gründe, welche die englischen Minister im Fortgange des Krieges vorgaben? Waren die Zwecke so unbestimmt, so mußten es die dienlichen Mittel noch weit mehr seyn. An harmonischer Uebereinstimmung derselben zu einem Hauptzweck war unter solchen Umständen gar nicht zu denken. Jeder suchte so wohlfeil wie möglich wegzukommen, und wie die separaten Friedensschlüsse bewiesen, für sich so viele Vortheile zu erhaschen, als nur möglich waren. Die französische Armee, welche vom Ausfluß der Schelde an, bis an den Ursprung des Rheins und der Mündung der Etsch in Italien harmonisch manövrirte, konnte daher als ein organisches Ganze die unorganischen Aggregate der koalisirten Heere nach und nach wohl aufreiben, und die vortheilhaftesten Friedensbedingungen für die Republik bewirken.

Anmerk. Hier ist nur im Allgemeinen — zum Verständniß des Folgenden, von den Ursachen des Krieges und dessen verderblichen Folgen für die koalisirten Mächte gesprochen worden. In dem schon angeführten Werke des Kriegsraths Genz, über den Ursprung und Charakter des Krieges gegen die französische Revolution, findet man eine ausführlichere und eben so lehrreiche als interessante Auskunft darüber.

Kurze

Kurze Uebersicht
der Kriegsbegebenheiten, bis zu meiner Ankunft auf dem Krieges-Schauplatz.

Im Sommer des Jahres 1792 rückte der Herzog von Braunschweig mit funfzigtausend Preußen, nach einer vorhergegangenen Proklamation, in Frankreich ein. Da man von der Revolutions-Armee, unter dem Kommando des Generals Dumourier, eine sehr kleinliche Idee hatte, welche die Emigranten sehr geflissentlich unterstützten: so suchte der große Feldherr auf dem kürzesten Wege nach Paris zu gelangen. Der Marsch ging durch die Champagne, ein dürres mageres Weinland. Man befriedigte sich, das kleine Gränzschloß Longwy und das befestigte Verdün einzunehmen, und ließ die andern benachbarten Festungen im Rücken hinter sich. Da man ferner die gehörige Subsistenz für Menschen und Pferde in Feindes Land zu finden hoffte, weil die Ernte schon geendigt war, so vergaß man die Anlegung der Magazine. Die preußische Armee stieß bei Valin auf die Republikaner, die hier in einem festen, mit furchtbarer Artillerie besetzten Lager standen. Man kanonirte sich gegenseitig — doch ohne Erfolg. Bald ward die preußische Armee genöthigt, sich aus Mangel an Subsistenz zurückzuziehn. Der fortgesetzte Herbstregen

brachte verheerende Krankheiten unter die Menschen, die durch die Strapazen auf den grundlosen Wegen sehr tödtlich wurden. Die französische Armee, welche sich bisher vertheidigungsweise gehalten hatte, begann nun offensiv zu agiren. Nachdem es in den Niederlanden den kaiserlichen Generalen nicht gelungen war, auch nur eine einzige Festung zur Uebergabe zu zwingen, sah man Dümourier, mit einem eben nicht beträchtlichen Truppenkorps, die Verschanzungen bei Gemappes, die letzte Schutzwehr der Niederlande, bestürmen, und bis an die holländische Gränze vordringen. Während die Preußen hinter den Rhein bei Koblenz sich zurückzogen, fiel Küstine in die Pfalz; eroberte die erste und wichtigste Festung der Deutschen, Mainz; besetzte Frankfurt und bedrohete Kassel. Den begierig horchenden Deutschen predigte er überall in Proklamationen die Lehre von Freiheit und Gleichheit, und pflanzte allenthalben den Freiheitsbaum mit der rothen Mütze auf. In eben dem Zeitraum hatte Montesquiene Savoyen erobert. Die Preußen scheuchten noch im Winter Küstine aus Frankfurt, und rückten bis an die Festung Mainz vor. Im Frühjahr des Jahres 1793 setzten sie an mehrern Orten über den Rhein, und jagten die Republikaner bis Landau zurück. Mainz ward belagert, und, nachdem die Franzosen sich vergebens bemüht hatten, es

zu entsetzen, von den Deutschen durch Kapitulation eingenommen. Aber die Belagerung dieser Festung hatte den größten Theil des Sommers weggenommen. Nach dem Falle derselben zogen sich die Republikaner in das feste Lager bei Hornbach und in die befestigten Linien von Weisenburg. Die künstlichen Manövers des Herzogs zwangen sie, dieselben zu verlassen, und sich hinter die zweite Linie der vaubanischen Festungen zurückzuziehen. Desorganisirt und unthätig standen hier die Sansculottes. Zum zweiten Mal drangen die Preußen in Lothringen, die Oestreicher im Elsaß ein. Der glückliche Fortgang des zweiten Feldzuges ließ sie die schrecklichen und bittern Strapazen, welche sie in der Champagne erlitten hatten, vergessen, und erfüllte sie mit hoher Zuversicht und kühner Hoffnung. — Man belagerte Landau, und hoffte durch ein Bombardement diese wichtige Festung zur Uebergabe zu bringen: als ich auf dem Kriegstheater anlangte.

Belagerung der Festung Landau im Herbst 1793.

Ich war eben in Manheim angekommen, als mir der ferne Kanonendonner das Bombardement der Festung drei Tage und drei Nächte hindurch verkündete. Die Nachrichten lauteten sehr widersprechend. Bald war Landau entsetzt, bald mit

Sturm erobert, bald mit Kapitulation eingenommen. — Noch war ich drei Stunden von dieser Festung entfernt, als das Belagerungs-Geschütz auf seinem Rückwege nach Mainz mir begegnete.

Auf den Bergen bei Burweiler, das zwei Stunden von dem belagerten Orte liegt, sah ich die Zelte der Belagerer, welche, trotz der feuchten und unfreundlichen Witterung, noch bis tief im November stehen blieben. Die preußischen Soldaten, welche im Frühjahr, bei Eröffnung des Feldzuges, neu gekleidet werden, sind gewöhnlich im Herbst schon abgerissen, und empfinden daher den Einfluß der rauhen Herbstwitterung weit stärker, als die Franken, die gewöhnlich zum Winter neue Montirung erhalten. Da der Krieg am Rhein mehr politisch als soldatisch geführt ward, so fraßen die Menschen, welche die Menschenfreundlichkeit des preußischen Monarchen, die jedes Blutvergießen vermied, im Sommer schonte, die Folgen der Strapazen in der Wintercampagne, in den Lazarethen. Die Todtenliste aus denselben war daher unendlich beträchtlicher, als die Rapports von den im Felde Gebliebenen. Oft hörte ich Kriegsmänner, die den siebenjährigen Krieg mitgemacht hatten, sagen: Wenn der Krieg, wie bei Friedrich dem Großen, mit Schlachten anfängt und mit guten Winterquartieren endigt, so behalten die Uebriggebliebenen fortgesetzte Lust zum Fechten. Wer

Menschen schonen will, muß keinen Krieg anfangen. Zu rechter Zeit vergossenes Menschenblut beschleunigt den Frieden, und beugt größerem Blutvergießen vor. Aber man muß es auch nicht unbemerkt lassen, daß die Franzosen durch ihre Angriffe im Winter die Alliirten zur Wintercampagne zwangen, während sie im Sommer unthätig hinter ihren Festungen stehen blieben. Wenn sie im Winter in Feindes Land vordrangen, so fanden sie den Vorrath der Ernte. —

Landau liegt in einer mit Hügeln besäeten Ebene zwischen dem Rhein und dem vogesischen Gebirge. Am Flusse Queich bei Germersheim fangen sich Verschanzungen an, die sich bis an die Festung dehnen. Bei hinlänglicher Besatzung können die Franzosen nur durch Umgehung genöthigt werden, diese festen Punkte zu verlassen. Man sprach den 11ten November 1793, nachdem schon das dreitägige Bombardement vorüber war, von einer freiwilligen Uebergabe. Ja, sagte ein Freund des in Landau gegenwärtigen Convents-Deputirten Denzel, wenn die Preußen durch die listigen Unterhandlungen der Franzosen in dem Bombardement sich nicht hätten stören lassen, so würden die reichen Leute, welche in der Festung, wohin sie sich geflüchtet hatten, ihre Habe und Gut einen Raub der Flammen werden sahen, wohl mit Gelde und Gewalt den Kommandanten zur Kapitula-

tion gezwungen haben. Die Furcht vor der Guillotine wirkte im Grunde mehr, als der Patriotismus. Beide hätte die Aussicht, ohne Nahrungssorgen im Auslande leben zu können, besiegt.

Nachher machte ein pfälzischer Geometer den Vorschlag, durch die Verdämmung des Flusses Queich, der die Festung umfließt, das Wasser bis in das zweite Stockwerk der in Landau befindlichen Häuser zu bringen, und so die Uebergabe durch eine Summe von einigen tausend Thalern zu bewirken. Wer die Lage des Orts in einem verlängerten Thale, das mit einem hohen Erdwall zugedämmt werden kann, kennt, und weiß, wie sehr durch die starken Regengüsse die Queich im Spätjahr anschwillt, kann wohl die Möglichkeit der Ausführung dieses Planes nicht bezweifeln.

Man erzählte mir folgende Anekdote. Ein preußischer Dragoner ward gefangen in die Festung gebracht. Sein Bruder auf dem Vorposten händigte einem französischen Chasseur, mit dem er sich verständigt hatte, einen Thaler für den Gefangenen ein. Der Franzose giebt die Hand darauf, dem Bruder das Geld und ihm die Nachricht zu bringen. Da er an eine andere Vedette, die nichts davon weiß, geräth, so wird er gefangen und dem Kronprinzen gebracht, der die Belagerung dirigirte. Als dieser den Grund der Gefangennehmung erfährt, so sendet er ihn mit einem

artigen Billet an den Kommandanten in die Festung zurück. — So viel ist gewiß, daß sich bei den gebildetern Preußen und Franken in Hinsicht der artigen Begegnung ein edler Rittergeist zeigte. Beide glaubten, daß sie in vorkommenden Gefechten eine Ehrensache abzumachen hätten, und ihren kriegerischen Ruhm erhalten müßten. Die Franken hatten von der Bildung der Preußen eine vortheilhafte Meinung, die durch eine angestellte Vergleichung mit den Oestreichern sehr gewinnen mußte.

Ein kleines Abentheuer im Anweiler Thale.

Von Burgweiler aus fuhr ich durch das Anweiler Thal zu jenem Theil der preußischen Armee, der in Lothringen stand. Es hat seinen Namen von der kleinen und altmodisch gebaueten freien Reichsstadt Anweiler. Eine Kunststraße führt von Landau zu diesem Orte hin. Sie war durch das Fuhrwerk des Trains und vorzüglich des schweren Geschützes von Grund aus verdorben worden. Neben derselben geht der Fluß, der Landau bewässert, und durch die vielen kleinen Waldbäche, welche sich darin ergießen, vorzüglich im Früh- und Spätjahr, sehr stark anschwillt. Jede Straße von

Frankreich her, ja sogar jeder Fußpfad, war fürchterlich verschanzt. Wer aber nicht das Gebirge forciren kann, der dringt durch Manövers in der Ebene hindurch, welches auch bald nachher von den Franken geschah.

Rechts und links lagen gruppenweise nackte Felsen und mit Laubholz bekränzte Berge, auf welchen sehr zahlreich die Ruinen der Raubschlösser herrlich und ehrwürdig prangen. Seitdem die Adeligen nicht mehr wie die Löwen öffentlich rauben; plündern, gleich Füchsen, die vielen Zigeunerhorden, welche hier nisten, heimlich. Arm und dürftig ist dieses Thal von Natur: wie leer von allen Lebensbedürfnissen mußte es nun seyn, da sich zuerst die landauische Garnison daraus verproviantirt hatte, und nachher die Emigranten, die Franken, Oestreicher und Preußen durchgezogen waren. — So rege auch durch die Motion der Reise und den langen Aufenthalt in der Luft mein Appetit geworden war, so wenig durfte ich doch eine gute Mahlzeit erwarten. Aber eben der Zufall, welcher Könige und Fürsten schafft, verschaffte mir das delikateste Abendessen von der Welt.

Schon war das Thal dunkel; nur die Wipfel der Bäume glänzten noch in den letzten Strahlen der Sonne, als auf einmal der Weg sich um den Berg wendete. — Matt erleuchtet vom schwachen Lichte, stand vor mir eine alte ehrwür-

dige Ruine am Berge. Das Dach war herabgestürzt; in den Fenstern des obern Stockwerks rankte Epheu, und im untern rastete schon tiefe Finsterniß. Wild und unregelmäßig hatten die herabgefallenen Steine Hölen gebildet; der große, breite Thorweg in der Mitte war mit Stücken von abgesprengten Wänden meist ausgefüllt, und ungestüm drängte sich durch diese Trümmern ein reißendes Waldwasser hin. Das Getöse des Wassers ward noch durch das Toben eines belebten Wesens sehr vermehrt, das in der grausen Finsterniß etwas Fürchterliches bekam, indem es mit Gewalt das Wasser an die Wände sprützte. Stumm sah ich mit meinem Kutscher diesem Schauspiele zu. Mit weggewandtem Gesicht wollte dieser einfältige Tropf, der seine erste Reise machte, aus Furcht, daß es spuke, lieber gar nichts sehn, als untersuchen. Ich lächelte, sprang vom Wagen, und siehe! die schönste, fetteste Lachsforelle hatte sich aus einem alten, hinter dem Schlosse befindlichen und mit Rohr bewachsenen Teiche, zwischen diesen Ruinen verirret. Wie freudenvoll erhaschte ich diese kostbare Beute, und dachte an Elias Raben. — Nicht nur mich selbst konnte ich sättigen, sondern noch zwei eben so hungrige Emigranten damit traktiren. Von dem neugierigen Wirth aber mußte ich deshalb ein kleines Examen aushalten. — Wie theuer sie sey? — Ich glaubte, zwei Gulden wäre viel. — Herr!

rief er aus, dies Gericht ist 6 und wohl noch mehr werth; selbst der Herzog mögte sie schwer bekommen. So sehr er mich auch inquirirte, ihm den Ort zu nennen, wo ich sie erhalten, so verschwieg ich ihn doch, und seine Neugier ward endlich gestillt, als ich ihm versicherte, ich habe sie von einem Müller gekauft. — Mit Grausen und Furcht blieb ich diese Nacht an einem Orte, der öfters von Raubgesindel überfallen worden war. Mit Anbruch der Tagesdämmerung setzte ich meinen Weg fort, bald über hohe Bergrücken, bald über steile Abhänge hinunter. Fast alle Augenblicke zeigten sich mannigfaltige Bergthäler, nackte Felsen, oft so künstliche Steingruppen, als wenn Menschenhände dabei geschäftig gewesen wären; bald bedeckten dunkle Buchenwälder den nackten Felsenscheitel. So wie die Berge in die Ebene sich verlieren, — liegt Pirmasenz am Abhange der Bergkette da.

Das Schlachtfeld bei Pirmasenz.

Nun war ich an einem Orte, wo die preußische Taktik ruhmvoll über den französischen Ungestüm gesiegt hatte. Wer dies Lokal in militärischer Hinsicht kennen zu lernen wünscht, kann durch

die kleine Schrift und Karte, welche der Flügeladjutant von Grawert anfertigte, sich hinlänglich belehren. Die Stadt, durch die man nach dem Schlachtfelde hingeht, liegt der Länge nach an dem sanften Abhange eines Berges; die Straßen sind eng, bergigt, und waren durch das viele Fahren des schweren Geschützes so verdorben, daß die Steine in dem Kothe gewissermaßen beweglich waren und schwammen. Auf der Anhöhe selbst liegt das fürstlich-darmstädtische Schloß, von wo man über die Stadt hin die ganze benachbarte Gegend schauen kann. Das große, von keinen Säulen getragene Exerzierhaus erinnerte mich an Darmstadt; die preußische Montur einiger Schloßwächter an das Unglück der Unterthanen kleiner Reichsfürsten, die ihren Duodezstaat, wie Preußen, zu einem militärischen — um Soldaten spielen zu können — erheben. Alles wurde hier in Bereitschaft gesetzt, um die Garde für den Winter einzuquartieren. Die Magazine waren gefüllt, die Lazarethe voll; aber — nach vierzehn Tagen zogen die Franken ein.

Dicht vor dem Stadtthore stand vorher bei der Affaire das preußische Lager, welches aber keine Verschanzungen an der Fronte hatte; daher gelang es den Franken, die Preußen bis an die Stadtmauer zu werfen. Die preußische Kavallerie brach hingegen in die Flanke, und zwang sie zu einem

raschen Rückzuge, wo sie an 3000 Mann eingebußt haben sollen. Eben die tiefen Gründe, in welchen sie zum Theil unbemerkt herangeschlichen waren, und worin sie sich warfen und zusammengedrängt zurückfliehen mußten, waren Schuld, daß ihr Verlust so beträchtlich ward. Eilig hatten sehr Viele ihre ganze Armatur weggeworfen. Mit Ungestüm greift der Franke an, ist aber im Fliehen nicht leicht wieder zum Stehen zu bringen. Von den Anhöhen herab sieht man die dem äußern Anschein nach ebene Gegend mit furchtbaren Vertiefungen, deren Seiten oft sehr jäh sind, durchschnitten. In dem Wiesengrunde derselben fließt ein kleiner stiller Bach. In diesen mit Laubholz bewachsenen, oft aber auch ganz kahlen Schlüften, sieht man bald eine einsame Mühle, bald eine Rinne zwischen Steinklumpen. Durch solche tiefen Thäler ziehen sich die Wege und Fußpfade nach der fränkischen Gränze, nach Schweigen, Hornbach, Bliskastel, Bitsch und Saarlouis hin, hinter denen jezt die fränkischen Armeen standen, zum Rückzuge nach Lothringen durch die trefflichen Manövers des Herzogs von Braunschweig gezwungen.

Folgen
des mißlungenen Sturmes auf die lothringische Bergfeste Bitsch.

Ueber Berg und Thal eilte ich zu Pferde nach dem Hauptquartier der Preußen in das lothringische Dorf Schweigen. Es war der Morgen nach der unglücklichen Nacht, wo der Sturm der Preußen auf Bitsch mißlungen war. Daß man die Eroberung dieses Bergschlosses für sehr wichtig hielt, erhellt daraus, daß der Herzog von Braunschweig tausend ausgesuchte Leute, wovon ein Drittheil von seinem schönen Regimente war, dazu bewilligte. Man glaubte, dieser Feldherr sey überzeugt gewesen, daß, wenn die Alliirten sich mit ihren Armeen hätten an diese Bergfeste anlehnen können, sie besser die Belagerung von Landau gegen die herandringenden Franken würden haben decken, und in gedrängten Kantonirungen sich den Winter hindurch in Lothringen halten können. Andere Kriegsverständige meinten: dazu hätte die Eroberung dieser kleinen Bergfestung wenig beitragen können; denn noch selten hätten Frankreichs Feinde in diesen Gegenden überwintert, sondern sich entweder bis unter die Kanonen von Mainz oder wohl gar hinter den Rheinstrom zu-

rückziehen müssen. Da im späten Herbst wegen der ausgeleerten Dörfer aus der Nähe, und wegen der schlimmen und sehr verdorbenen Gebirgswege aus der Ferne nicht hinreichender Proviant hätte herbeigeschafft werden können, so wäre Bitsch doch während des Winters wieder in französische Hände gekommen. Diese Meinung hat für den, der das dortige Terrain kennt, und in der Kriegsgeschichte jener Gegend bewandert ist, ein großes Gewicht. Doch die sich selbst widersprechende Politik der Alliirten verdarb am Ende Alles.

Mit Mühe knetete ich mit meinem Pferde durch den weichen Lehmboden, und kam gegen 11 Uhr in das preußische Lager bei Schweigen. Zwischen diesem lothringischen Dorfe und der kleinen Stadt Hornbach liegt in einer ovalen Gestalt ein großer ebener Platz von etwa einer Stunde im Umfange, der fast von allen Seiten mit tiefen Thälern und Schlüften umringt ist. Dies ist das so berühmte und von Natur stark befestigte Hornbacher Lager. Aber so trefflich manövrirte der Herzog, daß die Franken es in größter Eil von selbst verließen.

Als ich in dem Lager ankam, wußte ich noch nichts von der üblen Affaire. Truppweise standen ganze Rotten Soldaten da, steckten geheimnißvoll die Köpfe zusammen, und druckten mit der lebhaf-

testen Pantomime etwas Tragisches aus. Mehrere, die selbst dabei gewesen waren, erzählten, daß Steine und Balken und eine Menge Kugeln groß und klein sie begrüßt hätten, statt der freiwilligen Aufnahme, die verabredet gewesen seyn sollte. Mancher hatte nur verwundete Zehenspitzen, weil er sich dicht an die Mauer gestellt, und so sich gesichert hatte. Andere sprachen von schlechten Handwerkszeugen der Zimmerleute, von schlechter Anführung und von Verrätherei. Sie meinten, eine einzige Kanone hätte Wunder gethan, und priesen sich glücklich, dem offenbaren Tode entronnen zu seyn. Man bedauerte 500 sehr brave Soldaten, die theils todt, theils verwundet am Fuße der Bergfeste unter dem Kanonenschuß lagen, und nicht gerettet werden konnten. Die Parole ward ausgegeben. Fortgesetzt brachte man Verwundete. Mehrere tödtlich blessirte Offiziere, die auf Baumwagen lagen, fuhren langsam, wie im Leichenzuge, bei der Wachtparade vorüber. Der Herzog stand ernst mit seinen in den Waffen grau gewordenen Generalen da, und aus dem gesenkten Blick ließ sich Manches schließen. Tief sah man hier in das Lothringische hinein, wo in der Ferne die Bergfeste sichtbar war. — Fortgesetzt schallte in den Gebirgen der Kanonendonner bei benachbarten detaschirten Korps, und murmelte wie ein aufsteigendes Gewitter. Zwar stand noch das Hauptla-

ger; aber alle Anordnungen verriethen einen nahen Rückzug.

Da ich hier die nicht fand, welche ich suchte, so gerieth ich in keine kleine Verlegenheit. Woher Fourage nehmen? Vier Stunden rückwärts nach Pirmasenz war für ein hungriges, sehr abgemattetes Pferd zu viel. In Feindes Land in der Nacht herumirren, noch gefährlicher. Ich erkundigte mich auf dem Feldpostamte; aber seit 24 Stunden hatte sich die Lage der Armee sehr verändert. Doch stärkte ein Landsmann, den ich fand, mich und meinen Gaul. Aber was half es, fort mußte ich. Ueberall begegneten mir flüchtende Landleute. Von Blieskastel her, wo der General Kalkreuth stand, brüllte mir der Kanonendonner entgegen. Truppengepäcke, das sich zurück zog, fand ich genug, nur die nicht, zu denen ich gehörte. Endlich, bei zunehmender Dämmerung, traf ich glücklicher Weise zu meinen Bekannten und Freunden in Mittelbach, einem Dorfe, das eine Stunde von Zweibrücken liegt. Hier war ich froh, auf der Diele, in meinen Mantel gehüllt, schlafen zu können. Müdigkeit ließ das harte Lager vergessen; durch Gefälligkeit bekam ich hinreichende Fourage, und konnte nun wieder den andern Morgen weiter. Aber wohin? Ich mußte wieder 6 Stunden zurück nach Pirmasenz, wo ich meine Bagage gelassen hatte. Zweibrück ward mir zum Rendezvous bestimmt.

Wie

Wie aber nach Pirmasenz kommen? Den Weg, den ich geritten war, durfte ich, nach dem was vorgegangen, nicht wieder betreten. Zwar wußte ich davon nichts, aber ich ahnete es gewissermaßen. Man beschrieb mir einen andern Nebenweg, der ungefähr zwei Stunden rückwärts von dem hornbacher Lager diesseits der Hornbach ging. Er war überall mit Strohwischen bezeichnet, die mich glücklich recht führten. Zu meinem Erstaunen befand ich mich schon hier unter der Feldwache der preußischen Armee, welche die Nacht das Lager abgebrochen, und sich zurückgezogen hatte. Ging ich über Schweigen, so gerieth ich unter die Franken. In Waldhausen, einem Dorfe, fand ich eine starke Besatzung, und Morgens um 10 Uhr halfen die Grenadiere, welche die Nacht hindurch marschirt waren, die Kirmes feiern, und machten bei Geigen und Pfeifen noch ein Tänzchen mit. In Pirmasenz fand ich alles mit Anlegung neuer Schanzen und Ausbesserung der alten beschäfftiget. Daraus schloß ich, daß man wohl im Ernst hier überwintern wolle. Indem ich von hieraus auf der Chaussee nach Zweibrücken zog, fand ich alles in völligem Rückzuge aus Lothringen. Man nannte mir denselben mit einem mir damals noch unbekannten militärischen Kunstausdruck: „Veränderung der Position."

Fata auf dem Rückzuge von Zweibrücken.

Zweibrücken, die Residenz der jezt ausgewanderten Herzoge, hatte durch den Krieg ein sehr lebhaftes Ansehn bekommen. Zahlreiche Soldatentrupps, Marketender, Pack- und Proviantwagen, zusammengetriebene Ochsenführer aus Lothringen, füllten die Straßen. Glücklicher Weise ward mir ein treffliches Quartier in dem so genannten Schlößchen, bei der Familie eines von den herzoglichen Leibchirurgen angewiesen; der Hausvater war mit dem Herzoge emigrirt und in Manheim. Ein bejahrtes Mütterchen, nebst sechs schon ziemlich alten Töchtern, die alle, wenn auch nicht schön, doch artig und hülfreich waren, wohnten hier. Man fragte mich, als ich von einem Ritt nach dem Truppenkordon zurückkehrte, ob wohl die Preußen hier überwintern würden? Mit einer dreisten Miene verkündete ich ihnen, daß die Höhen der Berge mit zu viel Geschütz bepflanzt wären, und die preußischen Soldaten so zahlreich vor der Stadt ständen, daß wohl schwerlich die Franken den Angriff wagen würden. Wenn das wahr wäre! entgegneten sie, gern würde man die Preußen den Winter hindurch verpflegen; denn die Franken haben gedrohet, vorzüglich das, was dem Herzoge an Gebäuden gehört, zu plün-

dern, und das schon ruinirte Schloß völlig zu zerstören. Es geht die Sage, daß übermorgen Mittag der junge französische General Hoche hier speisen will. Ich beruhigte sie, indem ich sie auf die preußische Tapferkeit verwieß. Sie schliefen eben so ruhig, als ich, müde von den ungewohnten Strapazen. Kaum war der Morgen angebrochen, als die Bagage des hohenloheschen Korps durch die Stadt zog, die Fourage geladen und rückwärts gebracht wurde. Der Kanonendonner näherte sich. Gegen Mittag hallte er schon so fürchterlich in der Nähe der Stadt, daß die Fenster bebten. Mein Trostsermon wurde davon überschrien. Alles lamentirte; aber besonders war diese weibliche Familie in tausend Aengsten. Gern wollten sie aus dem Schlosse die Sachen in die Stadt bringen und dort verbergen lassen; aber man kannte die drohenden Nachforschungen, dergleichen geborgene Sachen herauszubringen. Auf einmal musterten sie meinen Wagen, umringten mich sämtlich, und baten als germanisirte Franzosen, bald deutsch, bald französisch, je nachdem der Geist der Angst ihnen die Worte eingab. Ich ward gerührt und stumm. Sie deuteten dies zu ihrer Gunst, und mit einem Male stand ein großer Kasten mit ihren besten Sachen auf meinem Wagen. Sie empfahlen alles meiner Ehrlichkeit; eine Bekanntschaft von zwei Tagen hatte mir dies Zutrauen verschafft. So lieb mir dies war,

so drückend auch war der lästige Kasten, den ich bis Manheim schaffen sollte. Der schlimme Weg, meine von Strapazen sehr mitgenommenen Pferde, weissagten mir schon beim Hinaufklettern der Anhöhe vor der Stadt, die nach Käfthofen führt, daß ich schwerlich ein Wort würde halten können, das Menschlichkeit mir abgepreßt hatte. Ich wandte mich an meine Kameraden, die schon länger im Kriege gewesen waren und also besser Rath zu schaffen wissen mußten, als ich. Aber statt Hülfe empfing ich Vorwürfe. Im Kriege, rief mir ein sonst menschenfreundlicher und gutgearteter Mann entgegen, heißt es: Jeder für sich, Gott für uns alle! Werfen Sie den Kasten weg. Ein glücklicher Zufall hinderte indeß diese am Ende nothwendige Maßregel. Ich sah bekannte Soldaten die in Requisition gesetzten Fouragewagen eskortiren, welche lothringsche Bauern von ihren Ochsen ziehen lassen mußten, und versprach ein Biergeld für den Transport alter Wäsche, wofür ich die Sachen ausgab. So schleppte ich mit Angst und auf meine Kosten bis nach Weißenburg, zehn Tage hindurch den Kasten mit mir. Ein Freund des Leibchirurgus schaffte ihn nach Manheim. Von hier schrieb mir dieser Mann einen sehr verbindlichen Brief, worin er mir seine Dienste anbot und seinen Dank recht innig bezeigte. Ich antwortete ihm, daß ich ihm diesen Gefallen sehr gern erzeigt hätte; sollte ich einmal nach Manheim kommen, so würde ich

bloß bitten, mir dort die Merkwürdigkeiten des kurfürstlichen Schlosses zu zeigen. Er versprach es; aber ich muß nun auch zur Ehre der Wahrheit sagen, wie dieser Hofmann seines Versprechens sich entledigte. Zufälliger Weise kam ich nach Manheim, und erinnerte ihn. Er versprach aufs neue und alles mit der größten Höflichkeit. Da mir am folgenden Tage, bei meinem kurzen Aufenthalte, die bestimmte Stunde zu lange ausblieb, so machte ich noch einmal meine Visite, sagte ihm: ich sey ganz fremd, und kenne nur ihn. Er entschuldigte sich mit künstlichen Wendungen, versprach, mich morgen im Pfälzer-Hofe, wo ich logirte, zu besuchen, seine Schuld abzutragen und meine Wünsche zu erfüllen. Aber er erschien nicht. Wie ich mich wieder meldete, ließ er sich, ob ich ihn gleich am Fenster gesehen hatte, unverschämt genug, verleugnen. Um des Dankes Willen hatte ich es nicht gethan; so unangenehm mir nun dieser auffallende Undank war, so zeigten sich mir hingegen auf meinen Wanderungen viele gute Menschen, wenn auch nicht in der Atmosphäre der Hofluft, doch unter der gemeinen Menschenklasse, in Dörfern und kleinen Städten, die mich mit der Menschheit wieder aussöhnten.

Ich stand dicht vor Zweibrücken mit dem preußischen Gepäcke auf dem sogenannten Kreuzberge. Von Hornbach her sah man eine furchtbare Linie

von Artillerie avanciren. Eine feindliche Kanone blitzte nach der andern ab, und rückte dann weiter vorwärts. Eben ging die Sonne unter. Die Preußen sah man, aus den Schanzen hervor, den Berg hinan eilen, und mit Pelotonfeuer den kühnen Feind zurücktreiben. Auf einmal schwieg das große und kleine Gewehrfeuer, und tiefe Stille herrschte. Ich wollte noch einmal in die Stadt zurück. Aber plötzlich tönte ein Geschrei daher, das mit tausend Stimmen in den Lüften sich mischte. Die Wagen fuhren untereinander, die Thoreingänge verstopften sich, die Lärmtrommel dröhnte, Soldaten tobten und fluchten, Weiber weinten und schrien. Alles rief: die Franzosen sind schon im Thale! An einigen Orten rauchten die angesteckten Magazine; Haufen von Flüchtigen stürzten aus der Stadt; wohlgekleidete Weiber in seidenen Envelopyen trugen ein Bündelchen mit Sachen; andere hatten ein Kind auf dem Arme, ein anderes trippelte an der Hand neben her. Gutgekleidete Männer, Mädchen mit bepackten Körben, alles lief in buntem Gewühl beim Einbruche der Nacht. Wohin? das wußten viele, die ich fragte, selbst nicht. Im schlechtesten Wege sah ich einen alten fürstlichen Rath keuchend fortgehen. Statt des abgeladenen Kastens hatte ich nun einen Passagier, der nicht weniger schwer war. Schnell brach die Wagenburg auf, beglei-

tet von zweibrückischen Flüchtlingen. Des Nachts wurden die Kanonen aus den mächtigen Schanzen weggefahren.

Kaum hatte ich das Kriegstheater betreten, und schon mußte ich alles Ungemach einer Flucht (kriegerisch: eine Retirade) ertragen helfen. Hunger und Durst, Kälte, welche des Nachts die rauhen Winde noch empfindlicher machten, plagte mich bald mehr, bald weniger. Mit dem Gepäck fuhren wir bis zu dem Dorfe Kästhofen. Da dasselbe mit Artilleristen, die eine Schanze dort zu vertheidigen hatten, belegt war, so mußten wir uns begnügen, unter freiem Himmel zu bleiben. Die wenigen übriggebliebenen Zimmer hatten die Emigrirten aus Zweibrücken in Beschlag genommen. Da die Nachtluft so empfindlich wehete, so patrollirte ich im Dorfe umher, und fand (es war schon 11 Uhr), ein Zimmer in einem Wirthshause, worin nur ein alter Mann, in einem ziemlich abgetragenen Mantel, ganz allein saß. Ich bot einen guten Abend. Man antwortete mit einem stummen Nicken. Ich ging in dem warmen Zimmer auf und nieder. „Hier ist es nicht erlaubt zu bleiben!" kam einsylbig heraus. Warum nicht? erwiederte ich: in einem Wirthshause nur eine Person? und in solcher rauhen Witterung? Er versicherte mir: dies Zimmer wäre für einen vornehmen Herrn bestimmt, den man erwartete. Ich entgeg-

nete: so lange wolle ich auch warten, und dann gehen. Endlich trat der Fremde aus seinem Inkognito hervor und nannte sich; es war ein kranker preußischer General von S. Nun mußte ich das Zimmer trotz aller Protestationen räumen. — Der inhumane Mann beklagte sich noch nachher über meine zudringliche Bitte, wie er es nannte. Nur seine Kränklichkeit entschuldigte ihn bei mir.

Ich suchte ein anderes Zimmer. In einem Hause hörte ich eine lebhafte Unterhaltung in schlesischem Dialekt, der mir bekannt war. Ich trat näher. Die Stube war gedrängt voll von zweibrükkischen Einwohnern und Kanoniers; auch nicht ein Trunk Wasser war zu haben. Die vielen Pferde hatten die Brunnen ausgeleert; in der dicken Finsterniß wagte sich keiner von der Höhe, worauf das Dorf lag, in die tiefen Thäler, worin trübes Kreidewasser floß, weil Einige schon verunglückt waren. Auch nicht für 12 Batzen verschaffte man mir einen Tropfen. Endlich rief mich ein Grenadier vom Regiment Hohenlohe in das finstre Haus, und bot sich von freien Stücken an, weil ich mit ihm in seinem Dialekt von seiner Heimath gesprochen hatte, mir aus seiner Feldflasche den letzten Trunk mitzutheilen. Es war Kreidewasser, das, so schlecht es war, doch den Durst löschte. Den guten Willen bezahlte ich mit 6 Batzen. Schon mußte ich mich entschlie-

ßen, wieder hinauszuwandern, als mir ein Kanonier, auf Zureden des muntern Pater Johannes aus Breslau, für drei Batzen seine Schlafstelle auf dem Strohlager abtrat. Da sehr viele Lagerstellen nöthig waren, so mußten alle Zweibrücker traurig um Mitternacht weiterziehen: wohin? wußten sie selbst nicht. Ich legte mich an das eine Ende der Streu; daneben stand ein schmales Bänkchen, worauf sich der ziemlich korpulente Kriegsmann, der mir seine Stelle abgetreten hatte, legte. Kaum waren etwa zwei Stunden vergangen, als plötzlich Lärm entstand, und zum Aufbruch des Gepäckes gerufen wurde. So sah ich mich geprellt und war noch obendrein von einer unangenehmen Einquartierung nicht gänzlich verschont geblieben. — Der Mond fing an die Nacht zu erhellen; die Bagage retirirte in forcirtem Marsche nach Pirmasenz. Wir beneideten unser glückliches Loos, als wir die preußischen Infanteristen bataillonweise bivakiren, das heißt: ohne Zelt, Feuer und Decke, zum Anfang des Decembers, unter freiem Himmel liegen sahen. Mancher Schnurrbart zitterte vor Kälte, hatte die Patrontasche unter den Kopf, und den kleinen kurzen Rockzipfel über den Magen gelegt, um sich zu wärmen. So lag auch hier die schön montirte preußische Garde, die, um den Rückzug zu decken, in der Nacht von Pirmasenz wieder hatte ausrücken müssen.

Bei Pirmasenz mußten wir Zelte aufschlagen und Wachtfeuer anzünden. Die Stadt und die Gegend wimmelte von Soldaten. Von hieraus bezogen die Preußen die Defensionslinie, wodurch sie die Belagerung von Landau decken wollten. Sie schloß sich an die Kaiserlichen im Elsaß bei Weißenburg, und ging von da durch das Gebirge nach Anweiler, Kaiserslautern u. s. w. Aber ach! auch diese Quartiere waren den Preußen nicht vergönnt, obgleich der Herzog bei Kaiserslautern drei Tage hindurch einen sehr glorreichen Sieg gegen die Franzosen erfochten hatte.

Bemerkungen auf dem Zuge nach dem Elsaß.

Da das hohenlohesche Korps bestimmt war, sich an den östreichischen rechten Flügel anzuschließen, so ging ich mit demselben bis nach Weißenburg, in der festen Meinung, dort in den schönen Ebenen des Rheins die sehnlichst gewünschten Winterquartiere zu erhalten. Tag und Nacht ging es durch das Anweiler Thal bis nach Barbelroth. Die reichen Einwohner dieses Ortes waren ausgeplündert. Sparsam waren die Nahrungsmittel vorhanden; nur durch Galanterien, die ich einer alten häßlichen Jungfer sagte, die noch Mitleiden mit jungen Mannspersonen hatte, bekam ich Wein und Fleisch. Ich konnte daraus merken, daß ich an der Gränze eines Landes war, wo die Galanterien zu Hause gehören und gut aufgenommen werden. — Mein Wirth war ehemals wohlhabend und während der Anwesenheit der Franken Maire gewesen. Er hatte viele politische Kenntnisse, war belesen und gebildet. Ich gewann sein Zutrauen, und hatte das Vergnügen, manche von den Dekreten zu sehen, die zu hunderten damals von den fränkischen Gesetzgebern täglich gemacht wurden. Er holte sie aus den verborgenen Oertern vor, wohin er sie vor den Oestreichern versteckt hatte. Damals er-

regte so etwas sehr die Neugier, und hatte wegen seiner Neuheit großes Interesse. Während der ersten 18 Tage des Decembers hörten wir immerwährend vom Morgen bis zum Abend kanoniren; aber nur in der Ferne. Zwar hatte der National-Konvent befohlen, coute qu'il coute Landau zu entsetzen. Aber keiner achtete darauf, wegen der festen Position, welche die Franken forciren mußten. Zulezt wurden wir des beständigen kleinen und großen Gewehrfeuers so gewohnt, daß man scherzweise zu sagen pflegte, wenn das Schießen anging: Nun haben die Franken abgekocht; und wenn mit Sonnenuntergang das Geschütz schwieg: Nun vespern sie. Da die Witterung sehr angenehm und milde war, so schwärmte ich in dieser schönen paradiesischen Gegend umher.

Zuerst zog ich nach Bergzabern. Diese mittelmäßige Landstadt von ungefähr 4000 Einwohnern liegt am Fuß der vogesischen Gebirge. Dabei ist eine alte Burg, mit breitem Graben umzogen, die für einen preußischen Einwohner viel Interesse hat, weil die eben so liebenswürdige als verehrte Königinn von Preußen hier sich bildete, und fern vom Geräusch der Höfe, in ländlicher Stille ihr Herz zu edlen Gefühlen erwärmte, und mit den gehörigen Kenntnissen ihren Verstand bereicherte. Die Franken hatten in dieser, so wie in manchen an-

dern zu Deutschland gehörigen Ortschaften, weil sie der Republik schwuren und einen Maire wählten, weiter keinen Schaden gethan, als daß sie die adeligen Wappen überall abrissen. Die Stadt war während des Feldzuges mehrmals in einer sehr schrecklichen Lage. Von einer Seite auf den Anhöhen, die über diesen Ort hervorragen, standen die Deutschen, auf der andern die Franzosen, als sie noch die Weißenburger Linien behaupteten. Die Kanonenkugeln flogen auch manchmal in die Stadt. An der Chaussee, die in gerader Linie nach Weißenburg eine sanfte Anhöhe hinangeht, sah man noch die traurigen Reste eines emigrirten Erzbischofes hervorragen, der mit dem Kreuz in der Hand die Emigranten anführte. Er und alle seine Begleiter wurden zerschmettert. Diesen, den Deutschen gehörigen Ort, hatten die Oestreicher sehr mitgenommen. Vorzüglich zeichneten sich die furchtbaren Rothmäntel aus, welche man mit Aussichten auf große Beute am Rhein hingelockt hatte. Sie scheinen bei den Oestreichern das zu seyn, was die Kosacken bei den Russen im siebenjährigen Kriege waren. Wo nichts zu hoffen ist, da ist nicht viel mit ihnen anzufangen, wo es aber etwas zu plündern giebt, stürmen sie gern. Diese Leute konnten größtentheils kein anderes Deutsch, als — Giebs her (nämlich Geld). — Man nannte sie daher Gibser. Sie hatten mit ihren türkischen

Messern eine große Fertigkeit, den Kopf vom Wirbel abzulösen. Ein Prediger aus Bergzabern, den man Patriot hieß, (ein Wort, womit man Jeden vogelfrei erklärte) ward auf der Straße beraubt, nackend ausgezogen, und nur der schnelle Rückzug bewahrte den Kopf auf dem Rumpfe; auch schlichen, während sich die Heere gegenseitig kanonirten, die Rothmäntel sich in die Häuser, setzten den Einwohnern das Messer auf die Brust, und erpreßten von ihnen Hab' und Gut. Beim Einmarsch der Preußen waren sie so besorgt, daß man sehr viele Laden verschlossen sah. Aber wie kontrastirte die preußische Mannszucht mit der östreichischen. Bald ging Jeder wieder seinem Gewerbe nach. Indeß, so wie diese retirirten, verschlossen Viele ihre Häuser, versteckten ihre Sachen, oder emigrirten, weil die Oestreicher vielleicht durchkommen konnten. Für die Franken waren sie nicht besorgt, denn von denen waren sie artig behandelt worden.

Sowohl an diesem Ort als auf den benachbarten Dörfern, sah ich fast in jedem Hause, wo ich war, hölzerne Blaserohre, durch die man des Nachts, beim Schein von Kienfeuer, die Seidenschwänze erlegt, welche von Norden hier durch nach Süden ziehen. Bei Tage verweilen sie in den Eichen- und Buchenwäldern, und übernachten auf den Tannen. Hier sitzen sie in dichten Reihen. Alles geschieht, ohne zu sprechen. Einer trägt das Feuer, der

zweite schießt, der dritte sammelt auf. Vom Feuer geblendet, sitzen die Vögel ruhig, wenn auch die Nachbarn rechts und links fallen. Sie sind wie die leipziger Lerchen wohlschmeckend, und werden wie diese verschickt. Ihr Durchzug ist mehrentheils zwischen Michaelis und Weihnachten. Seit 1783 sollen sie aber seltener anzutreffen seyn.

Zufälligerweise trat ich in eine katholische Kirche, an dem Tage der unbefleckten Empfängniß Mariä. Hier stand ein Kapuziner mit einem langen Bart, und redete mit versoffener heiserer Stimme und trockener Geberde, indem er die Arme in die Seite stemmte; versprach den Gläubigen hunderttägigen Ablaß, und ging, mit verblümten Reden aus dem Hohenliede Salomonis, immer um die subtilsten Stellen. Die andächtigen Alten staunten mit offenem Munde und kreuzigten sich, ob der Erhabenheit des Geheimnisses; die Mädchen, welche die feine Unsäterei bemerkten, lachten und erröthteten. Dies am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, in einem fast ganz protestantischen Lande! Die menschliche Vernunft ist doch in Wahrheit ein trauriges Licht, bei dem man nicht die Scheidemünze des Betruges von dem echten Gepräge der Wahrheit unterscheiden kann. Der Mensch glaubt lieber aufs Wort jedem Laien, als daß er den Verstand gebraucht, der so zum Denken, wie die Füße zum Gehen, geschaffen ist. Lieber ist dem großen

Haufen der krasseste Aberglaube, als ein milder Lichtstrahl der schmucklosen Wahrheit. Selbst der Unglaube berückt mit Demonstrationen so den irre geleiteten Verstand, daß er mit dem Herzen in ewigem Widerspruche steht. Man mögte wie Blumauer bitten, um nicht fortgesetzt auf beide Abwege, Aberglauben und Unglauben, zu gerathen, entweder den Verstand oder das Herz zu verlieren.

Man kann sich keine paradiesischere Gegend denken, als die bei dieser Stadt. In den Thälern Wiesen, auf den Hügeln Korn- und Weinfelder mit Obstbäumen bestanzt; die hohen Scheitel der Berge mit Laub und Nadelholz bekränzt. Sie neigen sich gegen Mittag hin. Ein Theil derselben ist in einen englischen Garten verwandelt, wo man aus den dicht verwachsenen Gängen bald einen Theil der Stadt, bald Felder und Wiesen, bald die Rheinniederungen, mit unzähligen Ortschaften besetzt, bald den Rheinstrom silbern durch den blauen fernen Dunst hingleiten sieht. In der Ferne des Horizonts wird man den Schwarzwald, weiterhin die kolossalischen Schweizergebirge gewahr. Wenn der Schatten des Abends diese Promenade etwas dunkler gemacht hat, so sieht man noch den matten Sonnenschein auf den fernen Schneegebirgen.

In den eben so schönen als fruchtbaren Gegenden sah man überall die Verheerungen des Krieges: die Alleen an den Landstraßen, größtentheils aus Obstbäumen bestehend, waren umgehauen und die Sträucher abgesäbelt; überall waren aufgeworfene Schanzen und die Brandstecken der Wachtfeuer zu sehen.

Die Ortschaften enthalten keine Bauern, sondern Bürger, weil Jeder hier das Bürgerrecht sich erkaufte. Ich fand hin und wieder sehr polizirte Leute, die einen Lesezirkel hatten, wo freilich neben manchem nützlichen Buche manche schale Schrift kursirte. Indeß bemerkte ich sehr viele politische Flugschriften, auch die rapsodischen Bücher des amerikanischen Freiheitsapostels Paine. Die deutsche Sprache nähert sich in diesen Gegenden dem jüdischen Dialekt in Obersachsen; so, z. B. sagen sie nain statt nein, auch ei wohl! welches in der Mark eine Bejahung bedeutet. In Pf brauchen sie nur den Buchstaben P, als Pälzer, Pad u. s. w. Sie bedienen sich öfters im gemeinen Leben solcher Ausdrücke, welche bei uns nur die Dichter gebrauchen, z. B. den Fußpfad hinanklimmen. Arbeiten nennen sie schaffen. Alsfort ist eben so ein Lieblingswort, als halter bei den Oestreichern. Das Wort Herr wird fast immer mit jo gebraucht; z. B. bei Betheurungen: O Herr jo! In den Hagestolzen von Liffland spricht ein Bauermädchen mit dem Gutsbesitzer so, indem sie naiv ihre

Liebe andeutet. — Den Dialekt der Preußen verstehen sie gut und hören ihre Aussprache gern, die ihnen auch schöner vorkommt, als die ihrige.

Retirade der Oestreicher und Preußen aus dem Elsaß.

Da die Franken mit vielem Verlust in der dreitägigen Schlacht bei Kaiserslautern von den Preußen zurückgetrieben waren, suchten sie nun durch die kaiserliche Armee, die Wurmser kommandirte, im Elsaß durchzubrechen und Landau zu entsetzen. Der nachher so berühmte als berüchtigte General Pichegrü kommandirte die fränkische Armee. Man warf Wurmsern vor, er wäre durch Vorspiegelungen der französischen Emigranten verleitet worden, zu tief in den Elsaß einzudringen, weil er vielleicht die Thore von Straßburg, Kolmar, Breisach würde geöffnet finden. Aber der Empfang in Bruntrut und vielen andern Orten, wo die Einwohner mit List und Gewalt die Oestreicher zu tödten suchten, belehrte die Feldherren eines andern. Wer wundert sich nicht über die gutmüthige Leichtgläubigkeit der Deutschen, welche den großsprecherischen Emigrirten so geschwind Glauben schenkte! Im Jahre vorher hatte das Zutrauen zu den falschen Vorspiegelungen, daß der größte Theil

der Franzosen königlich gesinnt wäre, alle Festungen öffnen und die Armeen als Freunde empfangen würde, das weite Vordringen in der Champagne und das daraus entstandene große Elend veranlaßt. Im Elsaß trat, trotz der gegebenen Warnung, derselbe Fall ein. Durch die zu weit ausgedehnte Defensionslinie konnte die Stellung nicht gehörig behauptet werden. Die gemeine Sage ließ Wurmsern so weit vorrücken, um die ihm gehörigen Landgüter im Elsaß decken zu können. Die schlechte Witterung, Mangel an Proviant, fortgesetzte Angriffe des Feindes, mogten auch wohl sehr das Ihrige zu der unglücklichen Retirade aus dem Elsaß beitragen. Sie zogen sich daher bis in die Weißenburger Linien zurück, wo sie sich dichter an die Preußen anschlossen.

Schon war die Hälfte des Decembers verflossen; täglich donnerten die Kanonen, täglich rückten preußische Regimenter vor; aber seit dem 18ten veränderte sich die Scene. Durch Bärbelroth kamen viele Reichstruppen von allen kleinen Reichsfürsten, die einzeln und truppweise, zu Fuß und zu Pferde nach ihrer Heimath zurückeilten. Die Preußen wollten sie als Deserteurs wieder zu dem Truppenkordon zurückbringen lassen, weil es ihnen unglaublich dünkte, daß sie aus einander gesprengt worden wären, und an allen möglichen Bedürfnissen den größten Mangel gelitten hätten; das ferne

Kanonenfeuer der Oestreicher näherte sich indeß immer mehr, und bald war es nicht mehr vor uns, sondern neben uns zu hören. Früh, den 24. Dec. 1794, mußte das Gepäck der Armee sich auf einmal bei dem Dorfe Klingenmünster, eine Stunde diesseits Bergzabern, versammeln. Hier sollte es bleiben, bis das Schicksal von Landau entschieden wäre. Es ward finster; fortgesetzt kamen Wagen mit Blessirten an. Die Nachrichten lauteten von preußischer Seite ziemlich vortheilhaft: doch hörte man behaupten, daß die feste Position bei den sogenannten Scheerhölen, ein Paß bei Weißenburg, erobert sey, und diese Stadt selbst, wodurch Kavallerie und Infanterie der Preußen retiriren sollte, von den fränkischen Kanonen schon dominirt würde. Nur die Nacht hätte sie gerettet. Man erzählte, wie der Herzog, um die fliehenden Oestreicher aufzuhalten, mit preußischen Bataillons die verlassenen und von Franken besetzten Schanzen wiederholentlich eingenommen hätte. Ein General, von dem ich dies mündlich hörte, schloß sich mit einer Kavalleriebrigade an den östreichischen Flügel. Dieser fing sehr eilfertig an zu retiriren. „Bleiben Sie doch! bleiben Sie!" — Ich will halten, rief der östreichische Kommandeur, nur meine Position verbessern; und damit eilte er ununterbrochen zurück, ohne weiter Halt zu kommandiren. Man erzählte noch mehr — Doch eine Kriegsgeschichte dieses für die Franken

entscheidenden Feldzuges wird hierüber vielleicht nähere Auskunft geben.

Mit Schrecken bemerkten wir beim preußischen Gepäcke, daß sich die östreichische Armee neben uns am Rheinufer befand. Die zahlreichen Wachtfeuer erhellten außerordentlich den nächtlichen Himmel; schrecklich waren die Gerüchte von den Grausamkeiten, die jene Armee nicht bloß im Elsaß, sondern auch in den Ortschaften der Alliirten angerichtet hatte. Die Unordnung sey so groß, hieß es, daß ganze Regimenter zersprengt, die Kanonen verloren wären, und die leichten Truppen die östreichische Bagage selbst geplündert und sich an das dazu gehörige Personale vergriffen hätten. Die gefangenen Franken, nachher viele Landleute, die sich zu den Preußen geflüchtet hatten, bekräftigten dies. Man sagte, die von den Engländern durch Geld begünstigte Atheisterei des Carra, Hebert und Danton habe durch gehässige Insinuationen bei der östreichischen Armee, vermittelst der Feldpaters, einen Religionskrieg gegen Frankreich bei den bigotten Katholiken hervorbringen sollen, um desto mehr ihren Muth zur Tapferkeit gegen die Ketzer zu entflammen. Daher sollte die grausame Wuth der östreichischen Soldaten größtentheils entsprungen seyn. Die natürliche Rohheit und Unkunde der deutschen Sprache der Gränznachbarn von der Türkei mogte wohl in einer unordentlichen Retirade, wo die gehörige

Aufsicht fehlte, sehr viel zu jener barbarischen Raublust beigetragen haben. Man wollte sogar meinen, daß englisches Geld auch in der preußischen Armee einen Feldzug gegen Ketzer habe predigen wollen, daß aber die Toleranz und die aufgeklärten Offiziere es unmöglich gemacht haben.

Alle diese Nachrichten bekamen eine große Zuverlässigkeit bei den Begleitern des preußischen Gepäcks. Schwärme von östreichischen Flüchtlingen, Reiter und Fußvolk, mit und ohne Gewehr, drängten die Soldaten und Knechte von ihren Wachtfeuern, und fingen an ihre geplünderten Eßwaaren zuzubereiten: der Eine hatte eine Schweinskeule voller Borsten, die er sengte; ein Anderer eine Gans oder eine Ente; der Dritte ein Stück Fleisch, das er auf seinen Säbel stach, und dann, nachdem es beraucht und etwas gar geworden war, begierig mit den Zähnen abnagte. Fürchterlich war beim Schein der Wachtfeuer der Anblick dieser halbwilden Menschen, wozu ihr schwarzes Haar, die hervorstehenden Augenknochen, der wilde Blick, die kolossalische Figur, nicht wenig beitrugen. Bald vermehrte sich ihre Anzahl so, daß sie die Mannschaft, die zur Bedeckung des Gepäckes da war, fast an Menge übertraf. Alles gerieth in Furcht und Unruhe. Die Knechte, deren einige von ihrem Feuer waren weggedrängt oder wohl gar gestoßen und geprügelt worden, lamentirten und erfüllten mit Klagen die Ohren

ihrer Kameraden; diese wollten nicht länger an einem Orte bleiben, wo solche Barbaren in der Nähe wären. Aber wohin in stockfinsterer Nacht, ohne Führer, ohne Kommando? Die Reiter saßen auf, daß Fußvolk stellte sich, und alles blieb in unruhiger Erwartung, ob es etwa den Flüchtlingen belieben würde, das Gepäcke zu plündern. Endlich, eine Stunde vor Mitternacht, ward der Befehl zum Aufbruch gegeben; die Wagenburg ordnete sich und fing an zu gehen, anstatt auf der ebenen Chaussee, die nicht weit von Landau herbei führte, über die vogesischen Gebürge in den abscheulichsten Wegen. Da merkte denn wohl ein Jeder, was bei der Armee vorgefallen war. Die ganze Nacht zog das Gepäcke über die steilen mit Steinen besäeten Berge. Die zerbrochenen Wagen hielten fast alle Augenblick den ganzen Zug auf, oder er schlich in einigen Stunden nur einige tausend Schritte fort. Diese Art zu reisen ist die mühseligste und langweiligste, die ich kenne. Gegen Morgen um acht Uhr, also in neun Stunden, waren wir anderthalb Stunden weit retirirt. Es ist ein komisch-tragischer Anblick, wenn man in der Ferne diesem Gewühl zusieht. Das Wort Halt läuft von Anfang bis zu Ende. Oft wenn es noch in der Mitte ist, kommt das Vorwärts wieder hinterher. Wenn nur ein Wagen hält, und der andere vorwärts geht, so fahren sie unter einander. Das Lärmen, Toben und

Fluchen ist schrecklich. Noth, könnte man sagen, lehrt den Bürger beten, aber den Soldaten fluchen.

Ein Abentheuer auf der Retirade.

So eben schossen, wie gewöhnlich, die Belagerten in Landau drei Rothschüsse ab. Oben auf dem Berge, an dessen Fuß die Wagenburg stand, schimmerte durch den grauen Nebel eine mit Gesträuch stark bewachsene Ruine eines ehemaligen Bergschlosses. In schwermüthigem Ton rief das Käuzchen aus den Ritzen, welche die zerstörende Zeit genagt hatte: Ich sah, wie die festesten Werke von Menschenhänden in Schutt und Graus sich verwandeln. Indeß die Natur schöpferisch alljährlich Blumen, Gesträuche und Bäume auf dieser todten Masse hervorruft: so zeigt sie glänzend ihren Triumph über die stolzen Werke der Menschen. Meine Phantasie war beschäftiget, jene Zeiten an diesem Orte herbeizurufen, wo die Ritter mit Lanzen spielten, die wir kaum heben; wo in den Rittersälen die silbernen Becher bei den Gesundheiten klangen, wo der Ritter hinaufschielte nach dem weißen Arm einer preisaustheilenden Donna. Wo oft — wie Bürgers Karl von Eichenhorst — ein Ritter die Geliebte entführte, und von ihrem schlanken Arm umfaßt, in

die weite Welt mit der schönen Beute trabte: als eben ein solcher Anblick in der wirklichen Welt sich meinen leiblichen Augen präsentirte.

Ein preußischer Offizier kam angesprengt, hinter sich auf dem Roß eine weißgekleidete Dame, welche mit ihren Armen den Leib des Ritters umschlang. Plötzlich hielt er bei meinem Wagen an, und fragte: wem der Wagen gehöre? ob seiner Dame nicht ein Platz darauf vergönnt wäre? Ich bin der General-Adjutant vom General Schl. . . ., und heiße B. . . . Erlauben Sie einer schönen Frau, in Ihrer Gesellschaft zu fahren. — Da mir in dem Morgenschimmer Beide nicht recht sichtbar waren, und meine Bedenklichkeit über die Wahrheit meine Antwort verzögerte, so fuhr er fort: „Sie können mir auf mein Wort trauen. Es ist die Frau Amtskellnerinn aus Pl. . . . Ich war einquartiert bei ihr; sie mußte mit den rückziehenden Preußen emigriren." Das gesagt, stieg er vom Pferde, half ihr herab, und setzte sie neben meinem Wagen nieder. „Adieu! ich empfehle Ihnen die schöne Unglückliche; denn ich muß fort." Damit sprengte er von dannen. Es mogte nun die Erzählung wahr seyn oder nicht: da stand sie unter fremden Leuten, in einem feinen weißen Negligee, das unter dem Mantel hervorguckte. Edel war ihr Anstand, schön ihr Gesicht, fein ihr Wuchs. Die Niedergeschlagenheit war in den Mienen zu lesen. Als eine Unglückliche nahm ich sie

auf. Sie versicherte mir: nur bis Edighofen wolle sie, dort sey ihr Mann; ihre Kinder befänden sich schon in Manheim; sie selbst habe bis zum Letzten ausgehalten, weil man ihr immer versichert hätte, die Franken würden nicht durchbrechen. Sie sprach mit einer gerührten Stimme, welche von Thränen begleitet wurde. Ich war geneigt, alles für wahr zu halten, als ich auf einmal in der Tasche bei ihr eine große volle Brantweinflasche entdeckte. Nun war der gerechte Argwohn im Anzuge, daß sie vielleicht eine Freudendame sey, deren es bei der Armee mehrere gab; die Thränen hielt ich für künstliche Täuschung, die Erzählung für Lügen. Madame, sagte ich; erlauben Sie mir wohl, Gebrauch von dem Fläschchen zu machen? — Warum nicht? — Ich munterte sie auf, selbst zu trinken. Sie thats. Dies bestärkte mich in meinem Argwohn. Ich beschloß also durch eine künstliche Inquisition, mich von der Wahrheit zu überzeugen. Aber alles verdarb die eingewurzelte Meinung. Sie saß stumm da, ohne etwas zu genießen. Das Kommisbrod behagte ihr nicht, so sehr sie auch hungerte. Die Begleiter der Wagenburg, ungewohnt des neuen Anblicks, sprengten vorbei, raunten sich in die Ohren: der Herr hat sich auch etwas Liebes und recht was Hübsches angeschafft. Sie hielten still, guckten uns in die Augen, und trabten dann weiter. Die Neckereien nöthigten mich, ein Abentheuer zu erzählen, das

Vielen unglaublich schien. Es ward Abend. Die Wagenburg machte Halt. Den Pferden ward der Futterbeutel umgehangen. Unterdessen wurden die Holzpfähle aus den Weinbergen geholt, und ein Feuer gemacht. Auf eine Decke daneben setzte sich die schöne Frau, und weinte: während ich dem herumstehenden Schwarme von Troßknechten und Soldaten ihre unglückliche Geschichte erzählte. Mitleidig sahen Alle sie an, welche, beleuchtet von dem Wachtfeuer, in vornehmer weißer Kleidung, ein romantisches Ansehn hatte. Sie boten ihr ihre Hülfe an, und gaben ihren Eßvorrath her. Sie nahm nichts, und die herzlichen Tröstungen und Beileidsbezeugungen in dem platten märkischen Dialekt verstand sie nicht. Mich jammerte sie nicht minder, und ließ mich über ihren mühseligen Zustand den meinigen vergessen. Vor allen plagte mich die Neugier, ob die Aussagen von ihr Glauben verdienten. Die Wagenburg brach auf. Um Mitternacht kamen wir bei Edighofen an. So müde ich von den ausgestandenen Strapazen war, so wanderte ich doch in diesen Flecken hinein. Ich fand den Nachtwächter. Er führte mich beinahe eine Viertelstunde weit hin, wo der Gasthof war. Hier fand ich denn wirklich den Mann der besagten Dame und ihre Worte bestätiget. Herr, sagte ich: um Ihr Weibchen mitzunehmen, habe ich oft absteigen müssen; ich bin so müde, daß ich nicht von dannen kann. Holen Sie

Ihre Frau. Während er dies that, lag ich schon auf dem alten grünplüschenen Kanapee im festen Schlaf. Des Morgens erhielt ich einen herzlichen Dank. Aber mit großer Besorgniß, ob ich auch noch das Gepäcke finden würde, ging ich hin; und eben war alles bereit, aufzubrechen.

Fernere Fata auf dem Rückzuge aus dem Elsaß.

Seit dem 22sten December 1793 bis 4ten Januar 1794 waren die Preußen auf der Retirade von Weißenburg bis Mainz begriffen. Sie zogen sich, wie jener Waller, der für eine reuige dänische Prinzessinn nach Jerusalem wallfahrtete, zwei Schritte rückwärts, und einen wieder vorwärts. Obgleich eine langsame Retirade Ehre macht, so ist es im Winter doch sehr beschwerlich, wenn man Tag und Nacht auf freiem Felde am Wachtfeuer liegt, und über die Eitelkeit des menschlichen Lebens, (wenn man nämlich Lust dazu spürt) recht methodisch philosophirt. Der Major v. L., welcher das Gepäcke kommandirte, hatte den vortrefflichen Einfall, um alle möglichen Unordnungen zu hemmen, die armen Leute nie in ein Dorf des Nachts einquartieren zu lassen, damit die erwärmten Hände nicht zu bereitwillig zum Stehlen wären. Er ließ sie daher fein sachte auf dem Felde von Schnee bedecken, und

von Frost starr werden. Da konnte er freilich desto bequemer und sorgloser mit seiner jungen Frau im nächsten Dorf übernachten. Ich wollte es ihm nachthun, und traf just den harten Mann, wie er einen jungen Offizier, der ungefähr 16 Jahr alt, und der Sohn eines Generals war, und wohl mehr, als er, der Erholung bedurfte, mit einem gräßlichen Spektakel aus dem Bette nach der Wagenburg jagte, und sich dafür mit seinem Weibchen einquartierte. Liebe und Erbarmen waren hier nicht zusammen.

Von Edigkofen ging der Rückzug in die Kreuz und Queere nach allen möglichen Richtungen, und nach vielen Strapazen und großem Mangel an Fourage, waren wir in Mosbach ungefähr anderthalb Stunden. Das hier befindliche sehr ansehnliche Magazin ward preisgegeben; und im schönsten Hafer sah man Menschen und Pferde waten. Das war eine schlimme Vorbedeutung. Schon waren die fränkischen Armeen im Besitz von Landau; die erbaueten Blockhäuser der Alliirten brannten hell auf, und die Oestreicher waren über den Rhein gegangen. Binnen einigen Tagen waren wir eine halbe Meile hinter Worms bis auf den sogenannten neuen Hof. Hier lagerte sich die ganze Wagenburg; da keine Weinberge den Knechten Bäume und Weinpfähle, die ihnen am liebsten waren, verschafften, so holten sie von einem dort wohnenden Holz-

händler das theuer gekaufte Holz. Ich war eben in dessen Stube, als einige preußische Offiziere von einem westphälischen Regiment sich sehr unedel betrugen. Zuerst bat der Kaufmann, man mögte ihn doch bei seinem Eigenthum schützen — in Freundes Land. Aber das war eine Unmöglichkeit. Nacht war es; wo sollten die armen Leute die ganze lange kalte Nacht bleiben? Ohne Zweifel würde ein Verbot fruchtlos gewesen seyn. Hier war Unrecht, wenn auch nicht zu beklagen, doch zu entschuldigen. Der Kaufmann bat, daß der kommandirende Offizier ihm einen Schein über seinen ungeheuren Verlust geben mögte, vielleicht würde der König ihn schadlos halten. Diese sehr billige Foderung verweigerte der Offizier. Nun, so bin ich ein zeitlebens ruinirter Mann! rief er und entfernte sich. In der Angst vergaß er auf die Foderung von Wein, Bier und Essen zu hören. Mit drohender Geberde und gebieterischem Ton wiederholte der Offizier, in Freundes Land, seine Foderungen. Mit empfindlichem Ton, der aber nicht den Anstand verletzte, beklagte sich der Kaufmann über eine unverdiente grobe Behandlung. Der Offizier ging auf ihn zu, rüttelte ihn an der Brust, mit den Worten: er solle nur nicht lange räsonniren. Ein Kaufmann, wie er, müsse artig seyn; ob er es gegen ihn, als Offizier, seyn wolle, müsse er erwarten. — Ich erzählte diesen Vor-

fall in der Nachbarschaft: O, fiel mir ein reformirter Prediger ins Wort; das war gerechte Vergeltung. Er wollte das Holz für den gewöhnlichen Preis nicht lassen, sondern ließ mich mit den Worten gehen: Ihr Herren sollt mir bei den Kriegeskonjunkturen bald gute Worte geben, wenn ich es euch für einen noch einmal so theuren Preis verkaufen werde.

Von Worms bis Oppenheim zogen wir den Tag zurück, des Nachts wieder vorwärts. Ich glaube, viermal sind wir die Chaussee, die nach Mainz fuhrt, herauf und herunter gefahren. Am meisten jammerte mich der Schaden, den im Guntersblumer Lustgarten, der einer natürlichen Tochter des Kurfürsten von der Pfalz gehört, die Knechte anrichteten. Ohne Erbarmen verbrannten sie Zäune, Spaliere, Obstbäume. Es war die Nacht vor Neujahr 1794, als Tausende von armen Leuten auf freiem Felde, ohne Wärme, ohne Brod und sehr oft ohne Stiefel und Strümpfe, da lagen; denn der lange Marsch, der schlechte Weg, Mangel an Gelegenheit, sich etwas ausbessern zu lassen, hatte Viele sehr abgerissen. Am frühen Morgen, auf dem Marsch, gratulirten sich die Leute, und wünschten sich ein besseres Loos. Hinter meinem Wagen leiteten die Packknechte vom Dragonerregiment von Schmettau aus Schlesien ihre Pferde. Sie klagten sich gegenseitig, im treuherzigen Dialekt der

Schlesier, ihre Noth. Da fing der Eine an: Gott bewahre uns, wir wissen gar nicht, wie wir leben! aber wahrhaftig, wir leben wie die Heiden; am lieben Neujahrstage haben wir nicht einmal ein Bißchen Brod. Zu Hause hatten wir doch ein Bissel Kuchen zu essen. — Landsmann, rief ich, nun hat alle Noth ein Ende, dieser Weg geht gerade zu Hause, nach Schlesien. — Ja, erwiederte er, das ist schwer zu glauben. Es heißt: alle gute Dinge dreimal, und hier ist es schon das vierte Mal, daß wir umkehren. — Hier, erwiederte ich, heißt es, alle gute Dinge viermal. Und desto besser wird auch der Kuchen und die Kließel (Klöße) zu Hause schmekken. — Da ich mich hundert Meilen von Schlesien mit ihnen im schlesischen Dialekt von ihrem Vaterlande unterhielt, und mit theilnehmenden Worten sie beklagte und tröstete, so wurden sie bald wieder aufgeräumt, und sangen mir manches schlesische Stückchen. — Um gehörig die traurige Lage beurtheilen zu können, muß man wissen, daß ein Troßknecht monatlich nur 2 Thlr. 8 Gr. bekommt, wovon er, ohne zu stehlen, oft in sehr theuren Gegenden, leben soll.

Endlich zogen wir hinter Oppenheim, und lagerten uns bei Nierenstein, einem Dorfe, wo bekanntlich der treffliche Wein wächst. Von hier aus hatten wir die schönste Aussicht, aber auch eine sehr rauhe Luft, die vom Rhein her wehete.

Die

Die Weinpfähle aus den benachbarten Weinbergen thaten als Brennholz die trefflichsten Dienste. Ohne Zweifel wird die kostbare Anschaffung den Preis des Weins sehr gesteigert haben. Mit Vergnügen sahen die armen geplagten Knechte die Eil, womit man auf Schiffen die Magazine fortschaffte. Fußhoch lag das Mehl am Rheinufer aus den geborstenen Fässern. Man sah gierig nach den jenseitigen Rheinufern, wo die sehnlichst gewünschte Ruhe sie erwartete. Für die Wagenburg war die Wegräumung des Heu- und Stroh-Magazins eine Wohlthat. Das Heu und Stroh diente wenigstens Menschen und Pferden zum Lager, um sich etwas besser, als seit zwölf Tagen geschehen war, gegen die Kälte zu schützen. Von dem kalten Nordwinde ward der Rauch über Menschen und Vieh weggeführt, und wie in eine Wolke gehüllet, standen sie da.

Es war sehr erbaulich, die widersprechenden Gerüchte über die wahre Lage der Sache zu hören. Der Eine sagte, der Herzog hätte sich aus Kriegslist retirirt. Seculi, der berüchtigte Obrist und Anführer eines fliegenden Corps, sey durch das Gebirge geschlichen, und habe mit einmal Landau eingenommen. Es ward dies um so leichter geglaubt, da man den Seculi für einen wahren Hexenmeister hielt, der gegen Stich, Hieb und Schuß unverwundbar sey. Selbst Knaben spielten Krieg à la Seculi.

Endlich nach vierzehn Tagen brach die Wagenburg auf. So erwünscht die bessere Wohnung und Pflege war, so traurige Folgen hatten die harten Strapazen für die Meisten. Sehr viele starben am hitzigen Fieber.

Exkursion
nach dem preußischen Hauptquartiere in Mainz, im Winter 1793.

Die preußischen Truppen standen noch jenseits des Rheins, von Oppenheim an, längst dem kleinen Flüßchen Selz, über Alzei, Kreuznach, bis Bingen, in einem halben Kreise um Mainz herum, von einem Ufer des Rheins bis zum andern: als sich die Kaiserlichen bei Speier, Ketsch und Mannheim schon längst über den Rhein gezogen hatten. Hinter dieser breiten Wasserfurche konnten Letztere ruhig überwintern, während die Erstern noch in sehr gedrängten Kantonirungen standen, und fortgesetzt auf ihrer Hut seyn mußten. Das Zusammenwohnen Vieler*) nach den ausgestandenen

*) Weil man glaubte, daß es den Soldaten, vorzüglich den Infanteristen, an Motion fehle, mußten ganze Kompagnien Ball schlagen, Kegelspielen, oder andere

Strapazen erzeugte eine schreckliche Mortalität, und in Mainz, wo die großen Lazarethe waren, begrub man täglich, fast stündlich. Da der Ort, wo ich residirte, klein und nur 6 Stunden von Mainz war, so beschloß ich, eine Exkursion über Oppenheim dahin zu machen.

Bei Oppenheim sah ich die Festungswerke, die seit dem dreißigjährigen Kriege in Ruinen prangen, wieder herstellen. Man lächelte über diese vergebliche Arbeit, und glaubte, es sey dies Werk begonnen, mehr um Geld für sich und Andere zu gewinnen, als den Feind aufzuhalten. Bekanntlich ziehen die Entreprenneurs solcher Arbeiten und die Lieferanten den meisten Gewinn von einem Feldzuge. Während der Soldat im Sommer vor Hitze verschmachtet, und im Winter vor Frost erstaret: spielet, prasset und schwelget diese Gattung Menschen in tiefster Ruhe. Das Wunderbarste ist, daß, je mehr sie verzehren, desto fetter und reicher kehren sie nach ihrer Heimath zurück, oder, wenn sie es gar zu arg gemacht haben, und ein Prozeß ihnen drohet, so beglücken sie mit ihren gestohlenen Schätzen das Land eines kleinen Fürsten, der sie mit Freuden aufnimmt.

Oppenheim ist eine mittelmäßige Landstadt, de-

Bewegungen in freier Luft machen. Die Unbehülflichkeit mancher alten Schnurrbärte machte den Offiziers als Zuschauern oft viel Spaß.

ren Straßen alle mit Häusern von zwei Stock hoch besetzt sind. Die Straßen selbst laufen bergauf, bergab. Die Durchreise der reichen geistlichen Herren von Mainz nach Worms und Manheim soll die Gasthöfe in Friedenszeiten sehr lebhaft gemacht, und manchem schönen Kinde seinen völligen Unterhalt geschafft haben. So schön die Aussicht über die Rhein-Niederungen hin bis Frankfurt, Darmstadt, Hochheim, Worms ist: so schädlich ist die Nachbarschaft der vielen stillstehenden Gewässer. Das kalte Fieber soll jeden Fremden eben so gewöhnlich überfallen, als die Seekrankheit den Seefahrer. Mir war der Ort angenehm wegen des lebhaften Gewimmels von preußischen Soldaten, die hier sehr zahlreich einquartiert waren, um die unten am Rhein befindliche Schiffbrücke zu decken. —

Indem ich durch Weißenau, einem Dorfe eine halbe Stunde vor Mainz, zog, erinnerten mich die tiefen Löcher des aufgerissenen Steinpflasters an die benachbarte Festung, die ich noch nicht sah; und die zum Theil abgebrannten, zum Theil niedergestürzten Häuser und die großen runden Löcher in den Gartenmauern, an die Wuth der vier und zwanzigpfündigen Kanonen. Längst des Rheins führt eine Kunststraße zur Stadt, die auf der Landseite mit Rebenhügeln eingefaßt ist.

Ein Platz, in Form eines geebneten Oblongu-

lus, fällt sehr in die Augen. Hier liegen Quadersteine, zerbrochene Vasen und Statuen bunt durch einander. Es sind die Trümmern des ehemaligen Lustschlosses, worin der Kurfürst von Mainz den emigrirten Prinzen ein prächtiges Diner gab.

An den Mainzer Wällen sah man unzählige Löcher und alle Wachthäuser herabgestürzt; auch sind die Häuser der Stadt von dieser Seite sehr beschädigt. Die Stadt selbst liegt in einer Ebene, welche von dem hüglichten Boden, der das Rheinufer bildet, ganz allmählig an den Fluß sich hinabsenkt. Daher sieht der, welcher von der Landseite nach Mainz kommt, nur die Zitadelle, die Thürme und die Wälle.

Die Stadt*) ist größtentheils, wie alle Oerter, die dem Zufall ihre Entstehung verdanken, voll kleiner, krummer und enger Straßen, welche alle meistentheils mit massiven Häusern von drei Stock besetzt sind. Eine Emigrantinn, welche ein Gegenstück zu Forsters Ansichten des Rheins schrieb, vergleicht Mainz sehr artig mit einer häßlichen Raupe, die sich immer mehr, je näher man dem kurfürstlichen Schlosse komme, in einen schönen Schmetterling verwandle. So ist es auch wirklich. Die finstern engen Straßen werden heller und

*) Mainz wird hier, da es sonst schon sehr bekannt und beschrieben ist, nur dargestellt, wie ich es während des Revolutionskrieges fand.

breiter, und dehnen sich beim Schlosse endlich in einen großen geräumigen Platz aus.

Auf den Straßen war alles lebhaft. Ich hätte nicht geglaubt, in der Residenz des ersten geistlichen Friedensfürsten in Deutschland zu seyn. Alles hatte ein kriegerisches Ansehn; Soldaten von verschiedenen Armeen gingen durch einander, der Preuße, Oestreicher, Sachse und der Trabant des kleinern Fürsten. In ihren Mienen sah man den Nationalstolz (wenn man darunter die Volksmenge versteht, die einem Fürsten gehorcht), der sie so gut charakterisirt, als ihre Uniform: Der Preuße fest und gerade, als ging' er beständig zu Kampf und Sieg; der Kursachse und Mainzer lebhafter und flüchtiger; die Reichssoldaten mancher Gegend wie Savoyarden mit den Mausefallen.

Die Parole ward eben ausgegeben. Ich bemerkte eine auffallende Verwandlung in der Kleidertracht der preußischen Offiziere. Seitdem nämlich der Feldmarschall von Möllendorf, bald nach seiner Erscheinung bei der Armee, sich die etwas verartete militärische Tracht verbeten hatte, hatten sich sobald die leichten wehenden Seitenhaare in undurchdringlich harte, festgestochene Locken verwandelt, und ein steifer Zopf drängte sich hinterwärts dicht an den Kopf — so wie man ungefähr einen preußischen Soldaten aus dem siebenjährigen Kriege zu mahlen pflegt.

Da man den Feldmarschall als einen großen Feldherrn kannte, so gut wie den Herzog, so erregte jeder Schritt die allgemeine Aufmerksamkeit. Der Herzog hatte bisher den Krieg politisch geführt; Held Möllendorff, glaubte man, werde ihn, nach preußischer Sitte, militärisch führen, und man war schon voll Erwartung der Auftritte, die nun folgen würden. Aber auch unter Möllendorf erlaubten politische Verhältnisse und Kombinationen den Preußen nicht, sich im wohlerworbenen Heldenglanze zu zeigen.

Ich eilte dem Rheinstrom zu, maß die Schiffbrücke, die nach Kassel führt, und fand sie 700 Schritt lang. — An dieser Vorstadt nach Deutschland hin haben die Franken, während ihres Aufenthalts, sehr viel Verschanzungen und neue Werke angelegt. Man wunderte sich daher nicht sowohl über den baldigen Einzug der Franken, da die meisten Mainzer Patrioten waren, (ihr Schicksal damals und jezt ist bekannt) als vielmehr über die baldige Uebergabe der Stadt an die Alliirten, da noch Lebensmittel vorhanden, und die meisten Festungswerke noch im Stande waren. Ein Aussenwerk, die Albanischanze, war zwar erobert; aber es blieben doch noch zwei gemauerte Wälle mit sehr tiefen Gräben zu stürmen, die von andern Werken scharf bestrichen werden konnten. Die Schanze ist wieder hergestellt; von den zugeworfe-

nen Laufgräben waren nur noch die Spuren zu sehen.

Bei dem einen Thore, von welchem der Weg nach Harxheim führt, fand ich eine kleine Nische an der Straße, worin der Heiland, in Stein gehauen, betend auf den Knien am Oelberge liegt. Der Engel bringt ihm einen Kelch vom Himmel zur Labung. Der betende Heiland blieb in seiner Handlung ungestört und unversehrt, während eine Kanonenkugel ihm das Obdach raubte, den Oelberg zertrümmerte, und dem Engel den Kelch aus der Hand schlug. — Wahrhaftig ein Wunder, das zu jeder andern Zeit diese Nische zum Wallfahrtsort bußfertiger Pilgrimme gemacht haben würde, nur jezt nicht, wo man, über die vielen Wunder am politischen Horizonte, die kirchlichen vergißt.

An einem katholischen *) Orte pflege ich selten die Kirchen vorüber zu gehen. Am wenigsten konnte ich dies in der Residenz des deutschen Erzbischofes. Entweder sind die Kirchen noch in dem ehrwürdigen, gothischen Styl gebauet, der sich durch seine einförmige Mannigfaltigkeit und Majestät

*) Man wird es wohl merken, daß der Verfasser, vorzüglich in religiöser Hinsicht, den Einfluß des Revolutionskrieges auf den Geist des Zeitalters kennbar zu machen sich bestrebt.

eben so zum Gottestempel ganz vorzüglich qualifizirt, wie der langsame, feierliche, kraftvolle Choral zum Gesange des Volkes vor Gott; oder sie sind modern, und dann reich an Schönheiten der Baukunst, Bildhauerei und Mahlerei.

Ich finde immer eine auffallende Aehnlichkeit zwischen der Manier, in welcher die Kirchen erbauet wurden, und der Religionsform ihrer Erbauer. Beide haben mit einander einerlei Spiel, einerlei Farbe gemein. Hoch, düster, vielwinklicht und feierlich sind die Werke der Baukunst des Mittelalters, wie der Glaube jener Zeit, dessen Feierlichkeit oft bloß durch seine heiligen Dunkelheiten entsprang, und der nicht weniger Winkel für das bedrängte Christengewissen hatte, wohin zu der größten Noth nach dem sündigsten Leben eine Zuflucht zu nehmen war, als da sind: Messen, Beichten, die Verdienste der Heiligen, Wallfahrten, Klostergelübde und Ablaß. So wie in der damaligen Religion die Phantasie mehr, als die kalte Vernunft handelt: so sind auch die damaligen Tempel ganz zu einem freien Spielraum für die Einbildungskraft erschaffen. Schnörkeleien, mystische Gestalten, drängen sich wild untereinander bis in die dunkle, allmählig verschwindende Ferne hin.

Die neuern Tempel sind einfach, hell und minder geschmückt, wie der neuere Glaube, in welchem

die Vernunft schon ihre Hoheit über die magischen Tändeleien der Phantasie äußern will.

Der Dom, dieser prächtige Koloß, war jezt ein Magazin geworden, wohinein ich nicht konnte. Ich begab mich daher in die Schloßkapelle beim Schloßplatze. Je seltener ich dem katholischen Gottesdienst beiwohne, je tiefern Eindruck macht er jedes Mal auf mich. Es ward eben Messe gelesen. Alles lag, in feierlicher Stille verloren, auf den Knien, und flehete Erhörung: das hohe Gewölbe, voll von den schönsten Freskomahlereien, von denen Engel und Heilige in stiller Verklärung herabschauten, hallte von einem einzelnen Akkord der Orgel wieder, der einen wunderbaren Eindruck erregte. Die Wände prangten mit Gemälden. In jedem Winkel erhob sich ein Altar mit seinen Marmorsäulen und reichen Vergoldungen; im Hintergrunde am Hochaltar stand der Priester im reichgestickten Meßgewande; die Monstranz zeigte sich, in Duft der Rauchwolken gehüllt; die Klingel der Knaben ertönten; die Wachskerzen flimmerten; alles kreuzigte sich. — Wo eine solche Reihe ausgesuchter Zeremonien die Sinne bestürmt, da kann der Verstand unmöglich überrascht bleiben. Wär' ich ein Dichter gewesen, ich hätte so gut, so schwärmerisch in diesem Augenblick Empfindungen eines Protestanten mittheilen wollen, wie der ehrliche Lavater, dem man es verargt hat. In sichtbaren Schöpfungen der Natur

und Kunst umarmt der Geist des Menschen das Unsichtbare, das er fühlt, das er in seinem Herzen als ein Heiligthum trägt. Aus den verklärten Blicken der Heiligen sieht er die Wonne einer bessern Welt in dieses irdische Leben herüber strahlen. In den Pulsen der Natur hört er das Vaterherz des Ewigen schlagen, an dem auch der liegt, der mit dem Antlitz des Göttlichen geschmückt ist. Ueber allen irdischen Genuß erhaben, ist die Erhebung des Geistes, die im Gefühl des Unendlichen sich auf den Flügeln der reinsten Andacht zum Ewigen schwingt, der allen Sinnen entzogen ist, dessen Namen keine Zunge ausspricht, sondern nur von edlen Geistern mit Wonne geahnet wird.

Ich war entzückt — Aber der Verstand zog endlich der Täuschung den Schleier ab; ich sah mit kälterm Blick den Priester an, und auf das betende Völkchen hin, welches, von diesen Phantasienbildern berauscht, die reinere Religiosität vergißt, und das Gewand, den Schatten, die Empfehlung, für die wirkliche Sache selbst nimmt. — Wie lange wird doch noch die Vorsehung die Menschen, gleich unmündigen Kindern, am Leitbande der Sinnlichkeit zum höchsten Ziele der Menschheit führen! Wird die Menschengattung nie auf irgend einem Punkte dieses Planeten zum selbstdenkenden Mannesalter hinanreifen, wo, statt unsicherer dunkler Gefühle, die Vernunft mit ihren Strahlen die Bahn des Lebens

erhellt? Ist sie nicht eben so zum Denken der Wahrheit, als der Fuß zum Gehen geschaffen? Sollte nicht der Mensch selbstständig das mit Ueberzeugung wissen, was er jezt nur, gelehnt auf fremden Glauben, wahr zu nennen wagt?

In diesen Gedanken versunken, verließ ich die schöne Kapelle, und träumte mir eine schönere Zukunft, wo Geistliche nicht mehr aus Eigennutz Menschen beherrschen, sondern mit der edlen Simplizität ihres Stifters über ihre Altäre die Worte setzen werden: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Vielleicht wird man einst allgemein begreifen, daß der Lehrstand nicht zum Herrschen, sondern zum Bilden berufen ist, und daß daher Geistliche nicht zugleich Regenten seyn sollten. Die Sekularisationen nach dem dreißigjährigen Kriege waren ein ernster Wink; die Franzosen scheinen einen noch stärkern Akzent darauf legen zu wollen. — Einst, wenn die Menschheit so weit auf der Bahn der Veredlung vorgerückt seyn wird, daß der Unverstand in religiösen Angelegenheiten wird verschwunden seyn, und die überirdischen Gegenstände, Gott und Ewigkeit, welche jezt dem selbstsüchtigen Egoismus, der nur für das Irdische als ein Lastthier sorgt, verborgen sind, uns näher und himmlischer anstrahlen werden: dann wird aus dem starren Hinblick des unwissenden Pöbels an den prächtigen gestirnten Himmel — wo alle Gestirne nur als kleine, unbedeu-

tende Feuerfunken erscheinen — das erhabene Staunen und Bewundern eines großen Sternkundigen hervor gehen, der durch sein Sehrohr bemerkt, daß die Pracht, Größe und Wichtigkeit der himmlischen Körper alles auf unserm Planeten mit ihm zugleich in einen unbedeutenden Gegenstand verwandelt, der nie ganz die Wünsche eines erhabenen Geistes in sich fassen und befriedigen kann — Dann herrscht von selbst das Geistliche mit Recht über das Weltliche.

Nie habe ich das große Geschrei der Berliner von verkapptem, werbenden Jesuitismus geglaubt; man macht gewiß viel Lärmen um wenig, wenn man auf die Zeichen der Zeit achtet, die ganz und gar keine Stimmung für religiöse Mysterien andeuten. Ueberdies habe ich mich nie davon überreden können, daß Söhne der Finsterniß in allerlei Mänteln herumschlichen, die Morgenröthe der Vernunft in düstere Mitternacht zu verwandeln. Allein wenn sie in der That existiren sollten; so glaub' ich, würden sie dies nicht ohne die Existenz mächtiger geistlicher Fürsten, die mit Ansehn und Golde sie unterstützen.

Unterdeß war ich einer andern Kapelle nahe gekommen. Ich trat hinein und erblickte eine Menge von Kindern, die gegen einen Priester im Beichtstuhl sich den Hut vors Gesicht hielten. — Sie beichten; sagte mir ihr Aufseher, zu dem ich mich gesellte. Dies fiel mir auf; Kinder von acht Jahren schienen dabei zu seyn. Warum das? — Der

Mann musterte mich vom Zehen bis zum Wirbel, merkte bald, daß ich ein unwissender Protestant sey, und mit einer hoheitvollen Miene würdigte er mich folgender Belehrung; Früh werden diese Kinder dadurch in die Religionsgeheimnisse eingeweihet, und ihnen ein zartes Gewissen gemacht. Indem sie dem Beichtiger ihr Herz ausschütten, kann er in ihrer Seele lesen, und bei den jetzigen bedenklichen Zeiten den Samen des Unglaubens und der französischen Sittenverderbniß ausrotten.

„Im protestantischen Deutschlande müßte, statt des kalten Sündenbekenntnisses in einer allgemeinen Beichte, ebenfalls die Ohrenbeichte wieder hergestellt werden; da wäre es noch nöthiger."

Ja wohl! Ja wohl! flüsterte er mit einer weissagenden Miene, indem er mir sanft die Achseln klopfte; dann würden sie nicht in 50 oder 60 Jahren zu Republiken à la Mode française umgeschmolzen seyn. — Und nun fuhr er fort von der Wichtigkeit des Beichtigers, von dem schönen Einfluß der Privatbeichte auf Sittlichkeit, zu reden. Was sich doch alles vertheidigen läßt, wenn man schlau die Geschichte nicht sprechen lassen, sondern vielmehr nach gewissen Idealen disputiren will. —

Zufälliger Weise war ich in das kurfürstliche Seminarium für junge Geistliche gekommen. Dasselbe besteht aus funfzig Zöglingen, die, außer mehreren noch, auf kurfürstliche Kosten erhalten, und nach-

her als Weltpriester oder Vikare aufs Land berufen werden. Hier bei diesen und andern jungen katholischen Geistlichen zerknicken protestantische Bücher unter dem sorgfältig aufgezogenen Halm der Priester; und trotz dem, daß jene Bücher hier verboten sind, werden sie doch mit desto größerem Vergnügen heimlich gelesen.

Die jungen Leute in diesem Seminarium leben in klösterlicher Abgeschiedenheit von der Welt, — der sie Lehrer, Freund und Rathgeber seyn sollten. Es lag der Idee von einer wirklich geistlichen, von allen irdischen Sorgen, Arbeiten und Ergötzlichkeiten entfernten Lebensart, etwas Großes und Erhabenes zum Grunde. Man wollte den Geist der Seelsorger über allen irdischen Tand erheben, und sie gewöhnen ihren Blick allein auf jenes Himmlische zu richten, daß ihre Stimme dann voller Begeisterung, wie aus einer andern Welt, zum Laien herüber töne, und zu religiösen Gefühlen die im Schlamm des Irdischen versunkenen Menschen begeistere. Wer da weiß, wie im protestantischen Deutschlande junge Geistliche, die zu wenig in der Einsamkeit, desto mehr unter Menschen, ihre Lehrszeit zugebracht haben, den eigentlichen Geist der Religiosität verlieren, und nur Sinn für das Irdische erhalten, wird aufhören, sich zu wundern, daß dort Religionsindifferentismus die herr-

schende Krankheit ist. Wie kann von ihren Lippen die Stimme des Friedens in das Herz des Laien dringen, wenn weder der Drang des Gefühls in den Mienen des Gesichts, noch in dem Akzent der Worte sich ausdruckt, noch die Darstellung selbst, mit erhabener Begeisterung des Evangeliums erfüllt ist. Man lasse einmal einen Mann sprechen, wie Fenelon, liebenswürdig durch seine sanfte Religiosität, ehrwürdig durch seine Thaten, voll hoher Empfindung für das Göttliche, lieblich bei Darstellung des Unendlichen, das sein Herz mit unaussprechlicher Sehnsucht erfüllt hatte: ob nicht das schlummernde religiöse Gefühl bei den meisten Menschen, die mit Gleichgültigkeit gegen alle Religion hinstarren, wieder sich selbst anfachen, und, gleich einer reinen Flamme, entzündet, in der Andacht emporlodern werde; denn nur gewisse Umstände hindern die erhabene Anlage des Menschen zur Religion, daß sie mit eben der Energie wirke, als einst, wo Tausende riefen: Du hast Worte des ewigen Lebens; und, von der überirdischen Welt bezaubert, die Zeitlichkeit vergaßen, in der Einsamkeit nur für eine bessere Welt lebten, und mit Freuden Noth, Elend und den schmerzvollesten Tod erduldeten. Freilich ist die Ausartung des Edelsten am aller traurigsten für die Menschheit gewesen. Man wollte nicht durch Verleugnung seiner selbst, durch Abgeschiedenheit von der Welt

sich

sich veredeln, sondern die Natur tödten; nur allein, ohne sich auf die Ordnung der Vernunft zu kehren, durch willkürliche Peinigungen der Gottheit gefallen. Mehr und weniger erliegt der Katholizismus unter dieser Ausartung. — Doch wider den Willen der Obern enthält dies Seminarium den keimenden Samen zu Veredlung der Menschheit. Sind die Seminaristen irgend unbemerkt, so lesen sie die aufklärenden Schriften eines Jerusalem, Bart, Plank, Eichhorn, Paulus und anderer aufgeklärten Gottesgelehrten; diese gefallen ihnen, nach ihrem eigenen Geständniß, besser, als ihre dürren Kompendien einer scholastischen Dogmatik, welche in den Studierstunden gemeinschaftlich studiert werden müssen. Wer, der da weiß, was auch selbst in andern geistlichen Staaten, z. B. in Würzburg und Bamberg, für Veredlung der Religiosität geschieht, sollte sich nicht über die treffliche Aussicht in eine schönere Zukunft freuen?

Unter allen Glaubens- und Lehrartikeln zieht keiner die Aufmerksamkeit jener junger Männer mehr an sich, als die einst vom Papst Hildebrand erzwungene Entsagung des ehelichen Lebens. — Jünglinge, in der Fülle ihrer Kraft, in ihrer ganzen vollen Blüte, empfänglich für die reizendsten Freuden, welche in dieser sublunarischen Welt ohnedies so selten zur Reife gedeihen, müssen frei-

willig (doch das ist ein Widerspruch) nein, sind gezwungen, auf den Genuß des reinsten, beseligendsten Erdenglücks Verzicht zu thun. — Sie sind ja auch von Fleisch und Bein, sie haben ja auch ein lebendiges Herz und ein Paar gesunde Augen, die schon, wenigstens durch die idealisch-schönen Madonnen- und Magdalenengestalten in Kirchen- und Klostergemälden, in der Beurtheilung weiblicher Schönheiten geübt sind. Wie nun, wenn sie ein deutsches Mädchen erblicken, das an Reizen den gemahlten Heiligen nicht weichen will? Wie nun, wenn die Natur, die zum Unglück nirgends ein Kollegium der Mönchsdogmatik angehört, und kein Symbol beschworen hat, in ihnen aufwacht? und sie erwacht gewiß einmal, so gut in dem liebenswürdigsten Knaben mit einer Johannes-Physiognomie, als in dem Shakespearschen Kaliban! — Oder, wenn auch der empfindende Jüngling wirklich die Selbstüberwindung eines Antonius von Koma oder eines Styliten besäße, und ein holdes Mädchen fände den Heiligen zum Unglück liebenswürdig, und ihre blauen oder schwarzen Augen wären unbefangen genug, ihm dies zu gestehen: — Wer mögte da noch länger mit aller Heiligenschwärmerei lieber ein Heiliger, als ein Mensch werden wollen? Wahrhaftig, lieber legte ich mir die weiße Armbinde mit den drei schwarzen Lilien, wie die Emigranten, um den

Arm, und diente gegen Frankreich, wo kein Pardon in der Nothstunde gilt.

„Ach!“ so seufzte ein junger gefühlvoller Mann, der mich herumführte, und dazu Erlaubniß hatte, weil er zu den Veteranen gehörte: „wider Neigung und mehrentheils aus Noth werden die meisten von uns schon dann, wenn wir noch nicht über unser eigenes Beste nachdenken können, in die geistlichen Stifter verstoßen. Daß Gott damit kein Dienst geschieht, weiß jezt wohl Jedermann, aber den Familien geschieht dafür ein deso größerer. Es soll Erleichterung für zahlreiche Familien (vorzüglich beim Adel), und eine Art von Versorgung für uns seyn; aber die Versorgung ist unser Elend. Doch, setzte er hinzu, ich erlebe es vielleicht, daß man uns unsere geraubten Menschenrechte wieder erstattet, deren Verlust wir bei der Scene jedes häuslichen Glücks so lebhaft fühlen, und von deren Heiligkeit wir uns immer mehr überzeugen.“ —

Ich schied von ihm mit Rührung.

Streifereien
durch die Schweiz, in die Kantonirungen der Preußen.

Von Mainz aus durchstreifte ich die Pfalz. Eine halbe Stunde hin auf der Chaussee, die nach Alzei führt, fand ich eine Anhöhe von den Kanonenkugeln so entsetzlich durchlöchert, ungefähr wie die Ufer der Flüsse von den Kolonien der Schwalben.

Hier endigt sich fast jeder Ortsnahme auf heim, so wie in Elsaß auf weiler. Das hier zu Lande gebräuchliche Heim stammt von Heimat, welches in Heimt und Heim verwandelt oder vielmehr verstümmelt ist. Daher findet man in den Urkunden von Oppenheim, Oberheimat, Oberdaheim. Oft hört man beim Sprechen gar nicht die letzte Sylbe heim. So statt Billichheim sagen sie Pillikm.

So reich und fruchtbar die Pfalz an Getreide, Obst, Wein und Wiesewachs ist, so unglücklich sind die Einwohner jezt durch die Franken, welche seit zweihundert Jahren binnen 50 Jahren das Land regelmäßig besucht und verwüstet haben. Damals ließen, nach einer französischen Hyperbel

eines Konvents-Deputirten, die Feinde den Pfälzern nur das Gesicht, um ihren Ruin sehen und beweinen zu können.

Die Dörfer sind größtentheils mit Häusern besetzt, welche zwar von Holz, aber mit Kalk übertüncht und mit Ziegeln bedeckt sind. Sie nehmen sich wie kleine Provinzialstädte aus; viele haben sogar ihre Wälle und Gräben. Der Wohlstand der Einwohner, den keine Hofedienste, wie im Preußischen, drücken, ist vorzüglich in ihrer Tracht sichtbar. — Die Männer schreiten ehrbar in guten Tuchröcken, mehrentheils von lichtblauer Farbe daher, mit einem dreieckigen Hut, ledernen Hosen, und einem Gürtel unter den Knien, zum Halten der Strümpfe, die darüber gekrämpt werden. Die Mädchen kleiden sich nett, gehen mehrentheils, wie in Norddeutschland die vornehmern Bürgerstöchter, in Kontuschen. Wenn sie auf dem Felde arbeiten, so haben sie statt der Strohhüte einen Tuch über den Kopf geschlagen. Sie sind mehrentheils hübsch; viele von ihnen können sogar auf Schönheit Anspruch machen. Als ich in Unterheim, einem Dorfe 5 Stunden von Mainz, war, befand sich unter meinem Fenster ein lebendiger Brunnen, mit einer steinernen Einfassung, woran die Jahreszahl 1543 geschrieben stand. Weil er der einzige im Dorfe ist, so kommen die Schönen Morgens und Abends hieher, um Wasser zu

schöpfen. Da nur immer zwei und zwei ihre steinernen Krüge an die Röhre halten können, so unterhalten sich währendeß die übrigen. Dies erinnerte mich an die patriarchalischen Zeiten, wo es ebenfalls Sitte war, eine Konversation der Landestöchter an dem lebendigen Brunnen zu finden. Die preußischen Soldaten fanden an den Dirnen viel Geschmack, haben auch manche geehlicht. Die Mädchen hegen nicht weniger Zärtlichkeit, vorzüglich gegen die eleganten Krieger.

Ich hörte eine Pfälzerinn die Preußen loben: „Gott," sagte sie, „es müssen doch gewaltig schöne Leute seyn, da sich unter den Soldaten bei einem Regimente schon so viele befinden. Wenn dieser Schluß richtig wäre, so müßten die preußischen Unterthanen bildschön seyn. Aber hier war es umgekehrt. Der Soldatenstand hat gerade alles gute Bauholz; die Knüppel bleiben im Bürgerstande. Schon um große, schöne Leute zu ziehen, sollte die Politik der preußischen Regenten die Ehen unter dem Militär befördern. In neuern Zeiten ist dies auch wirklich geschehen. —

Das schöne Geschlecht scheint im südlichen Deutschlande weit mehr zur unplatonischen Liebe geneigt zu seyn, als im nördlichen. Die bessere Lebensart, der Genuß des Weins, ein milderer Himmelsstrich lenken mehr dazu hin.

Als die Reiter ihre Kantonirungen verlassen

mußten, sah ich den zärtlichen Abschied der Pfälzer Dirnen. Der Soldat tröstete sie mit der Nothwendigkeit, sie verlassen zu müssen, und fügte schlau das Versprechen hinzu, bald wieder zu kommen. Die Mädchen versicherten sie ihrer fernern Zärtlichkeit, und boten sich zum Besuch an. Beide sahen die Unmöglichkeit ihrer Versicherungen ein; dessen ungeachtet suchten sie sich den Abschied durch rege gemachte Hoffnung zu erleichtern.

Mancher ehrlich-denkende und dabei empfindsame Soldat stand scheidend da mit wehmüthigem Blick und schwerem Herzen; doch die meisten waren froh, wieder hinaus ins Freie und in den Streit zu kommen. Kaum waren sie nur aus dem Dorfe, so wurden schon die gutherzigen Dirnen belacht, die doch ihr Bestes hergegeben hatten.

Wenn die Soldaten immer die verlangten Trauscheine erhalten hätten, so wären noch weit mehr Pfälzerinnen Soldatenfrauen geworden. Ein armes Mädchen, welches gern heirathen wollte, hörte, daß sie Vermögen haben müsse, um ihren Zweck zu erreichen. Sie sagte ihrem Liebhaber von 600 Gulden. Dieser, ehe er den wahren Trauschein hatte, erdichtete sich einen. Voll Freude gab das arme Kind ihre wenigen Batzen hin, sich zu kleiden und zu traktiren. Es entdeckte sich bald. Der Trauschein blieb aus. Von Allen verlacht, wanderte sie in die weite Welt.

Wie gewöhnlich, hat der Krieg auch in der Pfalz die weibliche Sittsamkeit seltener gemacht. Die vielen Ehescheidungen, welche nachgesucht wurden, sprechen sehr gegen die Treue manches sonst braven Weibes; vorzüglich geschah dies in Worms. In diesem Sammelplatze französischer Emigranten boten die Prinzen und Edelleute alle Künste der Galanterie auf, um die schönen Wormserinnen in galante Pariserinnen zu verwandeln. Viele Töchter guter Familien wurden das Opfer. Manche aus jener Epoche waren schon bis zu feilen Dirnen herabgesunken.

Auf meinen Wanderungen hörte ich mancherlei Erzählungen, erdichtete und wahre, platte, alberne, wie sie überall häufig im Kriege entstehen. Gewöhnlich gereichten sie dem preußischen Krieger zur Ehre. —

Bei Weißenburg flog einem Grenadier, vom Regiment damals von Romberg in Westphalen, die Kanonenkugel so dicht am Gesicht vorbei, daß er geblendet wurde, und nicht mehr sehen konnte. Da er nun über sein hartes Loos jammerte, riefen ihm seine Kameraden zu: „Schäme dich, du wardst es im Dienste des Königs!" Sie sammelten eine Kollekte für ihn von ihrem sparsamen Solde. Damit versehen, konnte der arme Mann nach seiner Heimat zurückkehren.

Ferner. Bald nach der Retirade aus dem

Elsaß ward ein preußischer Offizier mit Aufträgen an den kommandirenden General der Franken gesandt. Ein junger Pariser, der so eben als Offizier bei der Armee angekommen war, wollte den Preußen necken. Ich wollte, sagte er, schon bei der Retirade von Weißenburg, von unsern Feinden die braven Preußen kennen lernen; aber das Glück ward mir nicht zu Theil. — Hm! antwortete jener; schade, daß Sie nicht etwas früher kamen, da würden Sie dieselben drei Tage hindurch bei Lautern von Angesicht zu Angesicht gesehen und erkannt haben; denn von hinten sind sie unkenntlich und den Kaiserlichen ganz ähnlich. —

Während meines Aufenthalts in der Pfalz bestieg ich den Petersberg bei Odernheim, einem Städtchen, fünf Stunden von Mainz. Hier konnte ich bis Speier hinabsehen; eine Gegend, die sehr lebhaft an die Verwüstungen des Krieges erinnerte. — Was haben wir, dachte ich, mit aller Aufklärung und Volkskultur gewonnen? Auf dem Katheder sind Philosophen, in der Kirche Christen und im Kriege Barbaren, wie vor einigen Jahrhunderten. Im Frieden ist es leicht, menschlich zu seyn, wenn eine lange Ruhe uns zu wollüstiger Bequemlichkeit aufgelöst hat. Aber wie werden, und warum werden noch am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts die Kriege geführt? Ist das kein Zeichen einer Barberei, daß im tiefsten

Frieden alles zum Schlagen gerüstet dastehen muß? daß die Ausgaben für Mordgesellen und Mordgewehre es unmöglich machen, für die Bildung der Jugend, für die Unterstützung der Armuth — kurz alles das zu thun, was direkte das Wohl der Menschheit beabsichtet? Die Staaten sind, wie die einzelnen amerikanischen Horden, immer im Kriegszustande; und immer müssen, um auch nur im Innern eines Staats eine gesetzliche Verfassung möglich zu machen, im Auslande die Armeen einen großen Respekt haben. Ein Thema zur Apologie für den Soldatenstand. — Ob überhaupt die kultivirten Menschen moralisirter werden, ist, wie alles, was zur Beurtheilung der Moralität gehört, schwer zu entscheiden; denn die Motive entziehen sich zu sehr den menschlichen Nachforschungen. Es ist kein nothwendiger Zusammenhang zwischen Kultur und Moralisirung; denn es giebt unter Wilden gutmüthige Othaheiter, und unter den gesitteten Völkern in Europa Barbaren. Wenn unter den wildern Vorfahren der Ausbruch der Laster drohender und fürchterlicher war, so waren auch ihre Tugenden derber, und äußerten sich stärker. Jezt sind die Manieren feiner; aber die Laster noch heimlicher. Gesitteter sind die Menschen, aber nicht sittlicher. Eine bessere Polizei- und Gesetzgebung verhindert manchen rohen Ausbruch der Begierden. Man lasse,

wie in Frankreich, die Gesetze schweigen, und die polizirten Völker werden Septembriseurs, Sans-culottes, Königsmörder. Ich sah auf dem Schlachtfelde bei Weißenburg Soldaten die hingestreckten Franzosen mit Bayonetstichen tödten, Husaren mit Mordlust die schwer Blessirten ohne Grund mit ihren Säbeln vollends zerhauen. Bekanntlich zeichnen sich die Preußen unter allen Nationen durch ihre Disziplin noch am meisten aus.

Auf diesem Petersberge konnte ich den Rhein hin bis Manheim begleiten, und das Darmstädtische bis Frankfurt übersehen. Der Rhein beschreibt von Oppenheim bis Mainz, und von da bis Bingen, einen halben Zirkel; innerhalb desselben eröffnete sich mir eine reizende Aussicht. Mit bloßen Augen zählte ich acht und vierzig Dörfer und Flekken, ohne die, welche in den Thälern versteckt lagen. Nierensteins Weinberge warfen, von der Sonne beleuchtet, einen röthlichen Wiederschein zurück, der mit der grünen Finsterniß der saatenreichen Thäler einen entzückenden Kontrast machte.

Man sieht von hieraus in das Gebiet von wenigstens dreißig Herren: in das eigentlich sogenannte deutsche Reich. Ob die hiesigen Unterthanen (jezt Republikaner) glücklicher waren, als die Preußen? Das läßt sich leicht beurtheilen. Der Herren sind viele; jeder von ihnen hat seine Launen. Alle haben viel Bedürfnisse. Sie haben wohl

Macht genug, die Unterthanen zu unterdrücken und auszusaugen, aber keine Macht, dieselben gegen den Angriff benachbarter Staaten zu schützen. Darum hängt an dem Worte: Reichsländer, Reichssoldat, Reich, freie Reichsstadt, so etwas Kleinliches und Lächerliches. Im Preußischen ist doch durch den Respekt, den der tapfere Adler sich verschafft, unter dessen Schutz es sich befindet, die äußere Wohlfahrt, Ruhe und Achtung gesichert. Wenn sogenannte patriotische Schriftsteller von der Freiheit und Glückseligkeit des deutschen Reichs schwatzen, so mögen sie doch einmal genau sehen, wo es sonst, außer den regierenden Herrn, so viele freie Leute giebt. Bei Bedrückungen das Recht zu haben, nach Wetzlar zu appelliren, ist sehr kostbar, und daher in Praxi eine Chimaire. Mit Recht, und eben so witzig, sagt irgendwo ein großer, witziger Kopf in Göttingen:

Suchst du in dieser Zeitlichkeit das Ewige —
Siehe, es wohnt in den Prozessen zu Wetzlar.

Wäre diese Gegend, wie Brandenburg, ein Sandland, so wäre sie eine Einöde. Aber die Freigebigkeit der Mutter Natur verbirgt die Spuren schlechter Staatsverwaltung. Glücklicher, dachte ich, ist ein gut regiertes Sandland, als ein irdisches Paradies, worin die Landesherren Stiefväter sind. — Hier einige Belege.

Der Zustand der Evangelischen, die vierfünftel

von allen Einwohnern ausmachen, ist in der Pfalz (auch in geistlichen Staaten) nicht der beste. Von den besten Aemtern werden sie zurückgedrängt; bei Prozessen verlieren sie gewöhnlich. An den Festtagen der Katholiken, deren oft nur ein Paar im Orte sind, dürfen die Protestanten nicht arbeiten. Nach den ehemaligen Verordnungen war bloß denjenigen Handwerkern die Arbeit untersagt, welche mit derselben Geräusch verursachen. Aber auch ein Schneider, der doch mit seiner Nadel wenig Lärm macht, wurde unlängst von einem Pfaffen angegeben, und deshalb bestraft, ihm auch befohlen, für seine Gottlosigkeit etliche Pfund Wachs an die Kirche zu liefern. Der lutherische Pfarrer (der wohlgemerkt durch freiwillige Beiträge der Gemeine subsistirt) brachte es endlich so weit, daß dem Schneider aus Billigkeit und Gnade die Strafe erlassen ward. Man wendet Geld an, um Proselyten zu gewinnen. Man vernachlässigt Kirchen und Schulen der Protestanten, die übrigens sehr ansehnliche Einkünfte haben, so sehr, daß an vielen Orten weder ein Schullehrer noch ein Prediger existiren kann. Die Aemter bei den protestantischen Kirchen und Schulen werden oft ohne Noth so vermehrt, daß die Kasse endlich bankerott werden muß. Kurz, man versucht alle Mittel, um den Katholizismus wieder einzuführen. —

Noch eine hieher gehörige Anekdote.

Es ward einem Katholiken durch einen nächtlichen Einbruch, der größte Theil seiner Sachen geraubt. Er gab einen reformirten Nachbar als den Thäter an. Da kein Beweismittel gefunden werden konnte, und dieser leugnete und seine Unschuld betheuerte, so ward er auf die Folter gebracht. Hier bekannte er, von Schmerzen geängstigt, was er nicht gethan hatte. Man nahm ihm Haus und Hof, bezahlte alles, und er ward so arm, daß er vor fremden Thüren das Mitleiden ansehen mußte. Es wurde im Dorfe der Nachtwächterposten vakant. Die Einwohner, die größtentheils evangelisch waren, baten um denselben. Die Regierung (man sagt, in der Grafschaft Sickingen) schickte einen Katholiken hin. Nach mehrern Jahren starb an selbigem Orte ein Katholik; man fand unter seinem Nachlaß viele geraubte Stücke. Man zeigte es der Regierung an; die Unschuld des Mannes ward erkannt, und — die Reformirten des Orts mußten zur Wiederherstellung des Mannes die erfoderliche Summe kontribuiren.

Zwar haben sich das Corpus Evangelicum in Regensburg, der König von Preußen und Kaiser Joseph der Sache angenommen; aber die List der Priester vereitelte die besten Plane, und die Sache blieb beim Alten. 1793 flehten die Protestanten den König von Preußen an. Er erließ zu Gunsten ihrer eine eben so günstige als merkwürdige Deklaration. Doch sie half wenig.

Wer verargt es den jenseitigen Rheinbewohnern, daß sie die Franken nicht ungern sahen, und, wenn sie nur nicht von Sanculottes zu sehr heimgesucht wurden, sie gern mit allem möglichen unterstützten. Wenn sie um der Religion willen so gedrückt werden, so läßt es sich erklären, warum sie noch oft ihr fruchtbares Vaterland verlassen und in fremde Länder ziehen. Hieran ist nicht die große Population schuld, denn Jeder kann sich hier wenn er arbeiten will, gut nähren; nicht die Vorliebe zum Fremden; ich fand vielmehr große Anhänglichkeit an das Vaterland.

Eröffnung des Feldzuges am Rhein im Jahre 1794.

Die Franken schienen in den Winterquartieren, eben so wohl als ich, lange Weile zu empfinden. Sie kamen und machten den preußischen Feldwachen die Visite; täglich, vom April an, hörte man schon einzelne Kanonenschüsse fallen. Sie wollten Beute machen. Die preußischen Husaren hingegen jagten sie ihnen ab. So sah ich 50 Pferde und 80 Gefangene einbringen.

Da die Jahreszeit schon im März sehr schön und die Witterung außerordentlich milde war, dessen ungeachtet die Armeen aber sich sehr unthätig verhielten: so hoffte man auf die Deklaration des Friedens. Die Bewohner der Pfalz spotteten daher nach ihrer Art über die Hülfstruppen und verglichen sie mit den Zugvögeln, die, wenn sie sich um Frühjahr gemästet haben, wegziehn, um in der Ernte wieder zu kommen.

Nur die Franken verlieren um ihrer Freiheit und Gleichheit willen Muth, Lust und Geduld nicht. Sie greifen an, schlagen und werden geschlagen; mitten im Unglück lachen und tändeln sie; das Unglück scheint für sie keinen Stachel zu haben.

Als Kussel bei Zweibrücken, zum Behuf der Auswechselung der Gefangenen, neutral erklärt worden war, und von beiden Seiten die Deputirten erschienen, betielte man die Franken etats français; sie drangen auf republique française, weil etat in monarchischer und aristokratischer Bedeutung genommen werden konnte. — Allein, dies war ja eben der streitige Punkt, um dessentwillen noch viele tausend Menschen sich einander ums Leben bringen sollten.

Kurz, man ward über dies Wort nicht einig, so sehr man auch preußischer Seits erklärte, daß es sehr unbedeutend wäre. Nun kam es endlich zur Auswechselung der Gefangenen. Die Franken wollten zwar Mann für Mann austauschen, aber die übrigen, nach altem christlichen Gebrauch und Völkerrecht, nicht mit Gelde bezahlen, weil Menschen nicht verkauft werden können. Sie foderten, man solle ihnen die übrigen auf ihr Bürgerwort geben, sie wollten dagegen die später gefangenen Preußen in Zukunft umsonst ausliefern. Andere machten einen französischen Scherz daraus, und proponirten die Auswechselung der Gefangenen nach Gewicht.

Inzwischen man einig zu werden suchte, lebten Preußen und Franken recht freundschaftlich mit einander, und bestritten gegenseitig ihre Grundsätze mit Worten. — Der König von Preußen hatte in seiner Deklaration wohl Recht, wenn er den Krieg,

wegen der sich fortpflanzenden Meinungen, für sehr gefährlich hielt. Kämen nicht aus allen Theilen Europa's Menschen nach Frankreich, so würden die Gespenster, Freiheit und Gleichheit, nicht in allen Köpfen fast überall gespukt haben. Die Krankheit, von welcher man die Franken heilen will, ist giftig und ansteckend; die Aerzte haben daher wohl Ursache gehabt, sich selbst bei der Kur in Acht zu nehmen. Die Fürsten wollten ein fernes Uebel steuern, und brachten vielleicht selbst das gefährlichste Ungeheuer in die friedlichsten Staaten zurück. Sie werden durch Strenge die politische Kultur eben so wenig jezt hemmen können, als einst im sechzehnten Jahrhunderte den Fortgang der kirchlichen Reformation in ihren Landen. — Die Päbste wollten durch Begünstigung der Kreuzzüge ihren Stuhl befestigen, und gaben dadurch den ersten Anlaß zur nachfolgenden Reformation.

Während alles bei der Armee, nach jener bekannten Deklaration des Königs von Preußen: daß er nicht alle Unkosten allein tragen könne, voll Frieden war, rückte zum Anfange des Mai's ein Regiment nach dem andern vorwärts, bis in die Gegend von Worms. Ueberall in den Dörfern, vorzüglich wo Infanterie lag, fanden wir durch faule Fieber, wie man sie nannte, ganze Familien ausgestorben; denn in den Winterkantonirungen hatten sie zu 10, 20 und 30 Mann zusammengelegen. Osthofen und

Westhofen, zwei Stunden von Worms, waren die letzten Ortschaften, welche die Preußen gegen die Franken behaupteten. Ich hörte ihre Freude über das Glück, die Preußen im Winter bei sich gehabt zu haben; denn der Sage nach hatte man von Seiten der Franken entsetzlich gehauset; aber die Sage hatte es sehr übertrieben. An jedem Hause fand ich einen Zettel angeklebt, worauf stand, wie stark die Anzahl der Personen im Hause sey, um ihnen die unentbehrlichsten Bedürfnisse zu lassen. Das ausgehungerte Landau mußte wieder verproviantirt werden.

Am 10ten Mai 1794 rückte ich mit dem hohenloheschen Korps bis Herrenheims, eine Stunde diesseits Worms. Dieses schöne Dorf ruht an einer Anhöhe, und besitzt die schönste Aussicht über die Ufer des Rheins hin, die von den Bergen des Odenwalds eingefaßt sind. Hier waren die Franken siebzehn Tage gewesen. Sie hatten Vieh, Früchte und vorräthige Leinwand mitgenommen; vieles aber hatten die Einwohner auch erhalten. Der fränkische Kommissar — zur Ehre der Menschheit sey's gesagt — hatte mehrern Armen menschenfreundlich das Ihrige wiedergegeben. Er sollte das schöne herrschaftliche Schloß des Baron von Dalberg verbrennen; er machte es den zurückgebliebenen Hausbedienten bekannt und setzte hinzu: er wolle dies kurz vor dem Abmarsch thun, damit es bald ge-

löscht werden könne. Es geschah: in jedem Fenster wurden einige Scheiben zerschlagen, die Tapeten abgerissen, und im schlechtesten Flügel des Gebäudes beim Abzuge Feuer angelegt. Ohne erheblichen Schaden wurde der Brand gelöscht; die Flamme hatte nur das Holz schwarz gebrannt und einige Stellen in Kohle verwandelt. So blieb auch der neuangelegte englische Garten unversehrt; bloß der Muthwille hatte hin und wieder einiges Holzwerk beschädigt. — Es ist eine sonderbare Erscheinung bei dem Soldaten, daß er manchmal nicht sowohl das nimmt, was ihm nützt, als daß er vielmehr ganz gleichgültige Dinge verdirbt.

In Worms hörte ich auch viel von den Plackereien, welche die Bürger dieser Stadt erlitten hatten. Man sagte mir, daß zu den wiederholten Plünderungen der gegenseitige Haß der Katholiken und Protestanten, von denen jene die Reichsten, diese aber die Aermsten, daher die meisten sind, beigetragen habe. Sie verriethen die versteckten Sachen. Mehrere, die so als Spione gedient hatten, sah man nachher im Besitz aller Weine, welchen sie spottwohlfeil verkauften. Dessen ungeachtet bürdete man das den Franken auf, was doch die Wormser durch verrätherische Bürger verloren hatten.

Hier hatte der Kurfürst von Mainz seine Residenz als Weihbischof über die benachbarten Syren-

gel in der Pfalz. Das dazu gehörige Schloß, dessen Erbauung eine Million Gulden gekostet, hatten die Franken zerstört, alle andere Gebäude aber verschont. Nur die Wände von jenem standen noch, aber ohne Dach, Fenster und Thüren.

Mehrere Katholiken sprachen mit großer Erbitterung von den Franken. Sie konnten ihnen den Unfug gar nicht verzeihen, den sie mit ihren Heiligen (in Stein gehauen) getrieben hatten. Eine Schildwache holte sich z. B. den heiligen Markus vor die Thür, hing ihm seine Patrontasche um, gab ihm das Gewehr in Arm, und ließ ihn so seinen Posten besetzen, während er in der Stube zechte. Dem heiligen Polykarp zog man die Feile aus dem Körper, womit er vorgestellt wird, und legte ihm auf die Wunden Pechpflaster. Die Mutter Maria mußte demüthig als Viehmagd, mit einer Peitsche in der Hand, das geraubte und vor der Stadt zusammengetriebene Vieh hüten.

Von Worms aus folgte ich der siegreichen preußischen Armee unter der Anführung des General-Feldmarschalls von Möllendorff. Sehr glänzend eröffnete dieser den Feldzug, indem er die Franken den 23sten Mai bei Kaiserslautern schlug, ihnen 2000 Gefangene und 20 Kanonen abnahm, und den Soldaten viele Beute verschaffte. Die Franken zogen sich hinter die Queich bei Landau in das Anweiler Thal bis Hornbach und Blieskastel. Die

preußische Armee rückte ihnen auf dem Fuße nach, stand eine Zeit lang, und ging dann wieder zurück.

Ich selbst kam den 23sten Mai nach Freinsheim, am Gebirge bei Grünstadt. Die Einwohner hatten viele Sachen und Vieh gerettet, doch klagten sie über das inhumane Betragen der Franken. Die Bürger dieses Städtchens, welches von Freunden und Feinden patrouillirt wurde, hatten ihre Thore zugeschlossen, um sich wider die Räubereien einzelner Trupps zu sichern. In dieser Zeit retteten sie alle ihre Güter. Dies verdroß die Franken. Sie kamen in starker Zahl mit zwei Kanonen, schossen die Thore ein, und ruinirten die Gebäude von außen und innen.

Den 24sten Mai kam ich bis Haßloch. Dieser Flecken gehört zu den größten in der Pfalz. Er zählt 700 Bürger. 4000 Franken hatten hier überwintert, und zwei preußische Kavallerie-Regimenter wurden hieher verlegt. Die Speierbach fließt nur eine halbe Stunde vor dem Dorfe vorbei. Dieses Flüßchen kommt aus dem Gebirge, theilt sich in der Ebene in zwei Arme, die dies- und jenseits der Reichsstadt Speier in den Rhein fließen. Zwischen diesen beiden Armen liegt viel Waldung und Wiesengrund, von Kanälen durchschnitten. Die Ufer waren mit Brustwehren versehn. Alle 2- bis 3000 Schritt liegt eine Mühle, die mit Brustwehren und Gräben umschanzt wa-

ren. Die dahin führenden Wege und Brücken waren total ruinirt. Hinter diesen festen Linien, wo einst Eugen gegen Frankreich überwinterte, hielten sich die Franken doch nach dem Verlust von Kaiserslautern nicht mehr geschützt, sondern zogen sich hinter die Mauern von Landau.

Beim Einzuge der Preußen weinten viele Einwohner, welche an ihrem Vermögen ansehnlich verloren hatten, vor Freuden. Der sonst so lebhafte Ort war jezt öde und todt. Fast alles, was sich wegbringen ließ, vorzüglich von Lebensmitteln für Menschen, und Fourage für Vieh, war nach Landau transportirt worden. Nur die Häuser und die besäeten Felder standen unversehrt da. Man hatte diese verschont, und war lieber mit starken Trupps zum Fouragieren zu den preußischen Vorposten hingegangen. Sie hatten nicht vermuthet, sich sobald retiriren zu müssen. Als am 23sten Mai, wo Möllendorf bei Lautern siegte, der Erbprinz von Hohenlohe sie aber bei Meckenheim und Manheim, in Gesellschaft mit den Kaiserlichen bei Mutterstadt, nicht zurückdrängen konnte, so kamen sie mit Jubel und Gesang zurück, sie schimpften auf die Kaiserlichen und lobten die Preußen. Ein Bauer, der gegen letztere ungebürlich sprach, mußte mit acht Klingenhieben dafür büßen. Sie sangen und zechten tapfer; als aber der preußische General Blücher aus dem Neustädter Thale her-

vorkam, wurden sie am Abend kleinlaut, und schlichen sich um Mitternacht fort, und zwar in der größten Eil. Den andern Tag besetzten die Deutschen die Speierbach — und die leichten Truppen und Vorposten bis auf eine Stunde vor Landau hin.

Wie sicher die Franken sich glaubten, sieht man daher: sie hatten den Einwohnern angekündigt, daß sie mit ihnen zur Hälfte ernten würden. Sie fouragirten daher hier nicht. Jeder Hauswirth behielt eine Kuh. Auch hier war an jedem Hause ein Zettel angeschlagen, worauf die Anzahl der darin befindlichen Personen stand, um ihnen bis zur Ernte gehörige und verhältnißmäßige Lebensmittel zu lassen. Trotz der vielen Sachen, die auf Befehl des Konvents verabfolgen mußten, hatten die Einwohner viel Vieh und Lebensmittel versteckt. So wüste und gleichsam ausgeplündert das Dorf am ersten Tage beim Einzug der Preußen aussah, so lebhaft wurde es doch bald nachher. Aber Milchsuppe und Erdäpfel, auf eine mannigfaltige Weise zubereitet, war in diesem sonst so fruchtbaren Lande zuweilen alles.

Die deutschen Zeitungsschreiber hatten die Franken als wahre Mordbrenner angekündigt; allein sie haben in Feindes Land nicht so arg gehauset, als in Freundes Land die Kaiserlichen. Wenn sich die Einwohner beklagten, so sagten die Franken: „Leu-

te, wenn wir es den Kaiserlichen nachthun sollten, wie übel würde es euch ergehen. Sie zielten vorzüglich auf die Retirade aus dem Elsaß. Allein auf dem Rückzuge sind sich alle Soldaten darin gleich, daß sie alles mitnehmen, was ihnen möglich ist, und durch Drohungen und Mishandlungen ihre Operationen zu beschleunigen glauben, weil sie sich nicht lange aufhalten dürfen. Je nachdem die Nation, wozu der Soldat gehört, roh oder gebildet ist, je nachdem ist im Durchschnitt das Betragen roh oder gelinde. Aber freilich machen sehr viele hierin, wie gewöhnlich, wenn man von einer Volksmenge spricht, eine Ausnahme. — Auch die fränkischen Kommissare misbrauchten bisweilen ihre Vollmacht, sich zu bereichern; allein bekanntlich sind deshalb viele guillotinirt worden.

Vieles Gesindel, welches sie, wie jedes Heer, haben, hatte geraubt, aber ohne Vorwissen der Vorgesetzten. Mehrere, die öfters ertappt wurden, arkebüsirte man. Dies Schicksal hatten drei Diebe in Haßloch. So brutal Manche in ihren Quartieren waren, so edelgesinnt waren Manche (vorzüglich Offiziere) gegen ihre Wirthe.

Eben als ich über das Benehmen der Franken mit einem Einwohner sprach, wurden zum ersten Male die Glocken geläutet. Seit dem Einzuge der Franken, die fast alle Glocken wegnahmen, hatte man die Uhr nicht schlagen und die Glocken

nicht läuten lassen. Weil die Franken deshalb glaubten, daß sie schon weggenommen wären, wie es in allen übrigen Orten geschehen war, so bekummerten sie sich nicht weiter darum, und man behielt die Glocken. — „Ach!" sagte der Mann, „es ist Einem ganz wohl, daß die Glocken gehört werden; nun weiß man doch, wie man lebt, kann in die Kirche gehen und bei Tische beten." — Konnte er, erwiederte ich, dies nicht bei den Franken? — „O, sie spotteten so lange, bis man es unterließ, nannten es Dummheit, sagten (etwa wie der bekannte La Metrie): der katholische Herr Gott sey ein alter schwacher Mann, der niemand mehr helfen könne."

Trotz der Atheisterei, die unter dem Präsidium des Danton, Carra, Hebert, in ganz Frankreich allgemein Mode war: gab es doch gar viele Katholiken unter ihnen, welche nur um der Mode willen, die auch nach der Revolution allmächtig herrschte, Atheist zu seyn affektirten. Einer wollte beim reformierten Pfarrer sein Kind taufen lassen. Der Franke brachte alle Ingredienzien mit, die dazu beim Katholiken erfoderlich sind. Als der Prediger es mit diesen Zeremonien nicht taufte, so ließ er seinem Kinde von einem benachbarten Küster die Nothtaufe geben. Sobald man in Frankreich auf des bekannten St. Just Anklage einsah, daß jene Männer den Atheismus begün-

stigten, um auf eine feine Manier die Republik zu zertrümmern, so machte die Guillotine ihrem Leben ein Ende.

Daß der so bald herrschende Atheismus nur, wie die Revolution selbst, Mode war, konnte jeder wohl vermuthen, der den menschlichen Geist kennt. So wie in der physischen Welt alles gradatim geht, so geschieht ebenfalls im Reiche der Geister kein Sprung. Den großen Haufen von dem sinnlichen Katholizismus über Naturalismus und Deismus zum Atheismus hinzuschleudern, welch ein Salto mortale! Was auch der Gelehrte ausklügeln mag, durch eine Spekulation, die methodisch ihn irre geleitet hat; die Welt für einen Wiederschein des menschlichen Geistes zu halten, und die erhabenen Gegenstände, Gott und Ewigkeit, für subjektive Ideen der Vernunft anzunehmen, wonach es nur so dünkt, als wenn jene Gegenstände existiren müßten: so nimmt der große Haufe davon keine Notiz; einmal, weil er weder Zeit noch Beruf fühlt, in die Labyrinthe der künstlichen Spekulationen des Wissens nachzuwandern, und dann, weil das Bedürfniß des Herzens, sein Gewissen, seine Wünsche, seine Hoffnungen, und ein daraus entstehendes Gefühl, was man gemeinen schlichten Menschenverstand nennt, und der überall, auch bei den Wilden, in grober Hülle, angetroffen wird, allen jenen Spekulationen widersprechen. Nach diesem schlichten Menschenverstande im Gefühl

muß sich der Gelehrte orientiren. Philosophie und Religion muß stimmen. Erstere durch methodisches Wissen; letztere durch Glauben an Offenbarung, wie er bis jezt ein Bedürfniß war — oder in sinnlich-symbolisch eindringenden Darstellungen, Gleichnissen, Allegorien, so wie es der Stifter des Christenthums machte. — Diesen von jenem edlen Reformator gegebenen Fingerzeig verfehlte man, und ging vom Aberglauben zum Unglauben. —

Die Preußen standen ungefähr fünf Tage an der Speierbach und ich in Haßloch, als den 28sten Mai die Franken unter dem General Michaut mit etwa 10,000 Mann eine Rekognoszirung unternahmen. Die Pfälzer, aufgebracht durch ihre Räubereien, wovon sie bei den Preußen verschont blieben, waren nicht mehr sichere Spione. Sie glaubten jenseits der Speierbach bloß Vorposten zu finden, und fanden Husaren, Füseliers, Jäger und reitende Batterien. Durch die Bravour des Husarenregiments von Blücher, das den Franken am fürchterlichsten wurde, verloren sie bei dem Dorfe Kirrweiler 400 Gefangene, 6 Kanonen und eben so viel Pulverwagen. In Edesheim, wodurch die Chaussee nach Landau führt, stopften sie sich, und wurden sehr stark zusammengehauen. Die meisten Gefangenen, die ich sah, waren mit Säbelhieben schwer am Kopf verwundet. Der Unwille der Pfälzer beim Anblick vieler, die sie ge-

drückt und beraubt hatten, äußerte sich laut. Man nannte sie Kuhdiebe. Ein Gefangener, der sehr schlimm gewesen war, dem aber jezt der Kopf gespalten, die Arme gekerbt waren, und der ganz in Blute schwamm, sollte ins Lazareth getragen werden. Die Bauern verstanden sich nicht von freien Stücken dazu, sondern mußten von den Wolfratschen Husaren erst dazu gezwungen werden. Seit dieser Zeit bis zum dritten Juli standen beide Armeen sehr ruhig. Die Infanterie kampirte, die Kavallerie kantonirte, das Hauptquartier von dem etwa 15000 Mann starken Korps des Prinzen von Hohenlohe war 2½ Stunde von Landau in Friedweiler. Die Kaiserlichen standen bei Speier, den Germersheimer Linien gegenüber. Der Feldmarschall stand bei Kaiserslautern, und hatte mit dem Prinzen von Hohenlohe durch das Neustädter Thal Konnexion. Diese Lage der beiderseitigen Heere, die keine Hauptrolle spielten, sondern abwarteten, was in den Niederlanden geschehen würde, machte mir es wahrscheinlich, daß eine Zeit lang alles ruhig bleiben würde Daher beschloß ich, einige Exkursionen zu machen; vorher aber besuchte ich die preußischen Kantonirungen. Am vogesischen Gebirge bei Neustadt liegt Dorf an Dorf, mit Weinbergen umgeben. Hier waren die Häuser der Ortschaften, z. B. Mosbach, Quedlingen, Winzingen u. a. m. mit dreißig und vierzig Mann

belegt. Die große Menge der Soldaten hatte viele Marketender und andere Handelsleute dahingelockt. Es war durch die Lebhaftigkeit auf den Straßen und die Menge der Waaren wie auf einem Jahrmarkte. In Neustadt, einer sehr gut gebaueten Stadt, lag das Regiment Blücher, und einige Bataillons Infanterie. Die Gebäude sahen ausgeleert und zerstört aus, vorzüglich die wieder eröffneten Kaufmannsläden. Viele Menschen flüchteten noch fort, trotz den Versicherungen der Preußen, die durch die Retirade aus Lothringen allen Kredit verloren hatten.

Exkursion nach Manheim, im Juny 1794.

Ich zog den ersten Pfingstfeiertag früh um vier Uhr nach Manheim, über die Oerter Tanstädt, Mutterstadt und Mundenheim, und gab absichtlich darauf Acht, ob die Franken viel Verwüstungen auf den Feldern und in den Dörfern angerichtet hätten; allein ich sah nur wenige Spuren. Auf dem Felde war hin und wieder strichweise foragirt worden, vorzüglich wo die Feldwachen gestanden hatten. Eine Stunde vor Manheim in Mundenheim waren viel Gebäude beschädigt, manche waren abgedeckt, manche, die gegen Manheim lagen, ganz niedergerissen. Mangel an Holz soll die Franken dazu veranlaßt haben. Dafür debitirte und glaubte man alle noch so schauerhafte Erzählungen von den unerhörtesten Grausamkeiten der republikanischen Soldaten. Die schöne Chaussee war sonst mit Pappeln besetzt; jezt lagen davon die Rumpfe, getrennt von ihren piramidalischen Wipfeln, da, auf eine halbe Stunde weit von der Festung. Schon damals im Winter 1793 wäre die Stadt bombardirt worden, wenn die Preußen, so wie die Kaiserlichen, über den Rhein gegangen wären. Man hatte die Rheinschanze mit erstaun-

lich vielen Außenwerken umgeben. Tiefe Gräben, spanische Reiter und furchtbare Wälle wechselten ab. Manchmal kamen die Franken mit ein Paar Feldstücken bis einen Kanonenschuß weit, und wenn ganz Manheim in Allarm gesetzt war, so zogen sie wieder in ihre Quartiere. Die Stadt selbst wimmelte noch von flüchtigen Emigranten, jenseitigen Rheinbewohnern und entsetzlich vielen Soldaten.

Zufälligerweise kam ich am ersten Pfingstfeiertage an die Kapuzinerkirche. Eine geistliche Prozession zog meine Aufmerksamkeit an; allein bald wäre sie mir theuer zu stehen gekommen. Ich drängte mich durch das Volk bis zum Altar. Alles fiel nieder auf die Knie, als die Monstranz sich zeigte. Ich blieb stehen. Will er wohl, schrie ein betreßter Kerl, der den Baldachin tragen half, auf die Knie fallen! Ich stutzte und sagte: ich wäre ein Protestant. Nun, erwiederte er, wenn er auch das ist, so muß er sich vor unserm Herr Gott (die Monstranz) demüthigen, sonst wird man ihn dazu zwingen. Ungefähr zehn Schritt davon standen einige Kapuziner, steckten die Köpfe zusammen, und warfen drohende Blicke auf mich. Einige baiersche Soldaten, deren Bigotterie ich kannte, sahen diese Pantomime, sie drängten sich neben mich und schienen mich näher zu betrachten, mit Augen, aus denen ein heiliger Eliaseifer blitzte. Aus diesen Auftritten konnte ich muthmaßlich ahnen,

nen, was ich zu erwarten hatte. Mir fiel es ein, was Religionsfanatismus vermag, und wozu er verleitet hat. Ich wollte mich entfernen, aber der Gang hatte sich verstopft. Ich war froh, mich im Gewühl der Leute verlieren zu können. Als ich zur Thür hinaus war, blieb ich stehen, um erst einige Mal frei zu athmen. Aber nicht lange, so waren jene Eiferer hinter mir — und ich flüchtete unter den Schwarm von Menschen.

Man kann wohl denken, wie wundersam ein solcher Auftritt einem Bewohner des nördlichen Deutschlands dünkte, der Religionsfreiheit kennt. Und hier in diesem Paradiese von Deutschland ist sie verbannt durch Logola's Schüler und deren unselige Künste. Frankreich hatte vor einigen Menschenaltern den unduldsamen Katholizismus verbreiten helfen. Jezt scheint es, als Republik, das Werk der Könige wieder einzureißen.

Ich wandte mich in eine andere Straße und traf einen tolerantern Anblick, nämlich einen lutherischen Geistlichen in einer reformirten Kirche predigen. Das lutherische Bethaus hatte man in ein Magazin verwandelt, die vielen katholischen Tempel aber unberührt gelassen. Man sagt, ein kleiner Streich der Jesuiten-Politik sey es gewesen, um den Lutheranern das sehr beträchtliche Klingebeutelgeld zu entziehn. — Ueberhaupt darf man gar nicht lange in Manheim seyn, um

den Druck, worin die Protestanten leben, zu bemerken. Der Meinung nach sind zwei Drittheile der Stadt protestantisch. Dessen ungeachtet werden gegen dieselben Kontroverspredigten gehalten, die sie aber auf den protestantischen Kanzeln nicht erwiedern dürfen. Ein rüstiger geistlicher Klopffechter erhielt indessen zum Gratial dafür, beim Zuhausegehn, eine derbe Tracht Schläge, und er ward moderater.

Von hieraus begab ich mich nach der Götz- und Schwanischen Buchhandlung. Zu meinem Erstaunen fand ich daselbst solche freie Schriften über Politik, die in dem liberalen Preußen verboten waren. Ich glaube, diese Toleranz verdanken sie der Unwissenheit des Pater Frank. Viele preußische Offiziere traten herein, und kauften revolutionäre Flugschriften, unter andern auch die aphoristischen Vorlesungen des Thomas Paine über Menschenrechte.

Bald darauf sah ich die Wachtparade, die aus östreichischen, pfälzischen und zweibrückischen Truppen bestand, und ich mußte unwillkürlich lächeln. Ich hatte sie mit diesen Kaskets und der großen wehenden Mähne, diesem kriegerisch-schönen Putz — auf der Flucht gesehn, vermuthlich weil das Geschütz weiter reicht, als die stärkste Sehkraft. Die Oestreicher waren handfeste, sehr braun von der Sonne gefärbte Soldaten, denen man es bei-

nahe ansehn konnte, daß sie schon im siebenten Jahre im Felde waren. Die Zweibrücker waren schlank gewachsene, sehr gewandte Leute — und gingen sehr geschmackvoll geputzt. Voran zog ein Grenadier, mit einem Schurzfell umgürtet; ihm folgten die Hautboisten. Wenn diese aufhörten, ertönten die Queerpfeifen, von der Trommel begleitet.

An der öffentlichen Gasttafel steckte man bei noch so unbedeutenden Neuigkeiten aus der Zeitung die Köpfe zusammen. Furcht vor Denunziation schien gegenseitiges Mistrauen einzuflößen. Welcher Kontrast in dieser Hinsicht zwischen Manheim und Frankfurt! Die Ankunft mehrerer preußischen Offiziere unterbrach dieses ängstliche Flüstern, und der Ton ward freier. Die unbefangene, offene Sprache der Preußen machte mit jener furchtsamen Miene der Pfälzer einen seltsamen Kontrast. Unter wirklich interessanten Debatten floh die Zeit angenehm dahin. Das will an einem fremden Orte, wo man zum zweiten Mal sich befindet, viel sagen. Langeweile ist für den Reisenden, der nicht zum Spiel seine Zuflucht nimmt, das gewöhnliche Schicksal.

Da diesen Abend die (damals neue) Zauberflöte zum ersten Mal gegeben wurde, so mußten wir schon um vier Uhr in das Schauspielhaus. Durch die Artigkeit eines Pfälzer Offiziers gelang es uns,

hineinzukommen. Zu unserm Erstaunen war — weil jeder von den vielen Offizieren gute Freunde hatte, das Haus erstaunlich voll. Ich sah viele Pfälzer Offiziere. Sie können, wie man mir sagt, alle Tage für 6 Kreuzer (1 Gr. 6 Pf.) in die Komödie gehen. Eine artige Einrichtung, die zur Bildung des jungen Kavaliers sehr mitwirken kann. Aber wenn sie ausbleiben, so wird ihnen, wie man mir erzählte, dennoch die Summe von der monatlichen Gage abgezogen. Die Zeit von drei Stunden bis zum ersten Aufzuge floß angenehm dahin. Das Auge konnte wegen des matten Lichts, das beinahe in Dämmerung zerfloß, nicht sehr herumirren; aber das Gehör war desto angenehmer beschäftiget. Eine Dame aus Heidelberg (ich glaube, die Frau Kirchenräthin M.) und ihr Mann, machten Beide sich, durch die Herzlichkeit ihrer Sprache, durch die feinen Urtheile, in welchen eine edle Theilnahme an allem Edlen und Guten sichtbar wurde, uns allen interessant und so werth, daß sie Beide noch lange nachher, wenn man von der Zauberflöte sprach, mit Enthusiasmus genannt wurden. Auch jezt noch ist dies bei mir der Fall um so mehr, da ich sie in Heidelberg noch näher kennen zu lernen das Glück hatte. Meine Fata in Heidelberg werden mich kenntlicher machen.

Es ward sehr lebaft über dies sonderbare Stück

gestritten, ob es eine gewöhnliche Operette sey, die bloß da wäre, um Augen und Ohren zu belustigen, oder ob noch ein geheimer Sinn dahinter verborgen läge. So viel ist gewiß, daß, so oft in Mainz, Frankfurt und (dies Mal) in Manheim, diese Zauberflöte gegeben ward, Illuminaten und Freimaurer Meilen weit herzuströmten, um dieselbe zu sehen: auch wollte die Regierung anfänglich nicht erlauben, daß sie aufgeführt würde; weil aber der Theater-Direktor erklärte, daß die schön gemahlten Dekorationen sehr viel gekostet hätten, und die Bühne einige tausend Gulden verlieren würde, so ward die Vorstellung vom Hofe nachgegeben, und seitdem sehr oft wiederholt. — Man hielt es hier für eine symbolische Darstellung des Sieges der Wahrheit und der Tugend, über Irthum und Laster, des Lichts über die Finsterniß. — Einige Theologen verglichen es mit der Offenbarung Johannis im neuen Testament, und nannten es ein Gegenstück, weil bekanntlich in diesem Buche der Triumpf der reinern Religiosität im Christenthum über den lasziven Dämonendienst im Heidenthum, der Sittlichkeit über Laster, vorgestellt wird. Man hielt es für wahrscheinlich, daß der Verfasser der Zauberflöte von jener prophetischen Mythe die Idee entlehnt habe. — Die Thiere, Unholde, Drachen, geflügelten Thiere, sah man als erborgte, christlich-mythologische Darstellungen des Orients an. — Dies

Mal hatten die schönen Künste harmonisch ihre Kräfte aufgeboten, um einen erhabenen Gegenstand durch die Sinne interessant zu machen. Wahr ist es, die Feenwelt der Kindheit sieht man in den Dekorationen realisirt. Die unnachahmlich schönen Melodien eines Mozart ergötzten das Ohr — Alles dies wird begreiflich machen, welchen Einfluß die (damalige) Stimmung für politische Gegenstände, auf die Beurtheilung des Stücks hatte.

Wallfahrt nach Schwetzingen.

Mit Heiterkeit begrüßte ich den schönen Kunstweg, dem die piramidalischen Wipfel der italienischen Pappeln ein königliches Ansehn gaben. Die mannigfaltigen Abwechselungen der Natur behagten um so mehr, wenn man eine Vergleichung mit dem einförmigen, bürgerlich gebaueten Manheim anstellte. Wer Potzdam und Berlin gesehen hat in seinen mannigfaltigen Abwechselungen des Edelsten und des Bisarresten in der Bauart, die vielen Palläste, die ganze Straßen ausfüllen: der kann eben Manheim, das einformige und reguläre, nicht sehr schön finden. Nur die öffentlichen Gebäude machen eine Ausnahme.

So wie die Gärten aufhören, fängt sich ein sandiger Boden an, wie er in der Mark sehr häufig ist. Aber die Aussicht auf die Berge der Vogesen und des Odenwaldes unterhalten sehr angenehm; die Spuren von gestandenen Lagern und weggeführten Magazinen waren sichtbar. – Die eben angekommenen Würtemberger kampirten neben dem Wege.

Schwetzingen ist ein kleiner Ort von zwei Straßen, der seine Aufnahme dem schönen Garten und dem Aufenthalt des Kurfürsten verdankt.

Fast jedes Haus ist, nach den vielen Schildern zu urtheilen, ein Wirthshaus. Seitdem der Hof nach München verlegt ward, sind Miethen von 400 Gulden auf 40 herunter gesetzt. Die Fremden müssen aber aushelfen. Es war alles theurer als in Mannheim. — Hier war das Hauptquartier des Herzogs von Sachsen-Teschen und einiger Eskadrons östreichischer Kürassiere. Man verbreitete die Nachricht, daß der Kaiser, auf seiner Rückkehr von der Armee in den Niederlanden nach Wien, hier durchkommen werde. Ein listiger Gastwirth hatte den Termin einige Tage zu früh bestimmt. Die Fremden strömten herbei, die kaiserliche Generalität war versammelt; der Prinz Condé und die vielen Emigrirten waren an den drei Lilien kenntlich.

Ich gesellte mich zu einigen östreichischen Offizieren; aber der unverständliche Provinzialismus erschwerte sehr die gesellige Unterhaltung. Vom 16ten Mai bis 16ten Juni hatte man keine Nachricht von den Kriegsoperationen in den Niederlanden. Die Zeitungen schwiegen; die kaiserlichen Offiziere, die ich darauf brachte, schwiegen. Das war eine schlimme Vorbedeutung. Kleine Unfälle bringt man mit Ausschmückungen hervor; aber große Unglücksfälle verschweigt man. Da es dem Kaiser, sagte der Eine, in den Niederlanden nicht geglückt ist vorzudringen, so kommt er jezt nach

Speier, um die Germersheimer Schanzen mit Sturm nehmen zu lassen. Gedacht hatte er daran — aber es blieb, und er ging von Frankfurt aus, ohne Schwetzingen und Speier zu sehen, direkte nach Wien. Diese Nachricht machte die Kriegsleute stutzig. — Einigen preußischen Offizieren, die ebenfalls gegenwärtig waren, erzählte ich dies: da fand ich, — daß sie an den Siegen der Oestreicher zwar Antheil als Alliirte nahmen, aber mit Vorbehalt ihrer errungenen Lorbeern. Bei Unfällen der Oestreicher machten sie bittere Anmerkungen, und Mancher fügte schon damals (1794) hinzu, daß sie nichts gegen die Franken ausrichten würden, und ohne Nutzen die preußische Armee zu einem längern Aufenthalte am Rhein so weit von ihrem Vaterlande aufhielten. Mancher leugnete nicht, daß der Krieg ein treffliches Mittel sey, den kriegerischen Geist in der Armee zu nähren, und manchen jungen Soldaten-Genies Gelegenheit gäbe, sich auszubilden und zu zeigen. Aber dieses alles koste gar zu viel. —

Mein Geist sehnte sich, fern von dem rohen Kriegsgetümmel, im Schooße der schönen, unschuldigen Natur, einige Stunden zu verleben. Ich eilte in den schönen Garten von Schwetzingen.

Unbegreiflich aber war es mir, wie man in den schönen Rheingegenden und abwechselnden Gebirgsseenen hieher in diese Sandwüste und einför-

mige Ebene karawanenweise wallfahrten konnte. Doch war ich kaum in den Garten selbst hineingetreten; kaum stand ich mitten auf einem Platze, den die Alleen im Mittelpunkte durchkreuzen: so ergriff mich plötzlich ein geheimer Schauer. Da lag das Heidelberger Thal, das Vogeser Gebirge, Manheim und die Aussicht nach Schwaben; ich befand mich vor einem reizenden Labyrinthe von englischem Garten, und tausend schöne Eingänge schienen mich aufzufodern, daß ich näher treten mögte. Alle Augenblick überraschten mich neue Aussichten auf romantische Gewässer, Ruinen, Tempel. Die dunkeln Laub- und Nadelhölzer erregten das tragische, das muntere helle Grün das heitere Gefühl. Von einem Gebäude im ehrwürdigen gothischen Geschmack kam ich zu einer türkischen Moschee. Die schlanken Thürme in zu großer Höhe glichen den zu langen und schlanken Dirnen. Die Säulen waren mit Denksprüchen aus dem Koran beschrieben. — Hier gelangte ich zu einem altrömischen Aquäduckt, aus dessen Gerinne das Wasser in einem dicken Strom hervorschoß, und wild und schäumend in einen verwachsenen Rohrteich sich ergießt. Tausendmal sah ich mich nach dieser melancholischen Einöde um, und tausend Ideen von Vergänglichkeit bestürmten mich. — Mitten in einer Ebene stand ich vor einer Felsenkluft, woraus ein kalter Hauch mich

anwehete. Es dünkte mich, bei der schwülen Hitze, ein unterirdisches Elysium. Kaum dämmerte durch eine Felsenritze mir das Tageslicht entgegen. — Unter einer Kuppel stand Apoll majestätisch; breitblättrige Platanen hüllten ihn in ein ehrwürdiges Dunkel; am Boden des Tempels sprudelte aus einer Urne ein lebendiger Quell, floß dann zwischen dahin gelagerten Nymphen in die Becken mit tausend künstlichen Tropfen, und verlor, gleich einem Wunder, zuletzt sich in unterirdische Kanäle, unter einem grünen Teppich mit grausen Wildnissen umgeben. Im Hintergrunde zeigte sich im milden Tageslichte die schönste Orangen-Partie. Welch ein Staunen, in den Wildnissen des Norden die edlen Früchte des heißen Süden!

Eine andere Felsenmasse zog mich an. Kaum stand ich oben auf den Terrassen, so zeigte sich mir ein niedliches Badehaus. Ich ging herum, und kam in einen Zirkel, dessen Mitte ein Teich ausfüllte. Ein Adler, der ein Huhn in seinen Klauen hielt, spie das Wasser aus seinem Schnabel hin in denselben. Rings herum war ein buntes Gemisch von Vögeln, die ihre Melodien mit dem Rauschen des Wasserfalles vermischten. Oben auf standen viele bunte Wasservögel, die — jeder in einer besondern Stellung, bald fliegend, bald stehend, bald liegend, — aus den Schnäbeln das Wasser, in Bogen, über die Köpfe der Zu-

schauer, in das Becken ergießen. — Indem ich den düstern Schatten des belaubten Ganges weiter verfolgte, sah ich mit einmal den fernen Rhein, das noch entfernte Neustädter Thal und das 7 Stunden weit dahin sich ausdehnende Gebirge vor mir, in einer überirdischen Klarheit, erhellt durch Sonnenglanz, liegen. Ich war trunken vor Freude über meine klaren Sinne, daß ich so ferne Gegenstände so deutlich sehen konnte: bis ich ganz nahe gekommen war, — da verschwand vor meinen Augen die Täuschung, und ich stand vor einer bemahlten Wand, vor der eine dunkle Felsenhöle die Strahlen auffing, und die Ferne und Milde des Lichts hervorzauberte.

Aufenthalt in Heidelberg.

Den 12ten Juni 1794 wanderte ich zu Fuße nach Heidelberg, nicht auf der Chaussee, sondern auf einem Seitenwege durch zwei Dörfer. Ueberall sah ich Bilder des Friedens, als wenn das Kriegsgetümmel hundert Meilen weit wäre. Ueberall arbeiteten die Landleute auf dem Felde, wo eine gesegnete Ernte heranreifte. Je weiter ich mich von Schwetzingen entfernte, desto mehr verbesserte sich der Boden. Noch war ich eine Stunde weit von der Stadt entfernt; der blaue Dunst zerfloß um die Scheitel der Berge, und in Zauberhelle lag das schöne Thal vor mir. Der graue Nebel bezeichnete die Krümmungen. Die übrigen Schönheiten zauberte die Phantasie, und dies Thal ward die Vaucluse des Petrarcha. — So wie ich in das Stadtthor trat, zerstoben die freundlichen Bilder vor dem Anblick der östreichischen Magazine, dem Getümmel der Soldaten und dem Gewühl der Proviantknechte — ich war mit einem Male wieder auf dem Kriegstheater. — Die Stadt dehnt sich bloß in die Länge, ist sehr schmal, und an den Ufern des Neckar von Bergen eingeschlossen. Die 12000 Einwohner scheinen sich, in ziemlich gut gebaueten Häusern meist von

drei Stock, sehr wohl zu befinden. Was muß diese Stadt vor 70 Jahren gewesen seyn, als der Kurfürst noch hier residirte!

Als ich über den Markt ging, sah ich ein Gewimmel von Landleuten ihre Produkte feil bieten. Mehr aber zog ein ehrwürdiges Gebäude in gothischem Styl, die heilige Geistkirche, mich an. — Sie erinnerte mich an einige ihretwegen vorgefallene tragische Auftritte. Die Stadt war nämlich vor einigen Menschenaltern mit ihren Einwohnern insgesamt protestantisch. In dieser Kirche erscholl der gemeinschaftliche Lobgesang einer reinern Anbetung. Die Vorfahren, welche mit ihrem Blute sich dies Gotteshaus errungen hatten, ahneten wohl schwerlich, daß selbst der Landesvater sie, mit eigener hoher Hand, daraus verjagen würde; — denn es waren keine Mitglieder der römischen Kirche mehr vorhanden. Kaum brachte aber der Fürst aus der Neuburgischen Linie, als Erbe des kurfürstlichen Scepters, katholische Hofleute und Räthe mit in die Pfalz, so streckte die allein selig machende Kirche, unter der Aegide Logola's, gleich einem räuberischen Polyp, die Hände aus, und entriß den halben Raum der Kirche den Protestanten. Zwar trennte beide Theile eine Wand: doch, zum Verdruß der Gläubigen hörten diese den Lobgesang der Ketzer. Eine geweihete Hand stürzte endlich die Wand nieder.

Der Bruder des Kurfürsten, ein Erzbischof von Mainz, legte Hand an, und sogleich half der begeisterte Pöbel sie vollends niederreißen. Mönche ertheilten aus vollem Halse den Segen dazu. Sie ließen sich mit Seilen in die Kirche nieder, und eröffneten mit Gewalt die Thüren. Schier wäre der Erzbischof, ob dieser That, kanonisirt worden. — Jezt steht die Mauer wieder da, ein Denkmal Königs Friedrich Wilhelms I. von Preußen, der durch zweckmäßige Repressalien gegen die Katholiken den Protestanten einen Theil der Kirche wieder verschaffte.

Wer nur irgend ein Gefühl von Billigkeit in sich nährt, kann Heidelberg nicht ohne Wehmuth ansehen. Alles war einst Eigenthum der Protestanten; und jezt, nach so viel Räubereien, müssen sie, trotz den beschworenen Privilegien, da von Duldung horen, wo sie herrschend waren, und noch jezt den größten Theil der Einwohner (etwa $\frac{2}{3}$) ausmachen.

Die katholischen Emigranten aus Frankreich wußten sich die Herrschaft eines katholischen Fürsten über protestantische Einwohner sehr zu Nutze zu machen. Sie spielten die Herren, und hetzten den Regenten durch Verläumdungen auf, gegen die reformirten Unterthanen, die sie alle als Jakobiner schilderten und ihm verhaßt zu machen suchten. Aber das menschenfreundliche Herz des

Kurfürsten hinderte vieles. — Diese Emigranten kamen als Geduldete in diese Stadt. Kaum waren sie eine Zeit lang hier, so fingen sie mit ihren gehässigen Insinuationen an. Man verschloß ihnen Herz und Häuser. Die hereinbrechende Dürftigkeit machte sie vollends verächtlich. Indeß hetzten sie die kaiserlichen Offiziere auf, und verübten durch deren Arm manche gewaltsame Behandlung. Manchen, der es wagte, über die Revolution, gegen ihre Meinung zu sprechen, warfen sie ins Gefängniß; daher blieb ihnen allein zulezt das Wort, und Jedermann beobachtete ein tiefes Stillschweigen. — An der Gasthaustafel kam ich zwischen einigen östreichischen Offizieren und französischen Emigranten zu sitzen. Mein Vorsatz war, an politischen Unterhaltungen keinen Antheil zu nehmen. Die Oestreicher bürdeten mir ganz dreist auf, daß Liebe zum Kaiser die Soldaten beseele, und sie zu großen Thaten führen werde. Ich meinte: da stünden ihnen die Preußen nach, denn diese hätte der Zwang an den Rhein hingeführt; indeß müßten sie gegen die Feinde des Landesherrn als gegen die ihrigen fechten; durch Subordination, Taktik und Ehrliebe hätten sie über den Freiheitstaumel gesiegt. — Sie schwiegen. — Ich auch.

Robertspierre, der damalige Schreckensfürst, kam an die Reihe. Er wurde als ein Ideal des Bösen, als der leibhafte Teufel geschildert.

Ich

Ich sagte ganz gelassen: so böse ein Mensch seyn mag, so hat er doch irgend etwas Gutes, das man, wenn auch nicht in der Ferne, doch in der Nähe gewiß erblicken würde. Robertspierre, der ein notorisch schlechter Kerl sey, habe doch das Gute gehabt, daß er dem Atheismus gesteuert, und die irreligiösen Franken allmählig durch eindringende Reden zur Religion zurückzuführen sich bemüht habe. Kaum hatte ich das letzte Wort gesprochen, so fing ein Emigrant, in der Meinung, ich sey ein Einwohner Heidelbergs, mit Ungestüm in gebrochenem Deutsch an: wie ich wagen könnte, einen Mann zu vertheidigen, der alles namenlose Unglück über Frankreich gebracht hätte? wenn er — und hier blickte er bedeutend umher — östreichischer Offizier wäre, so würde er es zu ahnen wissen. Bei uns, in Deutschland, erwiederte ich ziemlich gelassen, haben wir keine Bastille. Hier darf man ein Wort über seine Mitmenschen sagen. — „Nein, nein!" entgegnete er mir. — Nun, warlich, fuhr ich fort: wie Sie, als Geduldete, in Deutschland einem geborenen Deutschen dergleichen auch nur zumuthen können, begreife ich kaum. — „Man wird es Ihnen, wie andern kecken Heidelbergern, zeigen." Sie irren sich, ich bin ein preußischer Unterthan. Weder Sie, noch der Kurfürst, noch der Kaiser können mich richten, am wenigsten auf unsichere Denunziationen. Ich sah die östrei-

chischen Offiziere die Köpfe zusammenstecken, und heimlich sich zuflüstern. Ich beschloß, das Ungewitter zu theilen. Wären Sie nicht hier, sondern, gleich einem Brutus, als Rächer an Robertspierre, in Frankreich geblieben: so würde nicht öfters für Sie das Blut manches edlen Oestreichers haben fließen müssen. Ein Offizier zur linken Hand sagte freundlich: Ja wohl, durch ihre Lügen! — „Aber wenn," setzte ein dritter hinzu, die Preußen, vorzüglich die Offiziere, eine so vortheilhafte Meinung vom Feinde hätten, so würde dies sie an ihre Schuldigkeit hindern." — Glauben Sie das nicht! die Preußen sind gerecht, und schlagen deshalb doch die Feinde. Keiner war gerechter in seinen Lobeserhebungen gegen die große Kaiserinn Theresia, und keiner hat wohl öfter mit Waffen sie besiegt. Man schwieg. Ein katholischer Kanonikus und geistlicher Rath, der sich insinuiren wollte, nahm das Wort auf, und sagte halblaut über die Tafel herüber: ich hätte Recht, es sey aber der Klugheit nicht gemäß, hier weiter zu sprechen, und deshalb hätte ich Unrecht. Die andern nickten Beifall — und schon triumphirten seine Blicke. — Gut gemeint, sagte ich; aber hätte Luther diese Klugheit besessen, so wäre ich nicht ein freimüthiger Protestant. Diese unerwartete Tournüre brachte eine allgemeine Stille hervor, der, welche einem Ungewitter vorgeht, vergleichbar.

Zwar hatte mein dreister, fester Ton seine Wirkung gethan; was hatte ich aber nicht zu erwarten? Der Wirth, ein humaner Mann, ließ mich durch einen seiner Leute herausrufen, nahm mich bei der Hand, und versicherte mir, ich habe den Beifall aller gegenwärtigen Heidelberger durch meine Freimüthigkeit erhalten; aber er wolle nicht, daß man mich durch Wort und That ferner kränken sollte. Er riethe mir daher, auf mein Zimmer zu gehen. Ich that es. Kaum war ich einige Minuten hier, so kamen mehrere Heidelberger, die mir manche Verbindlichkeit bewiesen, weil ich das, was sie nur dachten, dreist genug gewesen wäre, zu sagen; denn der Despotismus, den die Emigrirten und Oestreicher ausübten, wäre eben so schrecklich drückend, als verhaßt.

Indem ich aus meinem Fenster hinaussah, lachten mich die Hügel an, deren Scheitel mit Bäumen bekränzt waren, und zu deren Füßen an den Abhängen die schönsten Weinberge lagen. Jede mißgestimmte Saite zog sich in den rechten Klang, und ich ward wohlgelaunt. Diese über die Stadt herabhängenden Hügel gleichen den hängenden Gärten, und vereinigen die Ideen von der Bequemlichkeit des Stadt- und der Annehmlichkeit des Landlebens. Ich bestieg die Berge, um mich an dem Genuß der schönen Welt zu laben; ich eilte hinauf zu der Burg der ehemaligen

Pfalzgrafen, die jezt in Trümmern da liegt. So herrlich sah ich keine, als diese, von der ein Reisender sagt: „Hier liegt die Kunst gemordet, im Schooße der Natur."

Matthison lauschte hier der Natur, besäet mit den Trümmern der Kunst, die treffendsten Züge ab, und stellt sie wie durch einem Zauberschlag in ihrer Deutlichkeit und tragischen Anmuth dar. Unvermerkt entfernt sich seine Seele von diesen Resten der Herrlichkeit ehemaliger Ritterzeiten, und seine begeisterte Stimme verhallt in einem tiefen Seufzer über die Vergänglichkeit alles dessen, was Menschen groß und ehrwürdig nennen. Nicht die Hand der Zeit, sondern die Kanonen der Franzosen im vorigen Jahrhundert schufen aus einem festen Schlosse diese Trümmern. Von Seiten des Thals ist es unangreifbar. Zwar hat es auf der Bergseite tiefe Gräben und starke Mauern und Thürme, aber von den weit höher hervorragenden Gipfeln kann es mit Kanonen bezwungen werden. — Wer Veit Weber und seine Sagen der Vorzeit und die Rittergeschichten verstehen will, der kann hier eine lebendige Topographie haben; da sind Turnierplätze, Gallerien, Prunksäle, Höfe für Rosse, Schildknappen und Dienerschaft. Auf den Festungswerken hat die Natur einen Garten geschaffen, der schöne Lustpartien bildet. Jede Ecke hat einen großen Thurm in gothischem

Styl. Der Platz hat mehrere Gebäude: das älteste, muthmaßlich die Residenz eines Kaisers, ist ganz schlicht, ohne Zierrathen, mit kleinen, spitz zulaufenden Fenstern. Ueber der Thür ist ein Kranz, von Rosen gewunden, angebracht, worin ein Zirkelmesser sich mit einem Kreuze verschlungen hat. Man glaubt, ohne nähere Gewißheit zu haben, daß hier ehemals eine Rosenkreuzer-Loge existirte.

Neben diesem uralten Gebäude erhebt sich stolz ein moderner Pallast, vier Stock hoch, mit Giebeln. Er ist im romantisch-italienisch-gothischen Styl gebaut; gerifelte korinthische Säulen springen aus den Wänden halb hervor. Diese ehrwürdige Kolonade, mit unsäglich vielen Schnörkeln überladen, gleicht einem hochwürdigen Prälaten in der Messe, den ein weibisches, buntes Meßgewand umhüllt. Zwischen den Säulen stehen die Statuen der ehemaligen Burgherren in ihrer vollen Rüstung ziemlich unversehrt; auf der andern Seite die Heroen der Vorzeit. Der bisarre Geschmack setzte neben den Herzog Josua (im alten Testament) den Riesenbändiger Herkules und den Riesentödter David, überhaupt die Heiligen mit den profanen Helden zusammen. Sonst waren sie, wie der Schooß Abrahams und die Hölle, getrennt; und jezt stehen sie hier brüderlich mit Knittelversen, zu Nutz und Frommen der Christenheit. Rufen doch jezt, im geschmackvolleren Zeitalter, die Dichter-

Künstler, neben den christlichen, auch die heidnischen Götter und Musen an. Wenn einer nicht bereit ist, die Geburtsschmerzen zu lindern, oder wegen der Frequenz der Supplikanten nicht Zeit hat, so thut es doch der andere. — Inwendig hat die Andacht noch eine Kapelle und der Geschmack das große Faß gut erhalten.

Die Aussicht aus dem Burggarten ist einzig in ihrer Art. Die Natur hat in abwechselnden Reihen alles dargestellt, was nur die Phantasie des Landschaftsmahlers zu einer anmuthigen und schönen Gegend schaffen kann. Bebüschte Berge, Flüsse, Weingärten, Brücken, Mauern, Ruinen, eine Stadt in der Perspektive und über diese hinaus eine unbegränzte Aussicht. Menschenwerk und Natur reichen sich in schöner Harmonie die Hand, um dieses Thal zu bilden. — Ich klimmte hoch die Berge hinan, bis auf die Gipfel; statt einer freien Aussicht labten mich die schönsten Heidelbeeren.

Die Heidelberger Universität im Jahre 1794, so weit ich sie in vierzehn Tagen kennen lernen konnte, wird hier als ein kleiner Beitrag zur Kenntniß des herrschenden Zeitgeistes geschildert. Universitäten sind überhaupt als Bildungs-Institute deshalb interessant, weil sie den Samen der Geisteskultur enthalten, den die Zuhörer nach allen Weltgegenden mit sich tragen. Ohne diese ehrwürdigen, jezt freilich veralteten, oft durch gothischen

Zuschnitt burlesken Anstalten, wurde das neunzehnte Jahrhundert nicht einer solchen extensiven und intensiven Aufklärung in allen Zweigen des menschlichen Wissens sich zu erfreuen haben, wie es die gebildetsten Republiken in Griechenland und Rom in dem Glanze ihrer nur vergänglichen ästhetischen Bildung nicht konnten.

In den Studenten konnte ich die Universität nicht bemerken; denn sie hatte ihrer nur wenige, (wie man mir sagte, kaum hundert) und diese wenigen hatten im Aeußern nichts Studentisches an sich, weder im Anzug noch in den Manieren. Dieser Sitz der Gelehrsamkeit gleicht dem ehrwürdigen Greise, der sich, wie viele seiner Zeitgenossen, auf sein Grab vorbereitet, tiefe Stille und Ruhe liebt, und abgezogen von der Welt, seine Enkelkinder ungestört spielen läßt, wenn sie nur kein zu großes Geräusch machen. Diese sonst so zahlreiche Universität, die im Schooße des Ueberflusses in dem Mittelpunkt der reizenden Natur liegt, dieser Ort, von dem die ersten Lichtstrahlen der Aufklärung in kirchlichen Angelegenheiten und in der Litteratur über das südliche Deutschland blitzten, ist gleichsam durch Minister-Despotismus vernichtet. Mit dem Tode der protestantischen Fürsten wurden der Kultur die Flügel gelähmt. Alle jene kostbaren Kollegiengebäude und Anstalten, die noch den Namen der Protestanten an der Stirn tragen, sind jetzt

eine Beute der Schüler Logola's, die als Gespenster der Verstorbenen gewaltig im Finstern spuken.

Diese Universität, die etwa vierhundert Jahr alt ist, war reformirt, und ist jezt, außer zwei reformirten Professoren, ganz katholisch. Die meisten leben in einer glücklichen Dunkelheit. In den Kollegien sah ich die Studenten größtentheils mit abgeschnittenem Haar und in schlichten Ueberröken. Doch bei jungen Leuten, die das ästhetische Gefühl kultiviren, sollte sich auch in Kleidung und Manieren Geschmack zeigen. Freilich verfällt dann der Musensohn größtentheils ins Affektirte, Burleske und Bisarre.

Von der philosophischen Fakultät lernte ich zwei katholische Dozenten kennen, die als Schriftsteller dem Auslande nicht weiter bekannt sind. Sie trugen die kritische Philosophie vor. Beide sind solche Männer, wie wir sie in Norddeutschland als katholische Gelehrte durch die Salzburger Litteraturzeitung kennen und schätzen. In der reinen Mathematik sah ich durch treffliche Demonstrationen, mittelbar durch einen Schluß nach dem andern, das gesuchte Unbekannte finden. Dieser Unterricht dünkt mich die trefflichste Logik zu seyn. Ich fand nach dieser Methode, in populärem Gewande die kritische Philosophie, in Vorlesungen uber die Kritik der reinen Vernunft, auch denen am

Geiste Schwachen, durch eine Reihe treffender Beispiele, insinuiren. — Freilich stößt der kritische Idealist endlich auf Dinge, die sich gar nicht deutlich machen lassen, sondern willkürlich gesetzt werden müssen; da hilft denn auch kein Fleiß deutlich zu seyn. Dieser Professor heißt Schmid, und war in Fulda und Bamberg gebildet. Sein Kollege, der Professor Koch, las über Schulz Erläuterungen der Kritik der reinen Vernunft. Er hatte nicht die Gabe, wie der Erste, durch konkrete Darstellung die Abstrakta zu versinnlichen. Ich zählte einige dreißig Zuhörer bei Beiden, welches auf einer so wenig besuchten Universität viel ist. Ich wunderte mich, wie die Söhne der Finsterniß, die durch ihr Organ, den Pater Frank, die Vorlesungen und Lehrbücher bestimmen, dem Kritizismus einen Lehrstuhl gönnen konnten — doch sie kennen den Inhalt und das Ziel nicht. Da Kant zwar eine unsichtbare Welt zugiebt, weil er die sichtbare, ohne eine unsichtbare, herrlichere, wahrere, schönere, nicht erklären kann, so hatte der Mystizismus in Klöstern sich darin angesiedelt, und sogar Apologien des Katholizismus deduzirt. Aber so sehr dies auch den Kritizismus in katholischen Ländern begünstigte, so bemerkbar wird der Widerspruch. Der Mystizismus erklärt Gott, Vorsehung, Unsterblichkeit und Ewigkeit für große unendliche Gegenstände, die man durch Gefühl umfassen und mit Liebe sich

zuzeigen kann. Der Kantianismus meint: Gott und Ewigkeit sey nur eine subjektive Idee, eine nothwendige Täuschung der Vernunftperspektive, die das Auge, wie in Hinsicht der entfernten irdischen, so in Hinsicht der himmlischen täuscht. Es geht dem aufgeklärtern Zeitalter, wie den einsichtsvollen Jünglingen: sie hatten in der Jugend zu viel glauben müssen. Als nun vor dem Lichte der Aberglaube mit seinen Finsternissen schwand, so meinte man, der ganze Gegenstand der Religion sey nur ein frommer Wahn gewesen, und ein philosophischer Unglaube, Religionsindifferentismus, kam an deren Stelle. In England demonstrirte, in Frankreich spottete und in Deutschland kritisirte man. Durch Philosophie ward überall ein wirklicher Unverstand in religiösen Dingen herbeigeführt — ein eben so schlimmes und wohl noch schlimmeres Uebel, als der Aberglaube; denn die Meinung: alle Religion sey nur ein frommer Wahn, lähmt Glauben und Thun, lehrt gelehrte Schwätzer den einfältigen Religiösen, der durch Andacht im Glauben das Unendliche umfaßt, verachten. Vergeblich kehrt er seine hohe Weisheit: der gesunde Menschenverstand nimmt keine Notiz davon. Er geht fort, ohne sich in die labirinthischen Irrgänge der modigen Philosophie des Idealismus verstricken zu lassen, und glaubt: der Raum, die Welt, Gott und Ewigkeit sey kein Gedankending, keine Idee,

keine optische Täuschung, sondern alle diese Dinge seyen, außer ihm und allen menschlichen Köpfen, so wahrhaftig vorhanden, als die Sonne am Himmel. Auch hier in Religion und Philosophie leitet das dunkle Gefühl (schlichter Menschenverstand), wie in der Poesie die Begeisterung des Dichters, sicherer, als der feste Gang methodischer Phantasien, oder keck sich nennender logischer Demonstrationen. Wenn der Philosoph auf dem Wege der Demonstration auf jene unendlichen Gegenstände stoßen wird, die der Dichter in Hymnen preiset, und das Gefühl des Religiosen in Glaube, Liebe und Hoffnung mit Inbrunst umfängt: nur dann stehen beide in der edelsten Harmonie: Herz und Verstand, Religion und Philosophie, Glaube und Wissen sind in dem trefflichsten Einverständniß. Jezt, wo beide entzweiet sind, muß der Philosoph noch manchen Schritt rückwärts thun, um seinen Fuß von dem Garn philosophischer Gaukeleien, die ein vernunftmäßiges Ansehn haben, endlich ganz loszuwickeln. Es herrscht eine schlimme Periode der Gährung, die nur im kommenden Jahrhundert, wenn man die Nothwendigkeit dieses Ganges der menschlichen Kultur deutlich einsehen wird, erst gehörig gewürdget werden kann. Wenn einem Deutschen am Pregelstrom es durch seinen Idealismus gelang, Duldung und Kultur zu befördern, so wird vielleicht ein anderer Deutscher mit

energischer Kraft die Philosophie weiter leiten und die Spekulation mit den Bedürfnissen des Herzens aussöhnen. Der Tod des Aberglaubens und der Afterphilosophie wird den Embrio des hellern Glaubens, des reinern Wissens in der Reihe der Zeiten entwickeln.

Die Modephilosophie der Deutschen, der Kritizismus, untergräbt auch den Katholizismus, und wird ihm durch die Beförderung des religiösen Indifferentismus mehr Schaden thun, als die fränkische Revolution. Dies alles aber muß zuvor geschehen, damit zulezt, wenn es anders möglich ist, ein Paradies in allen Zonen entstehe, wie es zum Anfange der Welt nur zwischen den vier Flüssen in Asien war.

Was mir an diesen Heidelberger Philosophen sehr gefiel, war die Hochachtung, mit der sie selbst von ihren Stiefkollegen, den protestantischen Professoren, sprachen. Ob hier vielleicht weniger Professor-Kabale herrscht, als auf andern Universitäten, mag ich nicht entscheiden. Das Simultaneum, wodurch die Reformirten sehr zu kurz kommen, mag freilich die verträgliche Herzlichkei nicht sehr begünstigen. Ich hörte hin und wieder sehr laute Klagen.

Der hoffnungsvolle Gelehrte, der Professor Wedekind, der auch als Schriftsteller bekannt ist, las über das Staatsrecht nach Hufeland freimüthig und mit vielem Interesse für mich. Ich hörte,

daß durch die französische Revolution die Rechtsgelehrten in eben eine solche Verlegenheit kommen, als nach der Reformation die Theologen — nämlich alle Augenblick für Ketzer erklärt zu werden. Bei den Katholiken, wo durch List und Gewalt der geistlichen und weltlichen Fürsten (wie der Geschichtschreiber Schmid sehr richtig bemerkt) jeder bessern Einsicht der Weg versperret war, that die Reformation vielen Schaden. Sollte wohl, jezt nach der großen Krisis, im revolutionirten Frankreich eben eine so ungünstige Stimmung, in Hinsicht der politischen Kultur entstehen, als einst in kirchlicher Hinsicht? — Hier in Heidelberg zeigten sich sichtbare, unverkennbare Spuren. Man deutete jede noch so freie unschuldige Aeußerung, machte ernstliche Anstalten; aber das Ungewitter verzog sich. Mehr oder weniger Auftritte werden auf allen Universitäten sich zeigen. Der Kontrast zwischen den Meinungen der Privatleute und dem Interesse der Fürsten erzeugt gemach wieder die esoterische und exsoterische Lehrart der Pythagoräer. Nach meiner Meinung ist es das einzige Mittel, wodurch der Lehrer sein Ansehn behaupten und sich vor gefährlichen Folgen, die der Misbrauch in der Auslegung seiner Worte herbeiziehen könnte, verwahren kann. Selbst in Frankreich ist es jezt nothwendig. Nothwendig wird es so lange bleiben, als der Philosoph immer einige hundert Jahre zu früh seine Lehren verkündet.

Den als Gelehrten rühmlich durch Schriften bekannten Professor Succow traf ich eben im Kollegium. Er sprach von dem Fall der Körper, dem Verhältniß des Raums und der Zeit zu denselben, und suchte es in algebraischen Formeln im Verstande zu fixiren. Allein ich bemerkte wenig Aufmerksamkeit, und hörte, als ich meine Bewunderung darüber äußerte, sehr über die mangelhaften Vorkenntnisse klagen, welche die Studenten von Schulen auf Universitäten mitbrächten. Der Apparat des seit 1784 von Lautern hieher verlegten kameralistischen Instituts ist sehr ansehnlich, und jetzt zum Gebrauche der Universität. In dem Kataloge der dazu gehörigen Bibliothek fand ich sehr schöne und viele neue Werke.

Nun einige Männer aus der theologischen Fakultät der Reformirten. (In den katholischen Hörsälen der Katholiken glaubte ich — ich weiß selbst nicht, nach welchem Vorurtheil — nur neue Schlußsteine zum Gewölbe der Dogmatik zu finden, wie sie schon auf dem Tridentiner Konzilium dazu gemeisselt wurden. Bei dem (eben verstorbenen) Kirchenrath Heddäus ging es mir nicht besser. Ich hörte einen Kommentar über den heidelbergischen Katechismus, und zwar in zierlichem ciceronianischen Rektor-Latein, aus einem Buche, in einem einförmigen Ton, mit einem Blicke, der nie durch das Medium der Brille den Buchstaben ver-

ließ. Eben sprach er vom Bösen, und suchte Gott und Freiheit, vermittelst der Prädestination, zu vereinen — mit Beweisen aus alten und neuen Klassikern der reformirten Prädestinatianer. Aber die gesunde Vernunft bei mir, welche nicht durch die blind gewordene Brille Anderer sehen wollte, erschrak vor den unvermeidlichen Widersprüchen, in die ich mich verwickelte. Denn, wenn Gott selbst, wie wir es nach geschehener That behaupten, das Böse zuläßt, weil etwas Gutes daraus erfolgt, oder, weil es in den Weltplan paßt, und seine Weisheit alles wohl hinausführt: warum darf denn Niemand vor geschehener That etwas Böses thun, um einen guten Zweck zu erreichen? Was thut denn hier das Vor- und Nachher? Gut ist in alle Ewigkeit gut, und böse in alle Ewigkeit böse. Da stand ich — verwirrt in diesen Gedanken — und zürnte über den strengen Prädestinatianer. Da er sich sehr oft in dem alten Zirkel seiner Worte herumdrehete, so ahnete ich, daß er bald von der Bühne abtreten würde.)

Professor Wund, bekannt als ein trefflicher Historiograph der pfälzischen Kirchengeschichte, erquickte mich mit einer bessern Geistesnahrung. Seine Worte trugen ein inhaltsvolles Gepräge. Er zeichnete — wie Spittler — mit Meisterhand den Geist des Zeitalters, die Charaktere der Männer, die denselben beherrschten, und also die Hauptrolle hat-

ten. Er setzte seine Zuhörer durch weise Darstellung der Hauptmamente auf einen Standpunkt, wo er sie gehörig den Ton der Zeit und die Stimmung der Gemüther, in Hinsicht auf Religion, kennen und beurtheilen lehrte. Ein sehr nothwendiges Kollegium für den pfälzer Theologen reformirter Konfession, das dieser Mann sehr interessant zu machen suchte. Hier kann er sehen, wie das fatale Verhältniß der Regierung zur reformirten Religion, durch Logola's Söhne entstand, wie viel von den ehemaligen Freiheiten übrig ist, und wieviel von den Trümmern seiner Güter und Rechte er noch retten kann, wie es ihm glücken könnte, den Katholiken den unrechtmäßigen Raub wieder abzujagen. Vergeblich garantirten protestantische Fürsten in dem westphälischen Frieden. Man treibt in Deutschland, trotz der Justiz in Wetzlar, durch muthwillige Verletzung der heiligsten Artikel desselben, solch Gespött, daß billig der Ausländer so handelt, als wenn er nie existirt hätte.

Von den Gütern und sonstigen Verhältnissen dieser Universität, — wer mag, bei der chaotischen Verwickelung derselben hier etwas Befriedigendes sagen, ohne die lange Reihe der Beschwerden des reformirten Kirchenraths zu kennen!

In der Universitätsbibliothek sah ich in zwei geschmackvollen Sälen etwa 20,000 Bände. Das Gehalt des Bibliothekars zieht in Manheim ein

fürstlicher

fürstlicher Günstling; der anwesende Subbibliothekar, ein Reformirter, muß sich mit den Brosamen begnügen. — So ist es in der schönen Pfalz!

Es sey mir erlaubt, noch einmal die schönen Stunden hervorzurufen, die Freundschaft und Humanität mir zum Genuß darbrachten. Ohne glänzende Rekommandationen ward ich in einem gebildeten Zirkel von Heidelbergern aufgenommen. O wie süß und labend, in der Ferne von Verwandten und Jugendbekannten, die süße Vertraulichkeit langer Bekanntschaft zu genießen, und vergessen, daß man fremd sey! Mir war, als wenn ich lange mitten unter ihnen gelebt, meine Wünsche und Hoffnungen mitgetheilt und so mich an sie auf ewig gekettet hätte. Ich rechne es ihnen um so höher an, da ihre Gutartigkeit schon öfters und noch vorher ein Mann aus meinem Vaterlande getäuscht hatte. Gern nenne ich einen Kirchenrath Mieg, der mir manche seiner Stunden widmete, die er im Stillen zur Bildung junger Leute anwandte, und durch seinen einnehmenden sokratischen Lehrvortrag mehr und besseren Samen zur Veredlung streut, als mancher eingebildete Katheder-König neben ihm. Das innigste Wohlbehagen ward mir in seinem kleinen häuslichen Zirkel zu Theil. Wenn von der eben so gebildeten als liebenswürdigsten Frau der Dichter sagt:

Empfindsamkeit ist das Genie zur Tugend,

so kann ich hinzusetzen:

Beim Manne ist Selbstständigkeit der Keim derselben.

Nur am Akzent, an der Einkleidung hörte ich den Wiederhall eines durch Kenntnisse gebildeten Geistes. Die Bescheidenheit in der Darstellung, welche mit Anmuth im Ton verschwistert ist, machte sie so liebenswürdig. Es war mir um so seltener, da ich gerade dies bei kenntnißreichen Damen am wenigsten angetroffen; sie hatten eher Anspruch auf die pedantische Ehrwürdigkeit eines Gelehrten, als auf die Liebenswürdigkeit eines weiblichen Geschöpfes. Denn bis jezt war der größte Theil der Weiber nur wenig gebildet, und dies ist in so fern fast besser, als wenn die gebildeten verbildet sind, alles nur zur Schau, nichts aber für das Herz haben. — Was er als Kirchenrath, als Patriot für seine Glaubensgenossen that, was er als Redner für seine Zuhörer war, kennt selbst das Ausland.

Anmerkung. Seit der Regierung des jetzigen erleuchteten Kurfürsten von Pfalzbaiern, Maximilian Joseph, hat sich zu Gunsten der Protestanten vieles geändert. Durch ihn ist eine liberale und humanere Denkweise, selbst in das finstere und bigotte Baiern, gedrungen.

Scene aus einem Roman in der wirklichen Welt.

In dieser romantischen Gegend ward ich Zuschauer und Theilnehmer an einer wirklich romanhaften Scene, wie sie sonst nur in Büchern vorkommt. Treu, wie er in der wirklichen Welt geschah, kopierte der Verfasser ziemlich genau folgenden romantischen Auftritt in allen seinen Nüancen, und setzte durchaus nichts hinzu, um der Sache einen wunderbarern Anstrich zu geben.

Als ich im Herbst vorigen Jahres in einer pfälzischen Ortschaft einquartiert ward, lernte ich bei meiner Wirthinn, einer betagten Wittwe, eine schöne Blondine kennen. Sie war eben aufgeblüht in stiller Häuslichkeit. Die gesunde Landluft hatte ihr ein frisches Roth angewehet, ohne das blendende Weiß zu verdunkeln. Unschuld und Naivetät, die ein heller und gebildeter Verstand hervorhoben, machten sie mir sehr interessant. Ich verlebte manche schöne Stunde dort, und schnell verfloß die Zeit uns in herzlicher Traulichkeit. Wir waren Hausgenossen, und wer weiß, ob dies Verhältniß nicht noch angenehmer, das Band noch fester geworden wäre, wenn nicht die Nothwendigkeit mich wieder auf den Kriegesschauplatz gerufen

hätte. Manches Plänchen war geschmiedet; aber die Unruhen des Krieges vereitelten alles.

Die Alte und das Mädchen hatten sich bei der Annäherung des Feindes flüchten müssen. Niemand wußte genau, wohin? Man meinte, jenseits des Rheins nach Heidelberg. Ich begann die Reise, um sie dort auszuforschen; aber alle Bemühungen waren vergebens, und ohne die geheime Absicht meiner Ausflucht nach Heidelberg erreicht zu haben, war der Termin meines Aufenthalts verflossen. Noch den Tag vorher luden mich einige Bekannte zu einer Wasserfahrt auf dem Neckar ein, die, wegen der beständigen Abwechselungen der schön gebaueten Oerter und trefflichsten Aussicht in die fernen Gebirge, mit zu den ausgesuchtesten Ergötzlichkeiten gehört. Wir fuhren in aller Frühe. Die Nebel schwammen auf dem Wasser; dünne Wolken hüllten die Berge ein; frohes Lebensgefühl tönte aus allen Orten her. Sanft gleitete der Kahn über die klaren Wasserfurchen des Neckars. Das Geräusch desselben vermischte sich mit dem süßen Geschwätz einiger redseligen Schönen, die von Freude gestimmt uns Männern den Krieg ankündigten. Manches lose Kind stach mit seiner Zunge, wie die Biene mit ihrem Stachel — es schwoll die Begierde Rache zu üben, und der lieblichste Krieg begann. Da schlich sich der böse Schalk in unsere Mitte, der mit Schadenfreude die ganze

Welt verwirret und verkettet. Die Pulse schlugen bei den Männern lauter; bei den Schönen schimmerte die Röthe höher. In trauliches Geflüster hatte das laute Gespräch sich verwandelt — die Herzen waren verschwistert; Alle schienen zu wünschen, daß sie den Rhein hinab immer weiter und weiter schwimmen mögten. Da stieß plötzlich der Kahn hart an das Ufer; in traulichen Gruppen fiel die Gesellschaft über einander. Lautes Gelächter erscholl; man jubilirte; die Freunde kamen uns entgegen, stimmten ein, und so zog die lautschallende Freude mit uns. Wir waren alle jung und ledig, das Wetter schön, die Gesellschaft lustig. In der Perspektive zeigten sich uns noch schönere Stunden. — Wir traten in ein Zimmer, vor dessen Fenstern grüne Jalousien den Sonnenstrahl abwehrten; ein liebliches Dämmerlicht umfloß uns — und wie durch einen Zauberschlag ward Jeder still und ernst. Viele ehrwürdige Matronen und einige bejahrte Herren bewillkommten uns mit ernster, feierlicher Miene. Ein ältlicher Mann, geputzt aufs festlichste, stand mit trüben Blicken da; er schien mir aber mehr einem Kaliban als einem Johannes zu gleichen. Die unwillkürliche Bewegung mit den Lippen schien einen innern Sturm, ein tobendes Ungewitter in der Brust zu verkünden. Nicht weit davon saß, mit abwärts gekehrtem Gesicht, eine schlanke Schöne; sobald sie zur Nothdurft

unser Kompliment erwiedert hatte, setzte sie sich wieder, lehnte ihr Gesicht auf die Hand, und drückte die rothgeweinten Augen wieder in das weiße Thränentuch. Mein Herz pochte bei dem seltsamen Anblick. Ich glaubte sie kennen zu müssen; aber die Erinnerung verwirrte die Gestalten, und verwechselte Zeit und Ort; dazu verhinderte das Dunkel im Zimmer, mich deutlich zu belehren. Einige ältere Herren nahmen mich durch tausenderlei Fragen gleichsam in Beschlag. Seufzend wurde ich ein unwillkürliches Opfer der Sitten, die der Wohlstand erheischt. Immer sah ich seitwärts. Eine Matrone schien mit ernster Pantomime der Schönen etwas ins Ohr zu raunen. Sie war im Dunkel der grünen Jalouste schöner; durch den Kummer interessanter. Ich wollte hin: da empfing mich wieder die Redseligkeit einiger Matronen. Ich sah einen jungen Mann der Schönen etwas zuflüstern; diese, ohne sich umzuwenden, machte mit dem Kopf eine verneinende Bewegung. Los riß sich eine Matrone, die es bemerkte, sprang auf mit sichtbarem Eifer, warf drohende Blicke der Schönen zu, winkte dem Mann, und eilte zum Zimmer hinaus. Viele von den jungen Mädchen und Herren, denen die Luft im Zimmer zu schwül ward, suchten das Freie; die Alten begaben sich neben dem langen Saal in ein Kabinet, und suchten ihre Pfeifen. Nur die Schöne blieb allein,

öffnete das Fenster und sah hinaus. So sehr ich wünschte, sie näher zu betrachten, so unmöglich machte sie es mir. Ich ging bis nahe hin ans Fenster, und suchte ihr einige Worte abzugewinnen. Sie sind, fing ich an, besser bekannt mit dieser Gegend, als ich: liegt nicht dort, wo aus dem Blau der Berge eine Thurmspitze hervorragt, Ladenburg? „Nein," erwiederte sie einsylbig. — Erlauben Sie mir, an der schönen Aussicht Theil zu nehmen. In ebenen Gegenden haben wir selten den schönen Anblick, Berg und Thal in ein liebliches Blau sich vermischen zu sehen. — Sie drehte sich um — da sah ich die reizende Bekannte, im Kummer, der einen Thränenflor um sie gewebt hatte, noch dreimal schöner; das Licht blendete sie, und ich blieb im dunkeln Hintergrunde unerkannt. Ich glaube, fuhr ich fort, wenn Sie von dort aus dieses nette Landhaus hier in dem klaren Neckar sich spiegeln sähen, Sie würden es sich zum Lieblingsort erwählen. „Nein, nein," erwiederte sie bewegt; „nur mit Wehmuth würde ich hersehen, und mein Gesicht dann wegwenden." — Aber wie heute würde ja nicht immer die Gesellschaft so wenig mit Ihnen sympatisiren — nicht immer würde ein so schöner Tag Ihnen so trübe erscheinen. — „Vielleicht, vielleicht nur einmal kann ich einen solchen Tag erleben; schwerlich überlebte ich einen zweiten!" — Unwillkürlich rollten einige Thränen herab. Bewegt

ergriff ich ihre Hand, küßte sie: Sie hier, in einer solchen Gesellschaft, und so betrübt? Sprechen Sie, kennen Sie mich nicht mehr? — Sie starrte mich an, und mit großer Bewegung sagte sie: „Wären Sie doch nur eine Stunde früher erschienen: vielleicht wäre ich heiterer, nicht auf immer trostlos!"

So räthselhaft mir dies alles klang, so glaubte ich doch es zu verstehen, weil die Eigenliebe den eben so fürchterlichen als schmeichelhaften Sinn auf sich bezog. O wie sehr, war meine Antwort, verwünschte ich das Kriegsgetümmel! Es ist vielleicht noch nicht zu spät.

Pauline. (das war ihr Name) „Zu spät! zu spät! Auf immer ist meine Ruhe dahin. Vor einer Stunde zwang man mich, einem Manne meine Hand zu geben, dem ich mein Herz nie schenken kann!" — Hier wurde sie vor Wehmuth stumm. Da stand ich betroffen und verwirrt. Nichts weniger hatte ich erwartet, als heute in einer Hochzeitgesellschaft der schönen Pauline zu seyn. Ich sah sie an; sie schien zu errathen, daß ich stumm fragte: Wie, und wider Ihren Willen?

„Ich verstehe," rief sie, Ihr Schweigen. Sie wissen, daß meine Tante als Pflegemutter mich erzog. Der Krieg hat ihr all' ihr Weniges geraubt. Ich habe das Unglück, einem reichen Manne zu gefallen. Er verspricht, durch mich sie zu versorgen. Ich soll und muß, oder sie meiden und auf nichts

Anspruch machen. Sie sprach von Undankbarkeit; bestürmt von Bitten der andern Verwandten, gerührt von den Liebkosungen meiner zweiten Mutter, ward ich betäubt. In der Angst — ich war einer Ohnmacht nahe, gab ich mein Wort. Und jezt seh' ich die Folgen, ohne sie ändern zu können!" — Sie verhüllte ihr schluchzendes Weinen ins Schnupftuch. Und wie konnte, rief ich, der Prediger Sie zwingen? — „Dem war noch mehr gedient, als der Tante," fuhr sie fort — „denn er glaubte, daß ich ihm als einem begüterten, weitläuftigen Verwandten dann zufallen und lästig seyn könnte." — Die Tante öffnete eben die Thür; da sie aber Paulinen am Fenster sah, ging sie wieder zurück. —

Ich. Es ist hart, wenn das Herz, das nur Einem sich hingeben kann und will, und diesen Einen als ein Heiligthum stets bei sich trägt, nun gedrungen seyn soll, einem Andern sich, zur Hälfte, zu verschenken. Ich bedaure den Unglücklichen recht sehr von Herzen, dem man sein bestes Kleinod raubte.

Pauline. „Nur mich allein trifft alles Ungemach. Wohl dämmerte in dunkler Sehnsucht mir die Hoffnung, einen edlen Mann zu finden, an den ich mich getrost könnte lehnen, der jedes mögliche Geschick mit mir theilte. — Doch, es war nur Wunsch, der nie hier in der Wirklichkeit ein

Plätzchen fand! Stumm blieb der heilige Gedanke mir. Kein Wort verrieth ihn je, — und nun, durch ein Wort, an Jemand mich zu ketten — O hätte ich dieses alles vor einer Stunde ihm sagen können, da konnte ich wahrer sprechen!"

Ich hörte mit einem gewissen Wohlgefallen diese Aeußerungen. Mich dünkte, als hätte ich sie besessen, und sollte hier es fühlen, was ich verlor. Es fing an in mir zu stürmen; doch suchte ich sie zu beruhigen.

Ich. Sie täuschen sich vielleicht mit eitlen Sorgen für die Zukunft. Was in der Ferne mißfällt, gefällt oft in der Nähe. Der ernste Sinn, das höhere Alter, trägt oft in sich gereifte Weisheit, die mehr als jugendlicher Wahn der Tugend günstig ist. Er wird Ihr Freund. Und gewiß keimt zulezt aus wahrer Achtung noch eine edlere Liebe hervor, die schöner dann und unverwelkt, bis in die fernste Zukunft, blüht.

Pauline. „Ach, selbst das Wort Freund ist mir an diesem Manne verhaßt. Ich dürstete nach Liebe, ich sehnte mich, einem Manne, der als eine edle Traumgestalt vor meiner Seele stand, ganz mich hingeben zu dürfen. In tausend düstere Ahnungen löset die Sehnsucht sich auf. — Für immer ist die Ruhe dahin!"

Ich beschloß, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, ihr zu zeigen, daß es ihr selbst

noch gelingen würde, in der Folge glücklich zu seyn.

Ich. Es ist doch aber auch etwas werth, daß Sie nicht mehr das Gnadenbrod Ihrer Tante essen und Ihren Verwandten nicht mehr lästig fallen dürfen. Aus einer drückenden Sklaverei gelangen Sie zur Herrschaft über einen Mann, der Sie über alles zu lieben scheint, der selbst, um Sie nur zu besitzen, Ihrem Unwillen trotzt.

Pauline. „Ein Jahr gäb' ich wohl hin, aber ein ganzes Leben! Leicht gäb' ich die Versorgung auf! In einer Hütte wollte ich darben, wenn sie nur dem kleinen Zimmer gliche, wo ich den ersten Traum des Lebens so schön verträumte!"

Ich. Als Meisterinn von der Empfindung, erfechten Sie den trefflichsten Triumph. Die Dankbarkeit des beglückten Mannes bereitet Ihnen die schönsten Tage, die Sie Ihr Loos vergessen lassen, das einst die Nothwendigkeit statt freier Wahl Ihnen bereitete. Sehen Sie, dort in der Ferne sind Tiefen und Höhen in eine ebene Fläche verschmolzen. In der Ferne der Zeit — —

Pauline. „Hin ist hin! Die Ferne wird die Gegenwart nicht heilen. Gern setzte ich mich, fern von der Gesellschaft, in einen Winkel einsam hin, um mich satt weinen zu können."

Ich. Es ist Ihr Wunsch, — ich lasse Sie allein — und —

Pauline. (indem sie freundlicher mich anblickte) „Sie scheinen mich nicht zu verstehen. Sind Sie nicht hier, so werden die Verwandten von neuem mich bestürmen, mit guten Worten, und wenn diese nicht helfen, mit den bösesten Vorwürfen."

Ich. Ach! könnte ich mehr, als leere Worte Ihnen geben! könnte ich Sie jezt schützen! Gern hege ich ein verwundetes Herz.

Pauline. „Ich sehe Ihr Mitleid, Sie haben auch geliebt, vielleicht weit glücklicher als ich, und Sie bedauren mich."

Ich. Der Mädchen viele traf ich wohl auf meiner Wanderung an. So manche schlich durch Schönheit oder Tugend sich in mein Herz. Die Trennung riß gar bald die lockere Wurzel aus der Brust. Unstät schwärmte ich bald hier bald dort umher im Kriegsgetümmel, wo, fern von der stillen Heimath, bald jede Regung sanfter Triebe stirbt.

Pauline. „Und doch darf ich Sie um Ihr Loos beneiden. Ich, nur ein schwaches Geschöpf, ahmte Ihnen nach. Den Unmuth zu verbannen, schwärmte ich ins Kriegsgetümmel hin. Der Donner des Geschützes, dachte ich, wird bald das Herz betäuben. Und ruhig schlief ich dann im leichten Zelt, wenn rauhe Winde tobten, und Regenströme durch die dünnen Vorhänge drangen. Gern

wäre ich weiter gezogen, in grauser Finsterniß, sparsam nur durch die Flammen erhellt, wenn dann nur der Friede mich in meine stille Heimath endlich geleitet hätte, wo Liebe und Gegenliebe mir vergönnten, froh zu seyn. Jezt tobt für mich ein stetes Ungewitter. Es wird nimmer Friede, sondern immer Unruhe mich umgeben. Ein steter Krieg wird bis ans Lebensende mich begleiten." —

Ich hätte mögen mein Herz ausschütten, mich hingeben in süße Schwärmereien. Ein gleiches Bedürfniß kettete uns. Ich fing an zu bedauren, daß ich nicht ein Paar Stunden früher gekommen war; ich wünschte, daß diese Stunde sich verlängern, daß wir immer so allein bleiben mögten. — Und die Gesellschaft trat herein. Heftig erschütterte mich der Anblick des Neuvermählten, der, mit verschränkten Händen und Gram im Blick, zugleich hereintrat. — „Bewahren Sie das Geheimniß! wir sprechen weiter!" rief sie leise. Sie schien mit einmal gefaßter und heiter zu seyn. Nicht minder freuten sich die Matronen, als die junge Frau dem Neuvermählten erlaubte, ihr die Hand zu küssen. Vermuthlich wollten sie die gute Stimmung benutzen, sie winkten Paulinen. Die Pantomine in der Ferne verrieth das gute Werk. Die Tante, welche mich kannte, rief mich seitwärts. Nicht wahr, Sie finden uns in einer mysteriösen Gesellschaft. Pauline hat vielleicht Ihnen schon alles entdeckt?

„Nein! — Es ist recht schönes Wetter." Sie erwiederte einsylbig: Für mich nicht. — „Hat Pauline etwa Verdruß gehabt?" —

Ach nein. Sie ist die Frau eines Mannes geworden, der sie liebt, und mir eine Stütze im Alter wird. Der Krieg hat fast alles dahin genommen. Wir mußten fliehen, und Karoline — ich weiß nicht, wie mir ist. Ein böser Geist scheint sich zwischen Beide zu stellen. —

Sie hielt eine förmliche Apologie; schalt über die Kurzsichtigkeit der Jugend, die nicht zugeben wolle, daß man ihr Bestes wahrnehmen, und auf ihre Versorgung bedacht seyn solle. Wo Brod ist, kehrt auch Liebe ein! — Bewahren Sie das Geheimniß: sie geht bald nach Z., dann soll es erst die Welt erfahren. Zerstreuung, neue Bekanntschaft, werden ihren Sinn wohl ändern.

Sie verließ mich. Geschehen war geschehen; was sollte ich viel dagegen sprechen? Ich hatte doch nur für einen jungen Ketzer gegolten. —

Dieser Tag begann so schön, und kaum stand die Sonne mitten am Himmel, so trübte sich die Freude. Mitleid und Liebe bemächtigten sich meiner, und machten mich sehr einsylbig. Niemand konnte einen Punkt mir abgewinnen, um ein Gespräch einzuleiten; der muntere Witz versagte mir seine Dienste. Meine Gedanken waren immer bei Paulinen. Ihr Unglück machte sie mir werther,

und in der Phantasie noch weit reizender. Ich fand sie aber in einem dichten Quarree von Matronen, deren Augen, wie Bajonette, mir entgegen blitzten. Ich verstand die Pantomine, und schlich mich seitwärts hin. Man rief zu Tische. Der junge Mann saß mir gegenüber, und wie es sich gebührte, neben seinem angetrauten Weibe. Wer sie die Hände kalt hinreichen sah und so monotonisch und langsam und einsylbig sprechen hörte, der konnte schwerlich ahnen, daß hier ein Brautpaar zugegen war. Nie ist mir eine köstliche Tafel widerlicher, nie eine Tischgesellschaft langweiliger gewesen. Man trank den Kaffee im Garten; aber auch dessen Zauberkraft, die sonst die Weiberzungen löset, konnte die Damen nicht gesprächig machen. Um die traurige Einsylbigkeit zu verbannen, ward ein Gesellschaftsspiel vorgeschlagen. Man nahm es gern, selbst Pauline nickte mit dem Kopfe. „Aber nur Whist mit Karten; und nicht wahr", sagte sie zu mir, „Sie haben keine Moitistinn? Ich biete mich an. Gern trage ich Schaden und Glück."

Mit einer so entschlossenen Moitistinn, entgegnete ich, mögte ich schon einen Feldzug wagen. — Eine Matrone klopfte die Schöne auf den Arm, und sagte: du vergißt, daß du dem Herrn V, unserm Vetter, schon dein Wort gegeben. — „Doch wohl nicht im Spiel?" fiel sie schnell ein; „wenigstens kann

ichs mir nicht erinnern. Doch Sie dürfen nur befehlen. — Wenn ich wiederum muß, herzlich gern!"

Der junge Ehemann legte dies zu seinen Gunsten aus, und bot seine gefüllte Börse an. Kalt verweigernd sagte sie: „Sie werden mir gönnen, mein Wort zu halten." — „Noch mehr im Ernst, erwiederte er ziemlich empfindlich, als jezt im Spaße beim Spiel." Damit ging er aus dem Zimmer. Pauline trat ans Fenster, und fragte mich, ob ich nicht etwa Lust hätte, noch einmal mich an der schönen Aussicht zu laben? — Seit einer Stunde hat sie sich verschönert, sagte ich; sehen Sie, die bewölkten Scheitel stehen heiter im Sonnenglanz. Sagte ichs Ihnen nicht?

Pauline. „Ja, so am Scheitel; aber in der Mitte, drinnen im Herzen, da scheint in finstern Hölen kein Tageslicht; da poltert mancher schadenfrohe Geist und erregt unterirdische Gewitter."

Ich. Vielleicht stehen mir als Magier die Kräfte zu Gebote, durch Zauberformeln die Ungewitter zu dämpfen; jene Berggeister zu besiegen.

Pauline. „Sie trauen sich viel zu! Die Bergnixen machen es wie die im Wasser; sie ziehen hinunter in ihre Wohnung, und nimmer scheint den dahin Gefahrenen weder Sonne noch Mond."

Ich. Vielleicht auch, daß es ihnen in dem unter-

unterirdischen Elysium so gefällt, daß sie nicht zurückzukehren wünschen.

Pauline. „Sie verstehen sich auf Visionen — ich bin Ihre Schülerinn."

Ich. Nur, wenn Stille ringsumher in weiter Schöpfung herrscht, und Licht und Finsterniß in Dämmerung sich traulich anfangen zu gatten: dann müßten Sie nicht erschrecken, wenn Sie sich selbst, wie in einem Spiegel, erblickten.

Lächelnd klopfte sie mir auf die Schulter: „Gut, wenn es dämmert — ich erschrecke nicht!" Ihre Laune wurde muthwillig. So eben trat der junge Mann herbei, und lauschte auf einen freundlichen Blick — aber der muthwillige Ton verstummte, das freundliche Auge ward finster. Er schien außer Fassung, und suchte das Freie. Ich bedauerte ihn, und stürzte ihm nach in den Garten. Mit verschränkten Armen starrete er vor sich hin, in einem Seitengange. „Warum wollen Sie allein heute so mißvergnügt seyn, da alles in Freude schwimmt?"

Mir war nicht wohl, erwiederte er; und eine böse Laune, die daraus erfolgt, soll Andere wenigstens nicht stören.

Ich. Wenn ich ein Arzt wäre, ich suchte die Seele zu stimmen, und der Körper, sollte ich meinen, würde einen gesunden hellen Wohlklang erhalten. Er schien zu ahnen, daß ich in das Ge-

heimniß eingeweihet war, sah mich bedächtig an, und fragte stotternd: wie — wie meinen Sie das?

Ich. Ich sehe Sie leiden, und doch gesund. Das geht mir nahe. Es ist die schlimmste Krankheit, die nur ein Freund, manchmal die Zeit auch, heilen kann.

Cölin. (so nenne ich ihn) Ohne, daß Sie es wissen, berühren Sie die rechte Saite.

Ich. Wie so? wie meinen Sie?

Cölin. Sie sollten nicht wissen, daß Ihre Moitistinn, die mir so nahe verwandt — Sie wissen es gewiß, Sie waren ja hier.

Ich. Eine kleine Neckerei hat, wie's gewöhnlich ist, wohl über die Gebür die Gemüther gespannt. Lassen Sie nur den Abend kommen. Die trauliche Dämmerung vereint, was das helle Sonnenlicht trennte. Im kühlenden Thau etlischt der Brand der Zwietracht. Im traulichen Mondeslichte neigt das sanft gestimmte Herz so leicht sich hin zur Versöhnung. Süß ist der Triumph!

Cölin. Meinen Sie? — Ach! ich wünschte, Sie redeten wahr! Mit dem Sonnenlicht sollte meine böse Laune schwinden.

Ich. Meine Kenntniß des weiblichen Herzens müßte mich sehr trügen.

Cölin faßte mich bei der Hand, und sagte: Ich muß Ihnen mein Innerstes entdecken, vielleicht linderts. Lassen Sie uns seitwärts gehen.

Es nagt mir zu sehr am Herzen! — Wir gingen; und unterdeß fuhr er fort: Sie haben Paulinen gesehen, wie kalt sie meine Hand zurückstieß, mit dürren Worten meine Reden erwiederte, wie ich betroffen mich entfernte. Seit Vormittag ist sie meine Frau. Ich glaubte, es würde nach der Trauung sich geben; die Liebe in ihrer vollen Flamme würde Gegenliebe entzünden. So dachte ich, und ließ die Kopulation beschleunigen. Ihre Schönheit zog mich an, ihre Tugend rührte mich, wie mich sonst nie eine rührte. Es wird sich geben! rief die Alte mir entgegen: und mein Herz glaubte es — ach, so leicht! Ich liebe sie so innig, so sehr; und sie entfernt sich weiter und weiter von meinem Herzen, je mehr ichs versuche, mich ihr zu nähern. Wenn es so weiter geht —

Ich. Oft sah ich schon das Gegentheil. Die kalte, spröde Geliebte und Braut ward oft das anhänglichste Weib, und vergütete das Vergangene. Bei ihr vereinen sich Verstand und Tugend, und da ist alles zu hoffen.

Cölin. Ich wünschte, Ihre Worte würden wahr; aber selbst Drohungen waren vergebens.

Ich. Das ist auch das Letzte und Verzweifeltste. Ueberlisten läßt sich die Empfindung, einschwazzen die Liebe in einen süßen Wahn der Selbsttäuschung; aber nur nicht mit Gewalt erzwingen, sie, die zarte, freie, vom Himmel gesandte. Doch

die Zeit wird auch für Sie wohlthätig wirken. Manches Beispiel hab' ich schon erlebt.

Cölin. (Er nahm meine Hand und drückte sie.) Sie zeigen mir als Freund der Hoffnung Pfade; aber vielleicht hat längst ein Glücklicher das Herz gewonnen, und ist schon ihr Geliebter.

Ich. Das traue ich dem trefflichen Mädchen nicht zu; schon längst hätte sie uns das Geheimniß verrathen. Nein, die Zukunft liegt in bangen Besorgnissen vor ihr. Sie befürchtet nur, nie sich überwinden zu können und ihrer Empfindung Meisterinn zu werden.

Cölin. O wenn Sie sie als Freund gelegentlich vom Gegentheil überzeugen könnten; denn ein gelegentliches Wort, das wie von ungefähr das Herz trift, dringt tiefer, als wenn die Weisheit mit der Lehrermiene spricht. —

Willkommen war mir der Auftrag; ich schwieg und suchte eine Antwort, aber die bange Ahnung der kritischen Lage, in die ich gerieth, erschwerte mir die Auffindung derselben — wenigstens fand ich keine passendere, als . . . wir wollen sehn.

Cölin. Sie sagten: der milde Abend mache das Herz milder, für Liebe und Gegenliebe empfänglicher. Wenn wir heut Abend auf schmalem Wege zur Stadt wandern, dann läßt der Zufall das gute Werk beginnen, die bange Wolke düsterer Ahnung bricht und milde Hoffnung zieht ins Herz. Die

Sehnsucht findet dann uns Beide, und macht uns froh und glücklich.

Ich. Ja wohl, nur lassen Sie Paulinen ungestört. Der Sturm in der empörten Brust legt sich von selbst, des Freundes Hand wird den angeschwellten Strom der Empfindung mit sanften Worten in viel kleine Bäche leiten. Freundlich wie die Abendsonne strahlt Ihnen dann ihr Lächeln entgegen. —

Niemand konnte mehr das Ende des heutigen Tages herbeiwünschen, als ich. So schmeichelhaft der Auftrag war, so hatte doch das junge Weib in Trauer schon tief in meinem Herzen sich angesiedelt, und sie mir noch geneigter zu machen, war freilich ein mir nicht selbst eingestandener Wunsch. Ich glaubte, sie hätte sich mir auch genähert; aber immer stand sie vor mir da, wie ich sie das erste Mal dort am Fenster erblickte, wo im magischen Dunkel das feierliche Tuch vor dem Gesicht der betrübten Schönen herabhing. —

Das Kartenspiel war geendigt — wir gingen. „Sehen Sie," rief mir das holde Weib entgegen; „schon hat Ihre kurze Bekanntschaft mir gevortheilt: was würde ich nicht — setzte sie hinzu, indem sie mir den kleinen Gewinn brachte — durch eine noch längere gewinnen!"

Ich. Sie können mir leicht ein schmeichelhaftes Wort gönnen, da Sie wissen, daß ich Sie mor-

gen nicht weiter daran erinnern kann. Verzeihen Sie mein Mißtrauen. — Indeß hatte der Ehemann die Verabredung vergessen, und wollte die Gelegenheit nicht unbenutzt vorbeigehn lassen. Er raunte mir ins Ohr: Sie werden mit mir eine gleiche Erfahrung machen. Pauline, die es hörte, bezog es auf sich; sie konnte ihre Empfindlichkeit nicht verbergen. Damit dieselbe noch sichtbarer werden sollte, kam unglücklicher Weise das Pfänderspiel an die Reihe. Der Kuß ward mit so sichtbarer Kälte gegeben, daß man recht deutlich den Zwang der Konvenienz bemerkte. — Zum Glück verbarg sich jezt die Sonne hinter den Bergen des Odenwalds, und der Vollmond kam über die Vogesen hervor und erinnerte die Gesellschaft zum Aufbruch. In dichten Reihen gedrängt, saßen wir auf dem bewimpelten Schiffchen. Nur die Ruder plätscherten; Jeder schien sich dem Genuß des schönen Abends zu überlassen. Stumm war alles in sich versunken; der Mond warf sein Bild in den Fluß, und es tanzte auf den zitternden Wellen. Ueber das dunkle Schwarz der Berge flimmerte im letzten Strahl der Abenddämmerung der liebevolle Stern, und von fern her erscholl der Gesang der Landdirnen. — Da erklang mit einem Male das Liedchen:

Das waren mir selige Tage!
Bewimpeltes Schiffchen, o trage
Noch einmal mein Liebchen und mich.

Ein günstiger Abendwind schwellte das kleine Segel, der Gesang verkürzte den Weg, übertäubte das Gespräch der Matronen, verdeckte den Gefrierpunkt der Liebe — wir landeten. Ich half der Schönen aus dem Kahn, und während die übrigen Herren und Damen ausstiegen, ging ich mit ihr voran. Morgen, sagte ich, wenn ich hieher denke, werde ich jenes Liedchen wiederholen. „Und ich," erwiederte sie, „singe mit. Jezt aber:

Das war eine selige Stunde!
Da heilte Freundschaft die Wunde
Die Zwang und Liebe mir schlug."

Ich. Bald sollt' ich es glauben, da das Gefühl Sie bis zur Dichtersprache begeistert. Die Stunden werden die Wunden heilen, und sich in selige Tage und Jahre verwandeln. Auf die Nebeltage des Brautstandes wird nach einem kurzen Winterfrost ein desto schönerer Mai folgen.

Pauline. „Aber verspricht mir denn irgend ein Zeichen die so glückliche Zukunft?"

In jedem Worte enthüllte sich immer mehr die Unmöglichkeit, meinen Auftrag zu erfüllen, so viel ich ihr auch bemerkbar machte, daß es Einbildung, Vorurtheil wäre; nichts weiter, als zwanzig Jahre, die er älter war, und die ihm einen Ernst gaben, welcher ihr Furcht vor künftiger Tirannei, statt Liebe, einflößte. Da ich wußte, daß sie sonst ein sehr hohes Gefühl für Religion

hatte, so schlug ich diese Saite an Warum sich aber gegen ein Schicksal auflehnen, das unwiderruflich gesprochen hat? Eine edle Resignation ist Ihre Pflicht. — „Freilich," rief sie, „sind die Schicksale mir bestimmt. Wenn auch das Vergangene nicht in meiner Gewalt steht, so ist es doch wohl meine Pflicht, nicht unthätig zu erwarten, welches Schicksal man mir ferner bereiten will."

Ich. Sie sehen die Zukunft nur mit einem Trauerflor behangen; und doch, was einen Anfang hat, muß auch ein Ende nehmen.

Pauline. „Ich würde muthiger seyn, wenn ich nur einen Freund, einen Vertrauten hätte. Der Verwandten habe ich viele; doch — (sie blickte mich mit Rührung an) Darf nicht der Freigewählte vor dem mir Aufgedrungenen den Vorzug haben? Wenn Sie hier in unserer Mitte blieben!"

Ich. So sehr ich auch wünschte, von Ihnen und dieser schönen Gegend mich nie trennen zu müssen, so wird dieser Wunsch doch von Furcht und banger Ahnung begleitet.

Pauline. „Dann würde ich Sie zur Vergeltung trösten. Das Glück der Freundschaft sollte fern von uns der Liebe Pein verbannen."

Ich. Bedauren könnten Sie mich wohl; bald aber würden Sie es noch mehr, als ich, empfinden, daß wir nichts ändern können.

Pauline. (ernst) „Warum nicht ändern?

Was Menschenhände knüpften, darf der Mensch wieder trennen."

Ich schauderte über mich selbst, daß ich ein in mich gesetztes Zutrauen so getäuscht sehen sollte. Nein, sagte ich — nie darf Haß, statt der Liebe, einwurzeln. Der Kampf in einem solchen Sturm wird Sie veredeln, wird die Tugenden, welche mit ihrer Jugend aufblüheten, zur Reife bringen. In der Erinnerung ist unser Bund geknüpft, und so auch wird uns gegenseitig unsere Freundschaft beglücken! —

Ich küßte bei diesen Worten ihre Hand; sanft drückte sie die meinige. Sie lehnte sich an meinen Arm; ein tiefer Seufzer lüftete ihre Brust. — „Wir sehen uns wieder!" rief sie, — „bald!" — Ich wünsche es, und dann, in süßer Hoffnung, geht bald ein Monat, selbst ein Jahr recht bald dahin. Eben trat der Mond hinter einer dunkeln Wolke hell hervor, und warf sein trübes Licht auf uns Beide; die Uhr verkündete Mitternacht. In Stillschweigen versunken standen wir, und harreten der Gesellschaft, die allgemach uns näher kam. Sie bot ihre Lippen mir zum Kuß, und rief: „Auch in dem Kriegsgetümmel denken Sie hierher!" —

Einige in der Gesellschaft, unter diesen besonders auch der Neuvermählte, wünschten, daß ich wenigstens den folgenden Tag noch bliebe. „Damit Sie sehen," meinte dieser, „wie wir morgen glück-

licher seyn werden." — Ich versprach alles, und wohl noch mehr als dies. Die Trennung war mir verhaßter, als jemals. Ich schlief sehr unruhig. Kaum graute der andere Morgen, so schlich ich mich zu ihrer Wohnung, fand sie auch schon am Fenster, das Haupt gestützt, umgeben von den Matronen, und hörte ein heftiges Sprechen. Ich winkte stummen Abschied und ging. Bei einem nahen Freunde und Nachbar vernahm ich, daß kein Schlaf ihnen in die Augen gekommen sey, und früh schon der Tag mit tragischen Auftritten angefangen habe. Ich reisete ab, und in einigen Tagen auch die beiden Neuvermählten. Mein sehnlichster Wunsch war, von dieser mir so werthen Pauline mehr zu hören, und zu seiner Zeit — denn unerwartet fand ich sie wieder — knüpf' ich den Faden wieder an. Jezt kehren wir über den Rhein auf das Kriegstheater zurück.

Wer etwa eine solche Erzählung hier nicht erwartete, der entschuldige sie mit dem Titel: Reminiszenzen.

Kriegsvorfälle
bei der Festung Landau, im Juli 1794.

Bei Ketsch ging ich über die Schiffbrücke, welche die Oestreicher hier etablirt hatten. Von Ostersheim bis ans Rheinufer führt ein anmuthiger Wald, an dessen Rande die Proviantwagen für die östreichische Armee bei Speier sich befanden. Jenseits des Rheins dehnte sich die Waldung weiter. Ueberall verbesserten die Kaiserlichen die lehmigen Wege mit Sand. Im Walde selbst sah ich große Hütten, die wohl funfzig Mann fassen konnten, und in denen die weichlichen Franken überwintert haben sollen. An dem kleinen Arm der Speierbach, der bei Mutterstadt fließt, waren starke Verhaue angelegt. Die Franken hatten hier beim Angriff vorzüglich das schöne kaiserliche Husaren-Regiment Erdöder sehr mitgenommen. Ich ritt längs dieser Defensionslinie. Die Pfalz ist hier sehr sandig, und kontrastirt außerordentlich mit der fruchtbaren Nachbarschaft.

Kaum war ich den 25sten Juni in Haßloch wieder angelangt, so folgte eine Totalveränderung bei dem hohenlohischen Korps. Die Franken standen im Lager bei Rusdorf unter den Kanonen von Landau. Von den Preußen kampirten einige Bataillons. Die meisten Truppen kantonirten. Die Vor-

postenkette wurde sehr ausgedehnt, und die französischen Vedetten zurückgetrieben. Aber dies ist unser Unglück, sagte ein Offizier, denn die Hauptmacht kann den entfernten Vorposten nicht zu Hülfe eilen. Die Feinde werden in der weit ausgedehnten Linie irgendwo mit konzentrirter Kraft durchbrechen, und den Rückzug der ganzen Armee veranlassen. Doch wer durfte es einem Feldherrn sagen, der oft nur, um dem Kaiser gefällig zu seyn, und um etwas Erstaunenswerthes von sich und seinem Muth in öffentlichen Blättern zu hören, die er besser wegen seiner Kurzsichtigkeit lesen, als den Feind rekognosziren, und die daraus resultirenden Maßregeln ergreifen kann. Dies so bittere Urtheil ging bald in Erfüllung; denn die Armee ward genöthiget, sich bis Worms zurückzuziehen. Ich für mein Theil war sehr wohl mit dieser Dislokation zufrieden. Ich kam in einen schönen Flecken bei Neustadt am Gebirge, wo die Luft angenehmer, die Gegend schöner, und das Wasser reiner ist, das aus dem Fuß der Gebirge hervorrieselt. Hier sah man die schönste Weinernte, und hoffte, den erlittenen Verlust bald zu verschmerzen.

Verschiedene Gerüchte von der Bestimmung der preußischen Armee durchkreuzten sich. Es hieß, Lord Cornwallis sey nach Lautern in das Hauptquartier des Feldmarschalls von Möllendorf gekommen, und habe, da England so ansehnliche Sub-

sidien (700,000 Pfd. Sterling) bezahle, den preußischen Heerführer gedrungen, in Feindes Land vorzudringen. Allein die Landstände, in deren Besitzungen das Kriegstheater aufgeschlagen war, sollten erklärt haben, daß sie außer Stande wären, die zum Transport der Fourage und des Brods nöthigen Wagen herbeizuschaffen. Dieses Gerücht wurde durch ein anderes verdrängt: 20,000 Mann sollten nach den Niederlanden gehen, wo durch Pichegrü's Manövers die Lage der Alliirten sehr schlecht stand. Ypern, der Paß nach Nieuwpoort und Ostende, waren erobert, und Charleroi eingeschlossen. Wenn, soll der ehrwürdige General en Chef der Preußen erklärt haben, die preußische Armee, die gewohnt wäre, selbstständig unter ihren eigenen Generalen zu agiren, ein Nebenkorps unter einem fremden Kommando bilden helfen sollte, so wolle er, wenn dies geschähe, seinen Abschied nehmen. Der edle Patriot drang durch, und ersparte der preußischen Rheinarmee manches Ungemach und eine kleine Erniedrigung.

Ich wollte die neue Dislokation sehen, und ritt deshalb den 29sten Juni in das Hauptquartier des Prinzen von Hohenlohe nach Kirrweiler. Die Frequenz der Handelsleute und Marketender war groß. Die Husaren, Jäger und Füseliers machten in den kleinen Vorposten-Gefechten und Scharmützeln viel Beute, mußten sie aber oft, aus Man-

gel an Gelegenheit, sie behalten oder fortbringen zu können, sehr wohlfeil zu verkaufen suchen.

In Edighofen waren die Jäger, Husaren und Füseliers. Es war Sonntag, die Musik ertönte von mehreren Orten, überall tanzten die galanten Krieger mit den Pfälzer Schönen. Der brave General (damalige Oberst) von Blücher, war, von seinen Offizieren umgeben, sehr munter. Nie hat wohl der Franke einen furchtbarern Feind gehabt, als diesen tapfern Mann. Der roi rouge, wie sie ihn nannten, war ihnen ein passe partout. Sie fanden ihn überall, und mußten überall empfindliche Neckereien, die immer zu ihrem Nachtheil endeten, ausstehen. Ein Heldengeist herrschte unter dem Korps der Offiziere. Fast alle, die ich sah, hatten den Orden pour le mérite, und wie man mir sagte, nach unparteiischer Entscheidung. Daher war das blaue Kreuz hier in Ehren; aber in andern Regimentern, wo sie die Gunst der Chefs an Lieblinge nach Willkür hatte austheilen helfen, galt diese Auszeichnung, wegen der großen Menge, nicht so ehrenvoll. Ein militärischer Pasquinot hatte folgendes Epigramm gemacht:

Einst hing man Schächer an das Kreuz;
Das Kreuz jezt an die Schächer.

Soviel ist gewiß, daß es so weit in der preußischen Rheinarmee gekommen war, daß jeder, der nur seine Schuldigkeit gethan hatte, auch den Orden

verdient zu haben glaubte. Nie hat ein Husarengeneral mehr bei seinen Untergebenen im französischen Kriege gegolten, als Blücher. Im Kriege war er ein strenger, harter, unbiegsamer Soldat; im Umgang ein trefflicher Kamerad, mit dem lustigen Soldaten-Motto: Iß, trink und schmaus, geh hin und kämpf, — bald ists im Tode aus. — Die Husaren lebten vergnügt, machten Beute, durften auch wohl einmal thun, was nicht so eigentlich recht war; aber diese kleinen Freiheiten versüßten ihnen das Leben, erleichterten ihnen die Beschwerden, machten sie geneigt, den beherzten Anführer an einem heißen Tage nicht zu verlassen, sondern rühmlich den angewiesenen Fleck zu behaupten; daher eine treffliche Stimmung unter ihnen herrschte. Freilich erfuhren es die Pfälzer, daß sie preußische Husaren waren, und mußten manches dulden, dem, um den gemeinen Mann zu schonen, nicht gut abzuhelfen war.

Von hier ritt ich bis in den badenschen Ort Rott. Kurz vor demselben stand am Wege eine kleine Kapelle. Es ward von beiden Parteien patrouillirt. Sie gingen sowohl in die französischen als deutschen Läger. Von hier aus konnte man bei Rusdorf, eine Stunde vor Landau, Hütten aus Stroh im fränkischen Lager sehen; sie sollten aber leer seyn. — Bei Burgweiler auf den Bergen hatten sie einen starken Posten. Längs der Riede-

rung an einem kleinen Fluß, waren Feldwachen bis beinahe zwei Stunden vor dem Gebirge, wo der kaiserliche rechte Flügel an die Preußen stieß. Dicht standen hier die Vorposten gegenüber; nur ein Bach trennte sie. Ohne Zweifel konnte es nicht lange so bleiben.

Nur bis zum dritten Juli, also vier Tage, standen die Franken ruhig, und griffen nun mit Tagesanbruch, um zwei Uhr, vom Rhein an bis zum Gebirge, Preußen und Oestreicher an. Ich stand hinter Edigkofen auf einer Anhöhe, wo ich das ganze Schlachtfeld übersehen konnte. Bei Germersheim sah man die Kaiserlichen im Kanonendampf avanciren. Auf ihrem rechten Flügel in der Rheinebene, der sich an den preußischen linken anschloß, wurden sie aber zurückgetrieben, bis einige preußische Regimenter, unterstützt von einer reitenden Batterie, dem Feinde das Terrain wieder abnahmen. In der Ebene, wo Kavallerie agiren konnte, blieben die Preußen verschont. Der Feind wagte nicht, über einen kleinen Bach vorzurücken, sondern blieb jenseits auf einer allmählig sich erhebenden Anhöhe aufmarschiert ruhig stehen. Um sich einen deutlichen Begriff von dem Terrain zu machen, muß man wissen, daß aus dem vogesischen Gebirge acht bis zwölf Fuß breite Bäche kommen, die von Wiesen und Sumpf umgeben die hüglichte Ebene fünf Stunden bis am Rein durchziehen, zwei

Stunden

Stunden von Landau, hinter dem Dorfe Edesheim, durch welches die Chaussee nach dem Elsaß führt. Jenseits hinter einem solchen Bach standen die Franken, diesseits die Preußen. So sehr die Preußen in der Ebene verschont wurden, so hart wurde ihnen da zugesetzt, wo die Ebene an das Gebirge sich anlehnt, und aus lauter Weingärten besteht. Da die Chaussee neben diesen hinläuft, so etablirten sie dort eine Batterie vor Edesheim. Die Schützen (tirailleurs) drangen schwarmweise in die Weinberge vor. Hier war das eigentliche Terrain für die leichten Truppen der Franken; sie drängten sämtliche leichte Infanterie der Preußen bis Edighofen zurück. Es wäre ihnen auch gelungen, in Edighofen einzubrechen, wenn nicht unser Geschütz die Batterie vor Edesheim zum Schweigen gebracht, und ein zugeschickter Trupp von Schützen sie in der Seite beschossen hätte. Kurz vorher sah ich Proben von der Bravour der blücherschen Husaren. So oft eine Kanone losgeschossen ward, ritten einzelne Trupps auf die Batterie los; aber die jenseits des Bachs aufgepflanzten Festungsstücke von Vierundzwanzig-Pfündern deckten dieselbe, und schossen mörderlich. Die Husaren ließen sich indeß dadurch nicht irre machen, sondern setzten von neuem an. Da der General von Blücher sah, daß er schon viel verloren hatte, und doch ohne Geschütz die Batterie

vor dem Dorfe nicht wegbringen könnte, so kam er zur reitenden Batterie, die der Lieutenant Ebel kommandirte, und dicht auf einer Anhöhe hinter Edigbofen, wo ich stand, etablirt war: „Können Sie mir nicht Ihre Batterie oder einige Kanonen lassen?" Ohne Befehl des kommandirenden Prinzen von Hohenlohe ging dies nicht. Da dieser aber nur eine halbe Stunde weit auf der sogenannten Platte bei einer Batterie hielt, so kam er bald zurück. Die Batterie fuhr auf die Chaussee, und spielte auf die französische sehr nachdrücklich. Da nun links und rechts die Husaren darauf los gingen, so schwieg sie, und eilte durchs Dorf zurück. In Edesheim standen Schützen, und so wagten sich die Husaren nicht weiter, sondern rekognoszirten nur, und dabei blieb es. Dieses Wagestück hatte indeß die Wirkung, daß die leichten Truppen der Franzosen, die unter dem Schutz ihrer Kanonen so weit in den Weinbergen vorgerückt waren, nun plötzlich sich bis Heinfeld, eine Stunde weit, zurückziehen mußten. Jäger, Füseliers und Husaren verfolgten sie dahin gemeinschaftlich; nur wenige Gefangene bemerkte ich, aber mehrere Todte.

Während des hartnäckigen Kampfes in den Weinbergen hatten sich fast alle Einwohner aus Edigbofen geflüchtet. Viele sahen hinter dem Flecken zu, und mußten mit Klingenhieben angehalten werden, in Ermangelung der Wagen, die Blessir-

ten auf Tragen fortzuschaffen. Diejenigen, welche sich in den Weinbergen verkrochen hatten, kamen hervor, plünderten und zogen die Todten aus. Bis Rott ging ich mit vorwärts. Ehe wir, sagten hier die sonst französisch gesinnten Einwohner, den Franzosen den Wein lassen, geben wir ihn lieber den Preußen. Als ich um 2 Uhr von dem Kriegsschauplatz zurückkehrte, kanonirten die Kaiserlichen noch immer fort. Der Tag kostete viel Menschen und entschied nichts. Jeder Theil stand am Abend wieder in seiner Lage.

Von dem dritten bis zum dreizehnten Juli hörte man täglich den Donner des Geschützes in dem Gebirge. Aus der Ebene mußten die Leibkarabiniers nach Kaiserslautern zum Feldmarschall Möllendorf. Täglich waren die Franken ausmarschirt, und ununterbrochen währte die Kanonade; eine ganz eigene Musik, welche man, so widerlich sie auch Anfangs klingt, zulezt so gewohnt wird, daß es auffällt, wenn sie schweigt. Man bestimmte den 13ten schon voraus als einen entscheidenden Tag. Die Sage ließ die Rheinarmee durch Truppen aus der Vendee verstärken. Der Konvent sollte befohlen haben, die Deutschen von Landau zurückzudrängen. Lakonisch antwortete der heldenmüthige Blücher denen, die es ihm sagten: Nur überwunden gehe ich zurück.

Sonderbar war es, daß man es im preußischen

Hauptquartier zwei Tage vorher wußte, daß der 13te Juli der wichtige Tag seyn sollte, der entscheiden würde, ob die Preußen vor Landau stehen bleiben, oder über den Rhein zurückzugehen gezwungen seyn würden. Man zweifelte aber daran, weil man gewöhnlich von daher sehr unrichtige Prophezeiungen hatte. Den 12ten aber wurde schon in der Parole befohlen, daß die Wagen zurechte gemacht und um zwei Uhr die Pferde angeschirrt seyn sollten. Früh um 3 Uhr, den 13ten Juli, hörte man plänkern. Ich zog auf die Anhöhen bei Frischlingen. Ein dicker Nebel verbarg mir den Feind. Das Kriegsgetümmel wurde immer schauerlicher. Das wilde Geschrei der leichten Reiterei, welches periodisch war, verkündigte mir immer den Angriff einer neuen Kolonne. Die preußischen Feldwachen zogen sich an die Batterien heran, und nur einzelne Flankeurs waren bis auf eine Schußweite von den Franken. Der Nebel verzog, und man sah sie in dichten Reihen, jenseits eines kleinen Baches, ungefähr eine halbe Stunde weit, aufmarschirt. Vor den belaubten Hütten, welche das Lager bildeten, standen zwei westphälische Regimenter (damals Romberg und Schladen). Sie schossen mit ihren leichten Feldstücken nach den Franken, aber erreichten sie bei weitem nicht. Diese hatten Vierundzwanzig-

Pfünder. Einige Kugeln rekroschirten, und flogen über die Reihen hinweg in die Laubhütten.

Da ich sah, daß hier schwerlich ein Angriff erfolgen würde, und am Gebirge ein sehr lebhaftes Gewehrfeuer begann, so begab ich mich auf meine alte Anhöhe hinter Edigbofen, von wo aus ich alles übersehen konnte. Eine schreckliche Aussicht bot sich mir dar. Jeder Windstoß, welcher eine Pulverwolke wegwehete, zog mir den Vorhang von einer Mordscene. Husaren und Kürassiers wurden von dem mörderischen Feuer einer französischen Batterie vor dem Dorfe Edesheim, von woher die Chaussee kommt, die nach Manheim geht, geängstigt. Sie avancirte bis dicht neben Edigbofen. Die reitende Batterie des Lieutenants Ebel (der sich hier recht in der That den Orden pour le mérite verdiente) donnerte aber mit solcher Energie von ihrer Anhöhe, daß jene Batterie stark beschädigt wurde, Rad, Pferde und Menschen verlor, und aus dem Besitz der preußischen Schanze, zurück, nach Edesheim weichen mußte. Wären sie hier durchgebrochen, so hätten die Preußen fast alle leichte Truppen und sämtliche Kanonen verloren. — Was der Lieutenant Ebel angefangen hatte, vollführte der brave Blücher. Er versuchte mit seinen Husaren, die zurückziehende Batterie zu erobern. Zwar war sie durch eine Reihe Vierundzwanzigpfünder gedeckt, die aus Landau herbeige-

brachr waren, zwar schossen unaufhörlich aus den neben der Chaussee hinlaufenden Weinbergen die französischen Schützen, aber dennoch setzte er mit verhängtem Zugel nach, griff furchtlos an, nahm die Batterie, achtzig Chasseurs, nebst dem General le Bossiere gefangen, und führte sie zwischen den lebhaftesten Feuern durch.

In den Weingärten an den Bergen ging das kleine Gewehrfeuer so heftig, daß man keine Sekunde zählen konnte, worin nicht immer einige hundert Schüsse gefallen wären. Sieben Batallons Franken gegen sechs Kompagnien und ungefähr hundert Jäger der unserigen; dessen ungeachtet aber blieben diese unbeweglich. Daß der weit stärkere Feind hier nicht bei Edighofen durchdringen konnte, davon war vorzüglich wohl dies die Ursache, daß man seit dem heftigen Angriff, der auf diesen wichtigen Paß den 3ten Juli geschah, ernstlich darauf bedacht gewesen war, denselben zu befestigen. Vor dem Haupteingang des Fleckens hatte man eine Schanze aufgeworfen, und vor jeden Steig, der den Feind zwischen den Weinbergen zu dem Orte führen konnte, Brustwehren errichtet, die beinahe bis an den Hals reichten. Dahinter standen ein Jäger nebst zwei Füseliers, die gegenseitig abwechselnd ihre Gewehre abfeuerten. Ohne eigenen großen Verlust richteten sie blutige Niederlagen unter den heranrückenden Franken an.

Diese versteckten sich in die Weinberge, und vorzüglich zielten die neu angekommenen Tirailleurs sehr richtig. Die Blessirten und wenigen Todten hatten fast alle Kopfwunden.

Die Franken löseten sich einige Mal während der Aktion ab. Dies konnte man deutlich hören und unterscheiden, wenn das Feuer, welches lange nachließ, mit doppelter Stärke wieder anfing. Die sechs braven Füselier-Kompagnien standen von Morgen drei Uhr bis Nachmittag um drei Uhr in dem schrecklichsten Gewehrfeuer, von einigen leichten Feldstücken unterstützt und von der entferntern schweren Batterie auf der Platte sekundirt.

Als um diese Zeit diese braven petits chasseurs (wie die Franken die grünen Füseliers nannten) von zwei westphälischen Bataillons (Romberg und Schladen, die bei Frischlingen aufmarschirt, aber müßig, standen) abgelöset wurden, sah ich sie hinter Edighofen. Ich eilte zu ihnen, und jeden dieser Helden hätte ich umarmen mögen. Sie standen da, schwarz von Pulver und Dampf, ihre Hände etwas verbrannt, die Montur durchlöchert, mit preußischem Stolz im Gesicht. Entkräftet von der langen Anstrengung und brennenden Hitze, lagerten sie sich auf das Gras. Es ward Wasser geholt. Der brave Commandeur ließ auf seine Kosten Wein herbeischaffen. Während diese ruheten, nöthigten jene beiden Bataillons endlich die Fran-

ken zum Rückzuge bis über Rott, etwa dreiviertel Stunden weit. Ich wagte mich jenseits Edighofen. Welcher schauerliche Anblick! Von der einen Seite schlug mir die Flamme des brennenden Dorfes Edesheim — der hoch auflodernde hölzerne Thurm entgegen, rechts am Gebirge rollte der Donner der Kanonen, unter dem Huf meines Pferdes Sterbende und Todte. Ich mogte etwa eine Viertelstunde weit geritten seyn, als mir der Prinz George von Hohenlohe begegnete. Wagen Sie sich, rief er, nicht zu weit, die Stelle ist unsicher, der Platz ist nicht unser. Er ritt weiter. Ich sah mich um, hörte vor mir zwar mit kleinem Gewehr feuern; es schien mir aber sehr weit. Doch dauerte es kaum ein Paar Minuten, so sah ich die Preußen sehr schnell zurückeilen. Man hatte sie zu ungestüm verfolgt. Bis Edighofen mußte sich alles hinter die Schanze retiriren. Die Büchsenkugeln schlugen auf die Dächer. Manche Haubitze wurde geworfen, aber keine wollte zünden. Als die Preußen in ihrer alten Stellung waren, wurde alles wieder ruhig. So blieb es bis nach neun Uhr, als plötzlich die Ordre kam: alles Gepäck sollte über die Speierbach nach Mosbach zurückgehen.

Aber warum das? fragten mich diejenigen, denen ich erzählt hatte, daß die Preußen in der Ebene, vorzüglich bei Edighofen und Edesheim, sich so brav gehalten hätten. Doch bald hörten wir,

die Preußen hätten sich zu weit ausgedehnt, wären im Gebirge zu weit vorwärts gedrungen. Sie hätten sich nicht gehörig unterstützen können. Im Gebirge hätten sie eine Batterie und zwei Bataillons verloren. Der General Pfau war gefangen; der General Kunitzki gefährlich verwundet. Nach langen vergeblichen Stürmen hatten sie in der Abenddämmerung die Schanzen auf dem Schänzel forcirt.

Ein Augenzeuge erzählte mir, daß viele Franken bloß Beinkleider getragen, worin die Patronen gesteckt, und Flinten gehabt hätten. Als die Kartätschen sie gliederweis zu Boden streckten, riefen sie: schießt nur, wir sterben gern für unsere Nation. Um elf Uhr waren sie schon im Neustädter Thal, von wo aus das Kriegsgeschrei in der Ebene ertönte.

Mir kam es ehemals sonderbar vor, daß die Affäre bei Kaiserslautern die Franken bis Landau trieb. Jezt war mir es begreiflich, wie die Wegnahme eines Berges die Deutschen zwingen konnte, sich bis hinter Worms zu reticiren; die Oestreicher gingen bei Ketsch über den Rhein. Das Lager des Prinzen von Hohenlohe kam zwei Stunden hinter Worms.

Stimmung der Armee auf dem dritten Rückzuge von den französischen Gränzen.

Aus Champagne mußte sich 1792 die Armee retiren; 1793 aus Lothringen und Elsaß, 1794 aus der Gegend von Landau. Oefters Retiraden machen den Soldaten muthlos. Die Desertion, vorzüglich bei den westphälischen Regimentern, nahm zu. In ihren Zelten hörte ich hart urtheilen. Nicht immer denkt der gemeine Mann ganz unrichtig. Sie waren unzufrieden, daß man sie so lange an Frankreichs Gränzen herumirren ließ. Es hilft, sagt der eine, doch nichts, und unsere Wirthschaft geht zu Grunde, ruinirt uns und unsere Kinder; die Gutsbesitzer schonen der Weiber nicht, und für wen fechten wir? für die französischen Edelleute, damit diese wieder zurückkehren, und ihre Unterthanen tyranniſiren können? sie mögen selbſt ihr Leben daran setzen, was kümmert es uns! wir hätten eher Ursach, den armen Franzosen beizustehen, damit sie nicht wieder unter die Herrschaft ihrer ehemaligen so harten Gebieter kämen.

Die Offiziere waren zum Theil auch verstimmt. Es wäre, hieß es, bei Vertheilung der Orden, nicht immer unparteiisch verfahren worden; man-

eher jüngere wäre ältern Offizieren vorgezogen, manchem der Abschied mit einer geringen Pension aufgedrungen worden. Man klagte, daß der Anführer unbestimmte Befehle gebe, dadurch die Leute verstimme, und vorzüglich bei der Kavallerie Sattel, Sachen und Pferde ruinire. Wenn es hieße: morgen früh! so müßte alles früh in Ordnung seyn; und wenn der Morgen vorbei, und wieder abgepackt wäre, so käme wieder neue Ordre; beim Feldmarschall würde die Stunde bestimmt, und manche Plackerei verhütet; mancher Unfall sey durch Eitelkeit herbeigerufen worden; im Grunde kommandirten die Adjudanten; sie verträten gewissermaßen das Fernrohr, durch die der Feldherr nur das zu sehen bekäme, was ihnen beliebte. Der Herzog von Braunschweig habe weislich zu rechter Zeit den Kommandostab niedergelegt; man sey jezt zwölf Stunden weit retirirt, ohne vom Feinde gedrängt zu werden.

Ich für mein Theil hatte nicht nöthig, so manchen allgemein gangbaren Reden beizupflichten. Das Kampagne-Leben ward mir schon eine erträgliche Gewohnheit; aber Lust hatte ich eben nicht, noch einmal vorwärts zu gehen. Wie wir von Landau zurückzogen, merkten die Pfälzer an: es wäre doch sonderbar, daß ihre schöne Wein-, Korn- und Obst-Ernte den Franken gewachsen seyn sollte. Ein französischer General hätte schon im vergangenen

Winter zu Diedesheim gesagt: die Preußen werden die Kirschen und wir die Weintrauben essen. Als ich von Osthofen nach Westhofen ritt, stand ein Trupp von etlichen zwanzig bis dreißig Bauern, die mit allerlei Arbeitsgeräth versehen waren. Sie sollten schanzen, und wollten nicht. Wozu? sagten sie; wenn die Franken sich nähern, so werden die Schanzen wieder verlassen, und dann haben wir aufs neue Arbeit beim Demoliren. Ihr müßt, sagte ich, der Noth weichen, und dem Stärkern nachgeben. Die Preußen können auch ruiniren. O, das ist schon geschehen: sehen Sie! dort, dort stehen sie in den Weingärten; sie haben die Weinstöcke ausgerottet; was half alles Lamentiren? 60,000 Gulden sind dahin! Die rarsten Stöcke, die ein Kapital dem Besitzer waren, sind umgehauen, die Pfäle verbrannt; mancher wird zeitlebens daran denken. Das ist, sagte ich, unmöglich; sollte hier, wo kein Feind uns drängt, nicht solches Land gebraucht werden, daß nichts darunter leidet? Man hat euch unrecht berichtet. Nein, nein, wir waren Augenzeuge, dort auf jenen Anhöhen, nach Pechtheim hin, können Sie es sehen. Ich fand dort auch wirklich Infanterie mitten in Weinbergen stehen. Wie geht das zu? sagte ich zu einem angesehenen Offizier, daß hier, wo kein Feind sichtbar ist, auf Kosten der armen Einwohner ein festes Lager bezogen wird? Ja, antwortete er, Sie wissen

es nicht, daß hier klassischer Boden ist, wo Marlborough und Prinz Eugen im festen Lager im Sukzessionskriege standen. Sie durften aber damals keine Weinstöcke ausrotten, weil zu der Zeit hier Kornfelder waren. Es ist ein herrliches Lager, wenn uns der Feind hier von Worms und Pfeddersheim angreifen will. Sehn Sie, der linke Flügel lehnt sich an den Rhein, bestreicht von den Anhöhen die Chaussee, daneben steht herrlich die Kavallerie in der Ebene bis an die Hügel; dort ist der Kirchhof vor der Fronte: welche herrliche Redoute; weiter hin geht ein Fluß vor dem Lager im Wiesengrunde, bis nach Bingen und Kreuznach, wie schön, wie bequem! Freilich dies Mal, wenn der Ort nicht so vornehm wäre, wäre es eben nicht nöthig; denn acht Stunden von hier trifft man keinen Franzosen; man muß aber auf alles bedacht seyn. Und es ist doch so schmeichelhaft, gerade ein festes Lager zu haben, das einst ein so großer Held hatte; das schon allein schafft Respekt beim Feinde. Der Platz ist so herrlich gewählt, daß es sich wohl die deutschen Patrioten gefallen lassen können, einige Weinstöcke aufzuopfern. Ich konnte nicht hiermit übereinstimmen, denn ich verstand nicht, was jezt Noth und nicht Noth that. Ueberdies hatte ich von der Menschenfreundlichkeit des Prinzen, der uns kommandirte, eine zu vortheilhafte Idee — und das übrige lag in einer

höhern Sphäre, über die ich in meinem politisch engen Gesichtskreise nicht reif genug urtheilen konnte.

Ungeachtet meiner Gegenvorstellungen, klagten sie fort, welches freilich im Kriege nichts ungewöhnliches bei den Landleuten ist. Im Frühjahr, wenn der Feind uns alles genommen hat, verlangen sie freie Verpflegung. Das erste Mal ging es an, da hatten wir alles vollauf; selbst jezt ziehen sie Mangel herbei, indem sie weder Gärten noch Felder schonen, und das übrige verderben; vorzüglich klagten sie über die rothen Husaren, und, daß alle ihre Beschwerden deshalb fruchtlos gewesen wären. — Wenn ich auch abrechne, daß der habsüchtige Pfälzer, der bis jezt gewohnt war, in Ruhe und Frieden das Seinige zu verzehren, sich einer zu derben Sprache bediente, so leuchtete doch überhaupt die Unzufriedenheit mit den Preußen gar stark hervor; ungern gaben sie Quartier, noch ungerner Unterhalt; vorzüglich da, wo man etwas muthwillig, z. B. die Weinstöcke, ruinirt hatte. Diese Leute nun zu Wirthen haben, und wissen, wie ungern sie uns sahen, machte, daß man sich wohl gar lieber wieder vorwärts, als jenseits des Rheins zu bleiben, wünschte. Wer konnte aber der Nothwendigkeit gebieten?

Die Preußen und Oestreicher rücken wieder vorwärts in das Lager bei Worms.

Der Monat August kam, und niemand dachte daran, aufs neue an die französische Gränze wieder vorzurücken. Man glaubte, wir würden nach und nach bis Mainz zurückgehen, und dort bis zum Frieden stehen bleiben; aber die sonderbaren Konjunkturen vereitelten alle Divinationen. Mit einem Mal kamen die über den Rhein gegangenen Kaiserlichen, 10,000 Mann stark, wieder über diesen Fluß zurück, und kampirten bei ihrer Schiffbrücke neben Worms. Wir mußten das prächtig situirte Lager verlassen, und dicht neben ihnen ebenfalls in ein anderes Lager bei Leiselheim rükken. Das Hauptquartier kam nach Pfeddersheim. Ziemlich kleinlaut waren Alle, denn keiner hatte wohl recht Lust, vorwärts zu gehen, um bald wieder zu retiriren. Das Lager dehnte sich über Kirchheim-Poland nach Trier hin; aber die Franken hatten schon Trier besetzt. In den Niederlanden retirirten die Deutschen unter dem Prinz Koburg noch gewaltiger, und näherten sich gemach dem Rhein. Eine Proklamation desselben an die Deutschen machte starke Sensation. Er nennt sie Brüder und wackere Deutsche, fodert sie auf, den

Kaiser mit Geld, Fourage, Brod und Truppen zu unterstützen, sonst, wenn es nicht geschähe, müßte er über den Rhein zurückgehen, und Deutschland jenseits des Flusses den Feinden preisgeben; sie hat indeß wenig gefruchtet. Man bemerkte, Koburg wende sich an eine deutsche Nation, die nicht durch die Einheit des Interesse existire. Es sey vermuthlich sehr schwach bestellt, um zu solchen verzweifelten Mitteln Zuflucht nehmen zu müssen. Es sey sehr gewagt, dem Volke freiwillig die Waffen, wie in Frankreich die Gesetzgebung, zu überlassen.

Aus Leiselheim verdrängten uns die Kaiserlichen; wir zogen nach Horchheim; die Infanterie kampirte, die Kavallerie kantonirte; auch dieses Dorf lag vor der Fronte des kaiserlichen Lagers. Die Gemeinen gingen, von ihrem Korporal begleitet, vor meinem Fenster in Prozession nach Wasser. Sie kochten die reifenden Weintrauben als Gemüse; sie und nicht minder die preußischen Soldaten schonten wenig die benachbarten Felder. In Frankreich verstattete man dem Soldaten nicht so viel Freiheit, als in der Pfalz. Manchem Armen ward sein Wintervorrath entrissen. Ein armer Mann in Horchheim, der 21 Kinder hatte, wovon er noch 15 ernähren mußte, schrie den Soldaten zu, die sein Kartoffelfeld plünderten: Ihr Herren, verschont mich! davon muß ich mit 15 Kindern

den

den Winter durch leben. Die Soldaten wurden gerührt und schonten sein Feld. So oft nun Jemand in ähnlicher Absicht kam, und das geschah nicht selten, weil der Flecken Land gerade der erste am Lager war, so schrie man ihm jene Worte zu, und sie hatten immer den gehofften Erfolg. Bald mußten wir dies Dorf den Oestreichern überlassen. Der Prinz begünstigte sie sehr, und machte die Preußen mißmüthig. Selbst im Parolbefehl hieß es, daß man den Oestreichern mit Achtung begegnen sollte. (Peter der Große gab einmal den Befehl, an den heiligen Geist zu glauben. . .) Doch entstanden wegen der Quartiere Neckereien, die das gute Vernehmen zwischen den Offizieren beider Mächte sehr störten. In Worms gab es manche Auftritte, wo der Preuße seinen erworbenen Ruhm und die Kaiserlichen ihren Vorzug als Kaiserlichen geltend machten, und oft ziemlich bitter in ihren Aeußerungen wurden. Zwischen beiden ist ein auffallender Unterschied. Der preußische Offizier, vorzüglich bei der Infanterie, ist militärisch geputzter als der kaiserliche, den die Bummel und die Quäsel, wie sie sich ausdrücken, sehr wenig vom Civilisten und von dem Gemeinen unterscheiden. Der Erstere hat einen großen Korporationsgeist, einen zarten Sinn für Ehre, gebildete Sitten; seine Manieren sind fein, die Sprache ist anständig und gebildet. Er weiß in der Konver-

sation, auch wenn er wenig Kenntnisse hat, sich anständig zu unterhalten. Der Letztere leidet eher einen ehrenrührigen Ausdruck, verzeihet eher einen Verstoß gegen die Etikette; seine Sitten sind ungebildet, seine Sprache ist provinzialistisch und sehr unverständlich. Die Kluft der Bildung zwischen beiden hat die politische Abneigung noch um vieles vermehrt und den Preußen eine hohe Zuversicht gegen sich eingeflößt. Sie glauben bei einem etwa entstehenden Kriege durch die That ihre Meinung zu rechtfertigen.

Was die Gemeinen betrifft, so sind sie eben so verschieden. Die Oestreicher sind stärker von Knochenbau, groß und größtentheils schwarzbraun. Ihre Rede ist, wenn sie ja deutsch sprechen, ein sehr unverständliches Gewäsch, welches alle Augenblick von einem halter unterbrochen wird. Sie sind roher, unwissender und wilder als die Preußen, und nehmen daher das Land und den Bewohner härter mit. Die Pfälzer, die beide Nationen im Kriege kennen gelernt haben, sehen die Preußen, die ihnen auch nichts schenkten, aber doch höflicher und unterhaltender waren, weit lieber. In Mosbach, wo sie Wasser holten, plünderten sie förmlich am hellen Tage, bis die Preußen sie daran hinderten. Zwar thaten dies im Lager die preußischen Soldaten wohl auch, aber mit mehr Feinheit. Ein Marketender kam nebst Frau ohne Erfahrung

zum ersten Mal ins Lager. Die Soldaten merkten dies und beredeten sich, jenen zu prellen. Sie spiegeln dem Mann vor, daß er Jedem, wohlhergebrachter Sitte zufolge, zutrinken müsse. Dies geschieht so oft, daß Beide total trunken werden. Jezt nun leeren jene das Brantweinfaß aus, zehren die vorhandenen Viktualien auf, und legen den Mann auf sein Weib in das Zelt, binden sie Beide zusammen, und lassen sie ausschlafen. Beim Erwachen merkten diese das Vorgegangene, und wurden klagbar; da aber beide Eheleute keinen als Thäter zu nennen wußten, so zogen sie bald leichter heim, als sie gekommen waren. — Unter dem servischen Freikorps von Giulay fand ich sehr artige und gebildete Offiziere, die, wie bei den preußischen Grenadiers, ausgesucht werden. Sie waren größtentheils reformirte Protestanten, und sprachen ziemlich gut deutsch. Ich erkundigte mich bei einem von diesen über die herrschende Stimmung des gemeinen Soldaten. Der Soldat ist, sagte er, mißvergnügt, daß er sechs Stunden weit avanciert und dann wieder zwölf Stunden retirirt. Nur eine günstige Affäre kann sie wieder mit Muth beseelen. Acht Jahre stehen sie, fern von ihrer Heimath, gegen den Feind. Selbst die so wachsamen und unternehmenden Kroaten schlafen jezt, und selten hört man von nächtlichen Ueberfällen, wodurch sie im siebenjährigen Kriege so furchtbar wa-

ren. Die Pluralität der wilden Völker vom slavischen Stamm ist zwar zum Kriege geneigter, als die gesitteten Deutschen, die mehr den Frieden lieben; aber auch diese taugen nicht lange als Krieger in Freundes Land, wo sie nicht etwas plündern und nach Gefallen umherstreifen dürfen. Die schöne Jahreszeit, sagten viele gemeine Burschen, verstreicht unthätig. Im Winter, wenn wir abgerissen und die Wege schlecht sind, werden wir wohl wieder, wie im vorigen Winter im Elsaß, beim Wachtfeuer hungern und frieren müssen. Es geht alles verkehrt. Zwar fallen kleine Scharmützel vor; das trifft aber nur die Husaren. Es hat den kleinen Vortheil gehabt, daß die kaiserliche und preußische Kavallerie mehr Zutrauen und eine innigere Kameradschaft angefangen haben.

Horchheim gehört dem Bischofe von Worms; hier wollten die preußischen Kürassiers ihren Gottesdienst halten; der katholische Pfarrer wollte es ohne Erlaubniß nicht thun, weil er fürchtete, dem Volke zu mißfallen; dieses hatte aber nichts dagegen. Viele Männer sagten, es habe ihnen, noch mehr aber ihren Weibern, in protestantischen Kirchen so wohlgefallen, daß sie nicht daraus fortzubringen wären. Die Erlaubniß von Worms war nur ein Vorwand zur Zögerung; denn da man erst auch noch nach Mainz berichten mußte, so konnte der Krieg sie unterdeß weiter führen, und die Bitte sich von selbst

heben. Ein Katholik eröffnete mir, daß man fürchtete, die Preußen würden die katholischen Kirchen zum Besten der Protestanten an sich behalten, wie es vor hundert Jahren die Katholiken, begünstigt von den Franzosen, mit den protestantischen Gotteshäusern gemacht hatten. Doch der Prinz Hohenlohe übergab das Dorf zum Kantoniren für die Oestreicher, und wir mußten weiter westwärts nach Heppenheim an der Wiese. Zwar lag dieses Dorf vor dem preußischen Lager, aber davor selbst lag das servische Freikorps von Giulay. Man hatte dies, um das Dorf vor einem Ueberfall zu schützen, hieher verlegt, denn vor wenig Tagen waren einige hundert Chasseurs durch die Vorpostenkette geschlichen, und hatten einige Pikets aufgehoben. Hier standen wir bis zum 16. Sept. Für mich war es eine sehr vergnügte Periode. Der Ort hat 200 Einwohner in einem von einem Bach bewässerten Thale, das sich von Grünstadt nach Worms hin dehnt; alle Viertelstunde ein Dorf, zwischen demselben artig gebauete Mühlen, in einem fortlaufenden Obstgarten. Die Abhänge sind mit Gesträuch wild bewachsen, die Hügel selbst Weinberge. Hier sah man die mit Kanonen besetzten Schanzen und mit Zeltern besäeten Läger nach Worms hin. Auf dem Felde arbeitete der Landmann wie im tiefsten Frieden. Die ehemaligen Wildnisse sind liebliche Paradiese. — Hier in Heppenheim lag ich in der

schön gebaueten Pfarrei, welche aber übel zugerichtet war. Der Pfarrer H. war jenseits des Rheins nach Ladenburg mit seiner Familie geflüchtet; nur eine Schwester war dort, welche die Wirthschaft führte. Ihr gebildeter Geist, ihre liebenswürdige Empfindsamkeit, ihre Bescheidenheit gaben ihrem Umgange einen sehr hohen Werth. Wie sie von mir sich trennte, sagte sie eben so edel als gutmüthig: Wenn Sie mit einem Weibe glücklich sind, und Kinder um sich spielen sehen, denken Sie an Heppenheim; da wird eine Freundinn, die nie diese Glückseligkeit genießen wird, sich freuen und in der Ferne Theil nehmen. Edle Luise, es ist wahr geworden. — Ach, daß es von den Ufern der Weichsel so weit bis in die schönen Rheingegenden ist!

Ein edler katholischer Pfarrer.

Da mir die Zeit hier Muße vergönnte, so besuchte ich Herrensheim. Dieser Ort besaß an seinem Pfarrer Sambuja einen eben so aufgeklärten Gelehrten, als wohlwollenden und sanften Mann. Mir mußte er in einem so mildern Lichte erscheinen, da ich sonst viel mit katholischen Doktoren, Professoren, Canonicis, Dechanten und Pfarrern umgegangen war. Er würde sicher in dem

erleuchteten Salzburg sein Glück gemacht haben. Anfänglich war er in Manheim, predigte mit großem Beifall, und sollte hier nach dem allgemeinen Wunsch, Vorsteher des Predigerseminariums werden; aber er war dem Pater Frank zu helldenkend, und es ward nichts daraus. Ich hörte ihn. Er sprach durch den Verstand, und doch in sinnlichen, dem Volke verständlichen, bildlichen Redensarten zum Herzen. Unter andern, daß die vielen Festtage, Messen und Wallfahrten nicht, wohl aber ein guter Lebenswandel, die Menschen Gott angenehm mache. Ich fragte ihn, wie er auf seine Gemeine gewirkt hätte? Noch sehr wenig, erwiederte er bescheiden; der große Haufe bleibt gern beim Alten. So schaffte ich vor acht Jahren die lateinischen Gesänge ab, und machte ihnen deutsche, verständliche und in eben dem Silbenmaße zu singen; als aber die Niederländer dem Kaiser Joseph ihren theologischen Schlendrian wieder abtrotzten, verlangten sie auch ihre lateinischen Gesänge wieder. Da der Kurfürst von Mainz jezt gegen Aufklärung ist, so wußte ich, daß ich nicht durchdringen würde; ich gab also ihren Bitten aus Klugheit nach, was ich ihnen mit Verlust meiner Autorität doch hätte nachgeben müssen. Nun singen sie wie vorher ihre lateinischen Gesänge. Da sie bei einigen Neuerungen verloren haben, so ist ihnen eine jede zuwider. — Dieses Mistrauen, verbun-

den mit dem hierarchischen Geist des Katholizismus, mag ihm wohl eben nicht erlauben, Reformen vorzunehmen. Selbst in der Dorfschule mußte fein alles beim Alten bleiben. Dieser Mann ist auch als Schriftsteller bekannt. Er schrieb zwei treffliche Apologien: eine auf den Cölibat, die andere auf den Kaiser Joseph. In Rücksicht der Darstellung konnte man ihn mit Engel (in seiner bekannten Lobrede auf Friedrich II.) vergleichen.

Eine Apologie des Cölibats, im letzten Decennio des achtzehnten Jahrhunderts, ist allerdings eine eben so neue als interessante Erscheinung, und doch hat er denselben sehr energisch vertheidigt, als ein genievoller Mann, dem Bilder und Sprache zu Gebote stehn. Die Schrift, die Tradition, die Kirchenväter welche dem Cölibat günstig sind, hat er trefflich zur Ueberzeugung für Katholiken gewählt. Für Protestanten, welche das für jene Zeiten Passende von dem, was auch jezt noch thunlich ist, wohl unterscheiden, ist hier nichts zu gewinnen, wenn sie auch die blendende Beredsamkeit zu bewundern genöthigt wären. Mehr als Autorität gilt bei ihnen Vernunft. Diese kennt zwei Wege, entweder die Sittlichkeit oder Unsittlichkeit einer Handlung, oder die guten und schlimmen Folgen, welche muthmaßlich aus gewissen Akten des Willens entspringen. Der erstere ist kurz, und führt, ohne viel rednerische Umgebungen, bald zum Ziel.

Ob eine Handlung sittlich oder unsittlich sey, ist bald entschieden; aber welche gute und üble Folgen daraus entspringen mögten, ist schon schwieriger zu bestimmen. Hier ist das reichhaltige Feld, worauf der Apologist und der Redner Stoff zu ihren Darstellungen sammeln können. Stellt man, vermittelst des Kontrastes, erst die üblen Folgen der Priesterehen, wie hier geschehen, mit dem trefflichen Nutzen der Ehelosigkeit eines Geistlichen zusammen, und läßt man weg, was hier den guten Eindruck stören mögte, wenn es auch wahr wäre, und etwa hieher gehören mögte: so kann man sich wohl leicht einbilden, welchen Effekt die Apologie machen muß. Er schildert einen armen Landpfarrer, der viele und schlecht gezogene Kinder hat, die der Gemeine ein Aergerniß geben, eine Gattinn, die für ihn nicht paßt, Nahrungssorgen, die ihn niederschlagen, von der Seelsorge abhalten und um allen Kredit bei der Gemeine bringen. Dagegen stellt er einen ehelosen Pfarrer auf, der ehrwürdig seinen Zuhörern wird, weil er die Lüste und Begierden bezwingt, der nur allein für die Seelsorge lebt, als ein echter Hirt die Gemeine an seinem Herzen trägt, und in stiller Einsamkeit geistlichen Betrachtungen sein Leben weihen kann. Indem er beredt dies ausführt, reißt er die Leser mit fort.

Es würde aber auch, nach meiner Meinung,

sich eine eben so treffliche Apologie für das Gegentheil liefern lassen. Man könnte aus der Geschichte die üblen Folgen des Cölibats beweisen, von der Bestimmung des Menschen, von der größern Nutzbarkeit der verehelichten Geistlichen sprechen; den Heldenmuth eines armen und geplagten Landpfarrers mit glänzenden Farben mahlen, womit er sein Hauskreuz geduldig und gefaßt trägt, als Vater und Gatte mit gutem Beispiel vorangehen, und der Gemeine sehr nützlich werden kann; alles dieses sagte ich ihm damals. Er entgegnete mir: so sehr er in manchen Stücken mit mir einig wäre, so hätte man 1781, als er diese Apologie schrieb, zu unartige Ausfälle auf die ehelose Geistlichkeit gemacht, daß er doch auch die besseren Seiten zu zeigen nicht hätte unterlassen können.

In der Lobrede auf den Kaiser Joseph stellt er das Ideal eines großen Mannes auf, hebt die besten Züge aus Josephs Leben, und verfertigt daraus ein kunstvolles Gemälde, das nur nicht ganz der Geschichte gemäß ist. Die edlen Gedanken, die reine Religiosität, die herzliche Theilnahme, womit er über die sittliche Erziehung der Völker spricht, gereichen ihm sehr zur Ehre. Der zwecklose Prunk des Gottesdienstes, das Mönchsthum, der Aberglaube, alles dieses ist mit originellen Zügen gezeichnet.

Dritte und letzte Bataille bei Kaiserslautern.

Kaiserslautern wird ein in militärischer Hinsicht sehr merkwürdiger Ort bleiben. Im Herbst 1793 war hier eine dreitägige Schlacht, die der Herzog von Braunschweig gewann. Im Mai 1794 jagte hier der Feldmarschall von Möllendorf die Franzosen fort, und nahm ihnen viele Gefangene und Kanonen ab. Noch in diesem Jahre, im September, erlitten sie wieder einen sehr starken Verlust durch den Erbprinzen von Hohenlohe, und diese glänzende Affäre wird deshalb unvergeßlich bleiben, weil sie den Franzosen 4000 Gefangene kostete, die letzte war, und die Deutschen, so vortheilhaft sie auch für sie ausfiel, dessenungeachtet gezwungen wurden, sich hinter den Rhein zurückzuziehen.

Schon seit Anfang des Septembers sprach man allgemein von einem nochmaligen Vorrücken gegen die französische Gränze, um die Entsetzung von Trier zu decken. Mehrere tausend Oestreicher kamen bei Worms über den Rhein; die preußische Armee ward auf eine längere Zeit, als gewöhnlich, verpflegt; indeß ward diese Expedition sehr bezweifelt, weil Jeder die Zeit, wenn sie vor sich gehen sollte, bestimmt anzugeben wußte; allein am

16ten September setzten sich die Preußen und Oestreicher, unter dem Kommando des Prinzen Hohenlohe, wirklich in Bewegung, und rückten gegen Lautern vor. Die französischen Vorposten wurden zurückgetrieben, und die deutsche Avantgarde stand anderthalb Stunden von Lautern, das Lager selbst stand auf dem Heuberge, drei Stunden von jenem Orte; die Kavallerie kantonirte in den umliegenden Dörfern.

Der Heuberg ist ein langer Bergrücken, der sich in der Nachbarschaft des bekannten Donnerberges allmählig emporhebt, und endlich, eine Stunde weit, bei Sembach sich herabsenkt. Am Fuß des Berges fließt ein starker Bach, der Mühlen treibt. Man sieht von hieraus, bis nach dem Neustädter Thale, die Gegend von Lautern und Landstuhl; die Ebene am Rhein aber wird durch die fernen Berge versteckt.

Dieser Berg ist merkwürdig, weil 3000 Einwohner der dem Kaiser gehörigen Grafschaft Falkenstein, sich hier gegen die Franken zusammen rottirten. Der Kaiser Joseph hatte sie von den Bedrückungen der Beamten erlöset; sein Andenken war gesegnet, die Anhänglichkeit an seinen Nachfolger so groß, daß die glänzenden Versprechungen der Franken, wodurch so viele Deutsche sich berücken ließen, und selbst der allgemeine Abfall der Nachbarschaft von ihren alten Herren, sie

nicht zur Untreue gegen den Kaiser bewegen konnten. Zur Verwunderung ihrer Feinde stellten sie sich auf auf diesem Berge; man schonte sie, indem man sie bloß entwaffnete, und eine förmliche Kapitulation von einer Deputation annahm. Der Schultheis von Winweiler bekam deshalb eine goldene Kette vom Kaiser. — Zeigt ihr Großen dem Unterthan nur guten Willen, er wird euch lieben! Helft nur in der That kleinen Bedürfnissen ab, und seyd gerecht: sie werden euch wie treue Diener bewachen; lächelt eure Unterthanen wohlwollend an, und man spricht ein ganzes Menschenalter davon.

Am 20sten September, hieß es, wolle der Prinz von Hohenlohe eine Rekognoszirung vornehmen. In dieser Absicht marschirte das sämtliche Truppenkorps vor den Waldungen auf, die Kaiserslautern von dem freien Felde bei den Dörfern Alzeborn, Enkebach, Mehlingen, Waalborn, bis Moorlautern hin, trennen. Von fünf Uhr Morgens bis acht Uhr hörte ich keinen Schuß. Um zu wissen, was vorginge, stieg ich auf den Heuberg. Hier waren, bis auf die beiden Infanterie-Regimenter von Köthen und Tadden, alle Truppen wegmarschirt. Da ich nach Enkebach hin einzelne Kanonenschüsse hörte, so eilte ich dorthin, trotz den öftern Regengüssen, die der Westwind herbeiwehte. Ich begab mich bei Mehlingen auf eine Anhöhe,

von wo aus ich sämtliche deutsche Truppen übersehen konnte.

Von hier bis Kaiserslautern ist eine recht gute Stunde. Zu dieser Stadt führen vier Wege: 1) Die Chaussee von Frankenstein über Hochspeier; 2) die Straße über die Eselsfürth, die über einen schmalen Damm zwischen einem See durchläuft; 3) der Weg über Baalborn; 4) über Moorlautern. Die beiden letzten Zugänge sind mit tiefen Defileen, hohen Bergen, wild verwachsenen Gründen umgeben, die die Franken mit sehr starken Verhauen verschlossen hatten; wenn man diese passirt ist, so muß man erst über einen mit Morast eingefaßten Sumpffluß gehen; dann kommen jähe, mit Laub und Nadelholz bewachsene Anhöhen; von hier aus gelangt man endlich auf schmalen Wegen und Fußsteigen nach Lautern, das jenseits der bebüschten Gebirge am sanft hinabsinkenden Abhange des Berges, etwa tausend Schritt weit, an der Lauter liegt.

Auf diese Seite, wo es unmöglich war, vorzudringen, hatten die französischen Schützen sich hingepflanzt; die 15000 Franken waren hier vor der Uebermacht der Deutschen, die etwa 35000 Mann stark seyn mogten, gesichert. Nur von Frankenstein her, wo es zwar ebenfalls Wälder und Defileen giebt, konnte mit Glück angegriffen werden. Dies Letztere geschah auch, und durch den

hier mit großer Schnelligkeit begonnenen Angriff wurde der rechte Flügel der Franken tournirt und zurückgedrängt.

Bei der Eselsfürth und der Waldung, die davor ist, standen die Tirailleurs. Sie machten auf die Jäger und Füsiliers ein starkes Heckenfeuer, so daß diese gar nicht vordringen konnten. Mit Kartätschen schoß man zwar in den Wald hinein, wenn die Tirailleurs sich herauswagten, oder am Saum des Waldes sich sehen ließen, aber ohne Erfolg, weil die dicken Eichen die Kugeln nicht durchließen.

Bei der Chaussee von Hochspeier sah man aber eine andere Scene, welche die Retirade der Franken ankündigte. Anfänglich dampften und blitzten die französischen Gewehre am Rande des Waldes; nach einigen Minuten war das Schauspiel vorbei. In der Mitte des Waldes zeigte sich ein offener Platz, den ich von der Anhöhe gut sehen konnte; schwarmweise liefen die fränkischen Schützen hier zurück; kaum waren sie vom Gebüsch bedeckt, so folgten deutsche Husaren und reitende Artillerie nach, und brachten die Franken, die aus dem Busch ein schreckliches Feuer machten, zum Schweigen. Da die Feinde von allen Seiten wichen, so beschloß der Erbprinz, bis Lautern vorzudringen. Er schickte deshalb an die Truppen, die an den Wegen standen, welche über Eselsfürth, Waalhorn und Moorlautern nach jener Stadt führen, den

Befehl, vorzurücken, weil sie überflügelt, und wahrscheinlich schon im Rückzuge begriffen wären.

Es war Zeit, daß dieser Befehl kam, denn die in den Wald eingerückten Jäger und Füsiliers wurden mit Gewalt zurückgetrieben, und retirirten im vollen Rennen. Kaum waren sie bis an die Eselsfürth gekommen, so wurden sie mit einem tüchtigen Kartätschenfeuer von einer auf der Anhöhe etablirten Batterie begrüßt. Da die Berge ihnen die Stärke der Mannschaft versteckten, und es unbestimmt war, ob hier nicht Kavallerie sie angreifen könnte, so retiriten sie. Hier kam ich als Zuschauer sehr ins Gedränge; vorn die retirenden Füsiliers, und bei den aufgeräumten Defileen war der Weg mit den vorrückenden Husaren und Chevauxlegers verstopft; diese defilirten bei mir vorbei, formirten sich sechs Eskadron stark in einer kleinen Ebene. Ich stand mit der Besorgniß da, daß sie schrecklich würden zusammengeschossen werden; aber alle meine Besorgnisse waren vergebens: der feste Paß war verlassen, die Kanonen weg, die Hütten standen leer.

Wenn man von Hochspeier her auf der Chaussee zum Walde herauskommt, so liegt Lautern an der sich in die Ebene allmählig hinabsenkenden Fläche, am Flüßchen Lauter. Die Feldmark, welche sich um die Stadt ringsherum hindehnt, mag etwa eine Stunde im Umfang haben. Je weiter

von

von der Stadt, je mehr erhebt sich das Land. Da wo der Wald anfängt, standen die von der Eselsfürth retirirten Franken aufmarschirt, bis Lautern hin. Kavallerie war hier kaum hundert Mann. Die drei Bataillons von der Eselsfürth, als sie sahen, daß zahlreiche Kavallerie aus dem Walde hervorbrach, suchten ein Quarré zu bilden. Ich sah dies ungefähr 1000 Schritte weit von meinem Standort. Die Husaren schwärmten herum, und suchten anzugreifen, wurden aber zurückgewiesen. Nun ließ der General von Stranz zur Attaque für das Dragonerregiment von Katte, das er kommandirte, blasen. Gleich einem Sturm rauschte das Regiment heran, die Kugeln klirrten durch die geschwungenen Säbel, tausende von Flintenschüssen empfingen sie, als die Reiter nur noch etwa dreißig Schritt entfernt waren. Aber die Schwadronen vertheilten sich nach allen Seiten mit Ungestüm, und in einigen Minuten war der feuerspeiende Haufe zertreten; wo die Reihen und Glieder gestanden, lagen haufenweise zu Boden geworfene Menschen. Keiner entwischte; was sich nicht gefangen gab, ward niedergehauen. Wüthend schossen viele Franken noch, unter dem Huf der Pferde liegend. Die Fahnen, 2 Kanonen, 3 Pulverwagen, 2 Trommeln, nebst vielen Uhren, bares Geld und etwa 10,000 Livres in Assignaten wurden erbeutet. (Diese wurden von vielen Spekulanten um ein

Geringes eingewechselt, das auch verloren ging, da die Assignate außer Cours kamen). 200 lagen auf dem Schlachtfelde, 700 wurden gefangen. Mitten im Quarré stand neben den Kanonen ruhig der Generaladjutant Fordis (dessen Name in dem Schweizerkriege nachher bekannter wurde); ein schöner, brünetter, schlang gewachsener Mann, so ruhig und gelassen, als wenn er mitten in diesem Gemetzel, über den Anblick der bebuschten Anhöhen, in eine stille Schwärmerei versunken wäre. Er überreichte seinen Degen. Dem Offizier, der ihn fragte, warum er hier vergebens zu fechten gesucht hätte? gab er lakonisch zur Antwort: Nous sommes des guerriers aussi que vous, et c'est notre devoir de nous combattre. (Wir sind auch Soldaten und müssen fechten.) Aber warum für eine Konstitution, die keine Autorität hat? Il ne suffit pas seulement faire une Constitution, mais la fermer. (Es ist keine Kunst, eine Konstitution zu machen, aber ihr Kraft zu verschaffen.)

Welche Scene! So schwer blessirt viele Republikaner waren, so wollten sie doch keinen Pardon, sondern ließen sich lieber niederhauen. Einer, dem der Schädel gespalten war, raffte ein Gewehr auf, die haufenweise da lagen, lief wüthend nach Kaiserslautern hin, schrie aus Leibeskräften: Vive la nation! Er ward niedergehauen. Andere schrien: Vive le roi de Prusse! zum Zeichen, daß sie Par-

von verlangten. Menschlichkeit schien gleichsam das Losungswort zu seyn. Während noch die Mordlust wüthete bei den Husaren und pfälzischen Reitern (die nach einer eigenen Namensverdrehung von den Gemeinen häufig Wollenschläger genannt wurden) so ließ der General von Stranz Appell blasen. Die Offiziere nahmen viele in ihren Schutz, parirten die Hiebe ab, und entrissen sie so der Raubgier und Mordsucht der Soldaten. Eben so wetteiferten viele Gemeine und Unteroffiziere, Proben der Menschlichkeit an den Tag zu legen. Die blessirten Deutschen hatten bald Hülfe, aber der arme Franke lag, aus Mangel an Unterstützung, schwimmend in seinem Blute da. Am unmenschlichsten waren die von den angeschafften Wagen herbeigelaufenen Bauern. Sie plünderten die Taschen und suchten die Tornister durch, zogen die schwer Blessirten beinahe ganz aus, und ließen sich nicht stören, wenn auch das Blut noch warm über sie hinsprützte.

Schon fingen die Stürme an zu brausen, und reichlich beladene Wolken begossen das Schlachtfeld, als ich noch unter einem Baume stand, und mich den Empfindungen überließ, die mich durchströmten. Meine Imagination hielt mir das harte Loos der Menschen vor, die jezt da lagen, halb todt, halb ausgezogen, in ihrem Blute schwimmend und vor Kälte starrend. Womit, dachte ich,

mögen sich jene Unglücklichen trösten, die noch etwa Besonnenheit haben, über ihren traurigen Zustand nachzudenken? Wenn Zwang sie nöthigte, fern von ihrer Heimath, bloß aus Gehorsam gegen ihren Regenten, hier zu fechten: wie muß ihnen seyn, wenn diese Vorstellung sie ergreift, und den Schmerz vielleicht noch vermehrt? Wird den Franken wohl die Schwärmerei, den Tod für das Vaterland zu sterben, mit Wohlgefallen jezt noch erfüllen, die Schmerzen ihm lindern und die Todesfurcht verscheuchen? Dort stehen die Deutschen, sie haben ihre Schuldigkeit als Soldaten ehrenvoll gethan, sie jauchzen als Sieger; was wird aber einst der Weise sagen, der in Betrachtung versunken über die Todtenhügel hinschreitet? Rund um ihn her lachen grüne Berge und fruchtbare Thäler; er sieht dort eine friedliche Stadt, Kunstwege, worauf der Mensch seinen Geschäfften nachgeht, und hier auf dem gepflügten Acker, wo die Saat zur künftigrn Ernte hervorkeimt, liegen Menschen haufenweise zur Düngung da! — Dreimal fochten hier die Franken, und dreimal verloren sie durch preußische Tapferkeit. —

Der anhaltende Regenguß zwang mich, das Trockene zu suchen; ich ging deshalb nach Lautern zurück. Fortgesetzt strömten deutsche Truppen durch die Stadt, die Franken zu verfolgen; ich ging in das zerstörte Schloß, und wärmte mich

an dem Feuer, welches die aufgeschlagene französische Bäckerei gewährte. Unterdeß ward der Himmel wieder heiter; ich begab mich auf die Ebene hinter Lautern. Etwa tausend Schritte von hier fängt von allen Seiten die Haide an, durch welche über Berg und Thal, die Wege nach Trippstadt, Pirmasenz und Landstuhl gehen; hier hörte ich häufig Kanonenschüsse; fortgesetzt brachte man starke Transporte von Gefangenen. Da das nasse Wetter dem Abfeuern der Flinten nicht günstig war, so jagten die Husaren sie leicht in den Wäldern zusammen. Die Hütten, worin die Franken gewohnt hatten, wurden erst begierig durchsucht und dann in Brand gesteckt; man rechnet über 3000 Gefangene, die eingebracht wurden.

Ich durchzog die Hauptstraßen in Lautern durch alle ihren Krümmungen; die Fenster strotzten von Menschenköpfen; die Straßen wimmelten von deutschen Soldaten und französischen Gefangenen; letztern, vorzüglich den Blessirten, reichten die mitleidigen Bürgerinnen einen Labetrunk; endlich stopfte sich die Straße ganz; mit Mühe nur wand ich mich durch das Gewühl von Menschen, und kam an das Haus, worin der Erbprinz von Hohenlohe mit seinen sämtlichen Generalen versammelt war. Von einem Volksschwarm umringt, stand ein Trupp Katteſcher Dragoner mit einer Patriotenfahne, an der das hochrothe Mützchen prangte, mit den er-

beuteten Kanonen, Trommeln und Gefangenen. Der Dragoner hielt sich seines Triumphs bewußt, die Fahne mit zufriedener Miene in seiner Hand, sah lächelnd auf die zuströmende Menge, die ihn begaffte, und ließ sich den Weihrauch duften, den man ihm streute. Die übrigen Reiter saßen mit blanken Degen, wie Spanier, da, und erzählten die That dem neugierigen Bürger.

Fast alle Gefangene waren schwer am Kopf verwundet; die meisten hatten das Haupt mit einem Tuch umwunden; die Kirchen, gegen die sich ihre Wuth am meisten ausgelassen hatte, mußten ihnen zu Zufluchtsörtern gegen Wind und Wetter dienen.

Ich begleitete einen Schwarm von Gefangenen; sie gingen Hand in Hand; trotz der Blessuren kam bald eine gute Laune unter sie; sie scherzten und fingen an zu singen. Ich sagte zu dem einen, der mir vorzüglich gut gelaunt schien: Citoyens, vous avancez bien aujourd'hui. (Bürger, ihr rückt heute gut vorwärts.) Prompt antwortete er und lächelnd: Je vous comprend; aussi bien que vos Camerades a Weissenbourg, que j'ai transporté à Nancy. (Ich verstehe; ja, auf die Manier, wie Ihre Kameraden die ich nach Nancy transportirte.) Ich sprach viel mit ihnen. Sie meinten, wider alle Erwartung wären sie überrumpelt worden; denn gegen eine solche Uebermacht, vorzüglich von Preußen, hätten sie sich nicht zu halten getraut; indeß sey das im Kriege nicht

anders. Sie gratulirten sich, daß sie in die Hände der Preußen gerathen waren; die wären, trotz dem Kriege, doch ihre Freunde und künftige Bundesgenossen; es wäre zwar une serieuse affaire mais inutile; (Die Affaire wäre ernsthaft aber unnütz gewesen) denn die Preußen müßten doch bald über den Rhein zurückgehen, da Koburg vielleicht jezt schon jenseits wäre. Wird Friede? fragte ich. O ja; Coblence, Mayence et la paix. So sehr ich auch meine Zweifel darlegte, daß der Rhein die künftige Gränze von Frankreich seyn sollte, so versicherte er: C'est une fatalité necessaire. (So will es das nothwendige Verhängniß.) Viele starben noch die Nacht, ob man gleich die schwer Verwundeten in Lautern gelassen hatte.

Den folgenden Tag besetzten die Regimenter Romberg und Schladen das Schlachtfeld, und die andern gingen wieder rückwärts. Man sah viel Blut vergießen, und keine großen Folgen, weder für Deutsche noch für Franken. Indeß wollte ich nicht zweifeln, daß nur zu wichtigen Zwecken so viel Menschenblut vergossen, und so viel Kräfte verschwendet werden könnten. *)

*) Bei dieser Affäre hatte man Hunderttausende — in Assignaten — erbeutet; Spekulateurs, welche an den eingebildeten Werth derselben glaubten, löseten mit einem Louisd'or 1000 Livres; aber sie verloren ihr Geld. Ich kaufte keine Papiere, wiewohl ich manchem Soldaten Geld verschaffte.

Abermaliger und letzter Rückzug nach Mainz.

Es war Jedem unbegreiflich, wie die Deutschen, nach so viel erlangten Vortheilen, anstatt weiter vorwärts zu rücken, sobald und so eiligst wieder zurück in das Lager bei Worms zogen. Mein Wirth empfing mich mit der Anfrage: warum schon wieder retiriren? Bis jezt wartet er auf eine befriedigende Antwort. Aber die Niederlande waren verloren, die Franken standen an der holländischen Gränze. Am Niederrhein waren die Kaiserlichen schon den Fluß passirt, bei Trier mußten sie ebenfalls unverrichteter Sache abziehen; Möllendorf, Rüchel, Kalkreuth standen schon bei Kreuznach; die Kaiserlichen, welche diesseits zur Deckung der Expedition bei Kaiserslautern gekommen waren, gingen wieder zurück; alles stand wie vorher; die Franken hielten sich ruhig. Der General Michaut sagte in einer Proklamation: die Zeit sey gekommen, wo die Deutschen das diesseitige (nach Frankreich hinliegende) Rheinufer räumen müßten; schwerlich würden sie noch einmal herüber kommen, und es verhindern, daß dieser Theil von Deutschland, der fränkischen Republik einverleibt würde; sie sollten sich wie französische Bürger ansehen, und Munizipalitäten bilden; die herrschaftlichen und Priesterzehenten, wie auch

die Güter der Emigrirten, fielen der Nation anheim; Niemand solle etwas, bei Todesstrafe, davon verbergen; ein Drittheil der Ernte müßten sie gegen einen bestimmten Preis an die Kommissarien für die Armee abliefern. Indeß zögerten noch die Preußen jenseits des Rheins bis den 13ten Oktober, da sie von Worms drei Stunden rückwärts bis Osthofen zogen. Die Franken, welche ansehnliche Verstärkungen erhalten hatten, folgten auf dem Fuße nach; täglich hörte man Füsilladen und Kanonaden; die leichten Truppen, Husaren, Jäger und Füsiliers standen immer unter dem Gewehr.

In Westhofen standen wir vom 13ten bis 18ten Oktober; dieser Ort zählt an 250 Hausväter, die in sehr nett gebaueten massiven Häusern wohnen, und fast alle begütert sind. Mein Wirth ließ seinen Kindern eine gute Erziehung geben; die Mädchen lernten das Klavier spielen, und waren sehr modern gekleidet. Da sie von den fürstlichen Beamten sehr niedrig behandelt wurden, so war ihr einziger Wunsch, daß die Franken bald kommen, und sie der großen Republik einverleiben mögten; dann hofften sie als Bürger behandelt zu werden. Sie zeigten mir verborgene republikanische Proklamationen und Bücher. Da die Geistlichkeit auf den Dezem angewiesen, und obendrein in Frankreich außer Mode war, so wurde sie wenig geschätzt.

Das Lager stand hinter diesem Ort; der Wind wehete kalt, und fortgesetzter Regen beschüttete die Erde. In dieser traurigen Herbstwitterung mußte der Soldat in seinem Zelt ohne Holz und Stroh bleiben, ob sie gleich auf dem Marsche dahin schon durchnäßt worden waren. Im Hauptquartier zu Monsheim kam ich eben an, als einem gefangenen französischen Offizier der Rock in der Stube genommen ward, während er draußen vor der Thür stand. C'est une honte pour nous, sagte der Prinz Langenburg, und nach strenger Visitation ward er herbeigeschafft, worauf der Gefangene mit tausend artigen Komplimenten sich bedankte. Er hätte, sagte er, die blücherschen Husaren für Pariser gehalten, und geglaubt, daß die Deutschen schon in Mainz wären. Da der Brigademajor ihm die Liste der gefangenen Offiziere zeigte, und er viele seiner Bekannten fand, so gingen ihm die Augen über. Er sprach mit einem Feldprediger, der ihn fragte, woher es komme, daß die Priester so wenig Achtung bei ihnen hätten; parceque, sagte der artige Franke, ils ne sont pas Prètres de la sainte raison comme ceux des Prussiens. (Weil sie nicht, wie bei den Preußen, Priester der heiligen Vernunft sind.)

Den 19ten Oktober gingen wir bis Haßloch eine Stunde zurück; die langsame Retirade machte den leichten Truppen in der Arriergarde den

schwersten Dienst von der Welt, aber sie war nothwendig, um die Magazine, die am Rheinufer standen, wegbringen zu können.

Den 21sten rückten wir schnell fünf Stunden bis Graubischoffheim zurück. Dieser Ort lag nur zwei Stunden von Mainz. Man sagte, eine Bataille auf den Oppenheimer Höhen sollte entscheiden, ob die Preußen im Winter wieder am jenseitigen Rheinufer kantoniren sollten; aber kaum hatten wir uns drei Stunden lang in diesem Orte umgesehen, wo die Mainzer viele Sommersitze haben, so kam eben, als ich mit Sehnsucht über die breite Wasserfurche des Rheinstroms hinüberblickte, der Befehl, auf das jenseitige Ufer zu ziehen. Die Freude war sehr groß, als man die Schiffbrücke bei Oppenheim von Nierensteins Anhöhen erblickte, die auf ihren Rücken uns aus dem Kriegsgetümmel in friedliche Hütten tragen sollte. Da ist sie, riefen sie; nun gehts nach Hause! und rascher trieb der Packknecht sein Pferd, der Dragoner ließ den Gaul seine Freude empfinden, indem er mit dem Sporn ihm eine künstliche Wendung abnöthigte. Alles eilte, hin zu kommen; aber drei schwere Batterien, welche vor uns waren, zögerten die Zeit. Die Ungeduld war auf allen Gesichtern lesbar.

Uebergang der preußischen Armee über den Rhein.

Nun gehts! riefen Alle freudig, als am 20sten Oktober 1794, Nachmittags, endlich die schwere Artillerie über die Schiffbrücke hinüber war, und das Gepäck, welches schon über eine Stunde mit Sehnsucht gewartet hatte, sich zum Marsch über die Pontons bereit machte. Jeder Wagen und jedes Pferd folgten dicht hintereinander, um ja nicht etwa ausgedrängt zu werden, und auch nur eine Minute länger auf dem verwünschten Boden des Krieges jenseits des Flusses bleiben zu dürfen. Der Weg bis zur Brücke hin war grundlos, und doch schienen Menschen und Pferde neue Kraft erhalten zu haben, um schnell auf die schöne Brücke zu kommen, die in das Land des Friedens nach der sehnlich gewünschten Heimath trug. Die stark befahrene Straße wurde fortgesetzt ausgebessert. Hin und wieder hatte das schwere Geschütz die Bretter zersplittert und die Pontons auseinander getrieben. Als ich hinüber war, stellte ich mich mit meinem Gaul neben die Brücke, betrachtete das Rollen der schwer beladenen Wagen, das fortgesetzte Zittern der Brücke, sah die frölichen Gesichter, hörte in allen möglichen deutschen Dialekten das öftere Ru-

fen, mit der Bemerkung: Nun sind wir über den Rhein! Gleichsam als wenn Jeder dem sichtbaren Tode entronnen wäre. Wer verdenkt wohl diese Freude den armen Menschen, die nach einem unglücklichen Feldzuge hier ein ruhiges Winterquartier zu erhalten hofften. So gut war es ihnen in den drei mitgemachten Feldzügen noch nicht geworden. In der Champagne litten sie durch fortgesetztes Regenwetter und schlimme von Grund aus verdorbene Wege. Ein Winterfeldzug bei Frankfurt am Main und Mainz raubte ihnen die Zeit zur Erholung. Früh eröffnete sich die Kampagne, und bis im spätesten Herbst 1794 mußten sie am vogesischen Gebirge in Zelten ausdauren. Beim Rückzuge aus dem Elsaß mußten sie drei Wochen hindurch mitten im Winter Frost und Hunger unter freiem Himmel ertragen; nur eine gelinde Witterung schützte sie vor dem Erfrieren. Im Februar kamen sie zwar in Kantonirungen, aber einem sehr unruhigen und beherzten Feinde gegenüber. Sie lagen zu zahlreich in den Quartieren, als daß sie hätten nach so vielen Strapazen die gehörige Ruhe und Pflege haben können. Kaum wurde die Witterung lau und die aufgethaute Erde locker, so mußten sie wieder hin an die französische Gränze, und die heftigste Sommerhitze in den Zelten erleiden. Trotz der häufigen Rückmärsche sahen sie nur einen Krieg ohne Ende. Ungern

machten sie Halt gegen einen Feind, dem sie nicht abgeneigt waren. Man sieht einem neuen Winterfeldzuge entgegen, — und unerwartet trägt die schöne Schiffbrücke alle Preußen und ihre Kümmernisse über den Rhein. Selbst der General Wolfrath, der die braunen Husaren und leichten Truppen kommandirte, sagte beim Uebergang: Es ist gut, daß ich auch einmal zur Ruhe komme, denn meine Kräfte reichen nicht hin, noch länger als drei Jahr hindurch gewissermaßen die Feldwache zu haben.

Ich sah noch einmal nach den jenseitigen Rheinlanden hin. Die Sonne ging eben unter, die Oppenheimer Höhen verdunkelten den Rheinstrom, die Nebel stiegen empor, das Rasseln der Wagen, das verworrene Geschrei ertönte in der Luft. Die Hügelspitzen waren von Sonnenstrahlen besäumt, die zertrümmerten Mauern und Thürme standen erleuchtet da, die Pontons löseten sich auf und schwammen nach einander den Rhein hinunter. Da standen vor mir alle traurige und fröliche Auftritte. Zurückkehren willst du nicht, sagte ich bei mir selbst, aber zurückdenken. Ich pries die Einwohner glücklich, daß nicht mehr Freund und Feind sich ablöseten, sondern nur eine Partei sie aussog. Oft hatten mir die Pfälzer die Plänkereien und Tiranneien der Deutschen, die sie als Freunde beschützen sollten, erzählt. Sie setzten auch wohl hinzu: die Franken sind uns als Feinde

lieber, wie die Deutschen als Freunde, denn da wissen wir, daß es nothwendig ist, sich alles gefallen zu lassen. Sie glaubten insgesamt, daß die Franken doch endlich alles Land bis an den Rhein hin behaupten und der Republik einverleiben würden. Deshalb wünschten Viele ironisch den Deutschen einen glücklichen Uebergang über den Rhein. Als Republikaner dachten sie sich frei vom Druck der Beamten und von lästigen Abgaben. Durch diesen Gedanken getröstet, gaben sie das Ihrige am liebsten den Franken. Was müssen diese Länder in jeder Rücksicht für eine schlechte Regierung gehabt haben! Periodisch waren sie in vorigen Zeiten alle halbe Jahrhundert hart von den Uebeln des Krieges mitgenommen worden, und doch waren durch die Güte ihrer Ländereien, trotz den vielen Verheerungen im Kriege und Bedrückungen im Frieden, so viel Spuren von Wohlstand sichtbar.

Aber wird nicht hier auch der Krieg nach Deutschland uns nachfolgen? fragte ich einen sehr kenntnißreichen Mann, den Hauptmann von P., der eben geritten kam. Aller Wahrscheinlichkeit nach, entgegnete er, und den Geist der Unruhe anfachen, den nur die Plünderungen der Franzosen werden dämpfen können. Aber sehen Sie doch, sagte ich, den breiten Strom und die aufgefahrnen Batterien. Hier, entgegnete er, ging Gustav Adolph im dreißigjährigen Kriege, im Angesicht

von 10000 Spaniern über den Fluß. Unter dem Schutz jener Anhöhen kann es den Franken gar nicht schwer fallen, wenn auch die größten Erdwälle unser Geschütz decken.

Die Nacht graute, an den Landstraßen brannten zahlreiche Wachtfeuer, und in den schlimmen Wegen steckten Menschen und Thiere. Die Tour war zu groß und zu fatigirend. Die Kolonnen von Reitern und Fußvölkern zogen in ihre Kantonirungen in dem Gebiet des Landgrafen von Hessendarmstadt.

Die

Die deutschen Heere am diesseitigen Rheinufer am Ende des Jahres 1794.

Wer hätte wohl den zuversichtlichen und von Selbstvertrauen muthvollen Deutschen, zum Anfang des Krieges und auch noch im Jahre 1793, sagen dürfen, daß sie am Ende des Jahres 1794 eine solche breite Wasserfurche, als der Rheinstrom ist, nöthig haben würden, um in ihren fortgesetzten Rückzügen mit Ehren gegen die Franzosen Halt machen zu können; aber hier wußte man sich trefflich aus der Schlinge zu ziehen. Zum Theil sagte man mit Recht, daß die größten alliirten Armeen gegen ein, nur von einem Staat abhängendes Heer, wie im siebenjährigen Kriege (wo Uneinigkeit dem großen Friedrich aus mancher Verlegenheit halfen), den Kürzern ziehen; aber die meiste Schuld warf man auf die Emigrirten, vorzüglich auf die französischen Prinzen; diese hätten die Fürsten getäuscht, indem sie alles so leicht vorgestellt hätten, daß selbst der gemeinste Soldat glaubte, er ginge nur nach Frankreich, um Wein zu trinken, Beute zu machen, und im Triumph in Paris einzuziehen; denn der künstlich verbreiteten Sage nach war der große Haufe königlich gesinnt, voll Ergebenheit gegen die Prinzen, bereit, die Festungen

zu öffnen, und die Deutschen zum Triumph nach Paris zu begleiten. Aber kannten die Deutschen nicht die feine Politik, die alles leicht macht, um sie leicht zu bewegen? Allein es wären doch wohl nicht alle Vorspiegelungen umsonst gewesen, wenn nicht viele geheime Triebfedern (die auch in der Folge sichtbar wurden) z. B. Stolz, Eigennutz, Zertheilung der Länder, Zerstörung der französischen Industrie und des Seehandels, sehr kräftig mitgewirkt hätten. Deutsche Staatsmänner konnten doch wohl schon nach dem Rückzuge aus der Champagne auf den weitern Erfolg des Krieges schließen. Der berühmte preußische Staatsminister v. Herzberg lehnte sich gegen den Anfang des zweiten Feldzuges der Preußen am Rhein mit Recht auf. Er kannte den Charakter des Volks; die anfänglichen Progressen der Amerikaner, die sich gegen die Engländer empört hatten. Anfänglich waren diese Kolonisten furchtsam, der geringfügigste Vortheil brachte tausende auf die königliche Partei; die Furcht vor der Uebermacht der Engländer scheuchte sie schaarenweise in die Wälder; nur die edle Beharrlichkeit ihres Anführers Washington lockte sie wieder zum Streit; einige vortheilhafte Gefechte belebten sie mit Zuversicht, und sieben Jahre hindurch fochten sie ohne Geld und fremde Unterstützung (einige kleine Begünstigungen von europäischen Mächten abgerechnet, die obendrein sehr spät

kamen, als der Erfolg schon beinahe entschieden war), und errangen die Freiheit. Hier war die Schule für Lafayette und mehrere Franzosen, die als Volontairs damals in Amerika gedient hatten, und jezt bedeutende Posten beim Ausbruch der Revolution bekleideten. Wenn drei Millionen Amerikaner in einem nicht gut befestigten Lande der Uebermacht der Engländer trotzten: was konnten die Alliirten nach dem Rückzuge aus der Champagne wohl in einem, mit so viel Kunst befestigten Lande, für Fortschritte zu machen hoffen? Der unglückliche Versuch der Deutschen hatte den Enthusiasmus für Freiheit aufs höchste getrieben; die schlimmste Periode war vorüber; der Kleinmuth war erloschen, die Faktionen zu Gunsten des Königs unterdrückt, die verrätherischen Heerführer der Armeen entlarvt. Es schien zwar, daß ganz Europa sich gegen den jungen Freistaat verschwören würde, und daß die englischen Guineen im Konvent, die Royalisten in der Vendee, die furchtbaren Heere, die es von der Nordsee bis zum mittelländischen Meere umlagerten, doch wohl den Freiheitsschwindel abkühlen würden. Aber schon unter Ludwig dem Vierzehnten hatte diese Nation beinahe ganz Europa getrotzt. Seit jener Zeit ward das Land bevölkerter, die Gränze befestigter; jener Enthusiasmus für die Ehre des Königs, der selbst für die Majestät darbte, war jezt für die Na-

tion, Vaterland und Freiheit entflammt; damals war nur der enrollirte Theil Soldat, jezt die ganze Nation, die auf dem Kampfplatze war; allein der große Haufen ward durch die erkaufte öffentliche Meinung bestochen. Man berechnete (z. B. Schirach im politischen Journal), daß das Geld alle, die Mannschaft aufgerieben, eine Hungersnoth da, der Franke ermüdet sey, und lieber einen König als Krieg haben wolle. Die Minorität der klügern und gescheitern Männer widersprach dem allen mit sehr kräftigen Gründen; aber man achtete nicht darauf, oder beschuldigte sie wohl gar einer blinden Vorliebe für die neue Republik; ich selbst war Zeuge, wie tief in den Deutschen der Lieblingsgedanke lag, Paris zu sehen als Sieger. Wie Wurmser 1793 im Elsaß stand, da erwartete man, daß Straßburg, Kollmar, Toul, Nancy, ganz Elsaß und Lothringen sich ergeben würden; man glaubte so gewiß, daß Wetten gewagt wurden, in Elsaß und Lothringen überwintern zu können, und wenigstens Landau und Bitsch zu erhalten. Wer will uns, sagten sie, aus dieser starken Position verdrängen? Im Frühjahr gehts weiter, bis Paris! Als aber die Deutschen bis Mainz zurückgedrängt wurden, die Kaiserlichen hinter den Rhein krochen und Landau entsetzt war, — da war die Täuschung gelöset. So sehr man auch von den Fortschritten der Royalisten und den wichtigen Fol-

gen der Eroberung Toulons durch die Engländer sprach, so war doch nichts fähig, den entkeimenden Kleinmuth bei den Armeen zu verscheuchen. Man sagte unverhohlen: Geld und Menschen sind aufgeopfert; der König zieht nicht in Paris ein; der Kaiser erhält nicht eine Daumbreite Land vom französischen Gebiet; die Königsmörder und Jakobiner bleiben unbestraft, und das linke Rheinufer geht obendrein für Deutschland verloren; indeß ehrenhalber muß man noch einen Feldzug wagen, der vollendet die Prophezeiung. In den Niederlanden werden die Engländer und Oestreicher Schlag auf Schlag besiegt; alle Festungen ergehen sich; bei Koblenz müssen die Kaiserlichen, bei Oppenheim und Mainz die Preußen über den Rhein sich zurückziehen. Jezt, indem die deutschen Heere hinter dem Rhein stehen, wird Mainz mit befestigten Lägern, die Manheimer Rheinschanze mit aufgeworfenen Redouten blokirt. Man spricht jezt mit so viel Achtung von den Franzosen, daß man glaubt, es sey ihnen alles möglich, wenn der Konvent dekretirt und die Guillotine exekutirt; man hört halbe und ganze Tage schießen. Das Korps, das von der Rheinarmee nach Polen marschiren sollte, kehrt wieder zurück; die Insurrektion in Polen ist gedämpft und Warschau erobert. Welche Freude herrschte auf den Gesichtern der Zurückgebliebenen, daß auch die andern zur

Gesellschaft bei ihnen bleiben mußten. Wir mögen nicht mit euch, sagten einige Dragoner zu den braunen Husaren, die nach Polen marschirten; hier am Rhein ist es doch besser. Nein, erwiederten die Husaren, hier ist nichts mehr zu schaffen, und wir kommen erst eine Zeitlang nach Hause zu unsern Weibern und Kindern. Vielen traten die Thränen in die Augen, und sie gingen mißmüthig in ihr Quartier zurück.

Man wettet, daß Mainz übergehen und der Friede noch diesen Winter erfolgen werde. Man bezeichnet die Stellen, wo im entgegengesetzten Falle die Franzosen über den Rhein gehen werden.

Streifereien durch das Darmstädter Gebiet in die Kantonirungsquartiere der preuß. Armee.

Da die Preußen in dieser Gegend vom 20sten Oktober 1794 bis Ende Februars 1795 ruhig überwinterten, so hatte ich hinreichende Muße, Land und Leute in diesem Strich von Deutschland kennen zu lernen.

Wer aus dem Preußischen kommt, findet beides sehr ähnlich mit seinem Vaterlande. Es ist hin und wieder sandig; die Einwohner sind eben nicht sehr wohlhabend. In den Niederungen des Rheins, der Rit genannt, giebt es eben so begüterte Leute, als an der Oder, Havel und in dem Wartebruch in Brandenburg. Die schönen Aussichten und den mildern Himmelsstrich hat diese Rheingegend zum voraus.

Trebad, ein Dorf, eine Stunde weit vom Rhein, hat ungefähr 1200 Bürger, wie man den Bauer hier nennt, von denen viele ihr Vermögen zu 20=, 30= bis 60000 Gulden berechnen. Sie leben aber auch nur für das Geld, wie die Holländer.

In Groß=Gerau, einer kleinen Landstadt,

wollte Jemand die Bemerkung gemacht haben, daß arme Leute viel, reiche aber höchstens nur zwei Kinder erziehen. Diese Bemerkung wird man überall, vorzüglich in großen Städten, bestätigt finden. Hier sah ich die Landmiliz, oft Kinder von 15 bis 16 Jahren, unter der Muskete etwa vier Fuß hoch stehen. Viele sind in englischem Solde, viele beim Reichskontingent. Ueberdies müssen immer nach drei Wochen die Bürger und Bauern auf den Wachen am Rhein sich ablösen. Dies traurige Geschäfft ist für die armen Leute nicht wenig drückend; sie scheinen auch nicht sehr damit zufrieden zu seyn, und säßen gewiß lieber bei ihrer Arbeit, als daß sie den Franken ihren Patriotismus zeigen.

Durch die Ziegeldächer bekommen die Dörfer ein städtisches Ansehn für den Norddeutschen, der nur die Bauerhäuser mit Stroh und Rohr bedeckt sah. In Arheiligen weilte ich einige Zeit. Dieser Ort zählt an 1200 Seelen. Er liegt an der Chaussee, die nach Frankfurt führt, eine Stunde von Darmstadt. Man bemerkt sehr viel Wirthshäuser an den heraushängenden Schildern, die leicht verleiten, auf Wohlstand zu schließen; allein es ist nicht der Fall, sondern Armuth ist vielmehr allgemein verbreitet. Ein hochehrwürdiger Herr sagte mir: sie sind nicht, wie in Schlesien und Westphalen, industriös genug. Anstatt in müßigen Stun-

den, vorzüglich im Winter, durch Spinnen etwas zu verdienen, sitzen sie müßig; aber die vielen Abgaben mögen wohl auch das Ihrige dazu beitragen; denn sie waren 6000 Gulden (so sagte man mir) noch rückständig. Wie kommt dies? — Weil sie so nachlässig sind, antwortete ein kluger Mann; da sie doch einmal zahlen müssen, so ist es gut, wenn man gleich anfänglich alles mit Exekution herbeitreibt; das ist Ordnung und erleichtert das Abzahlen. Je länger je schwerer. Ob sie zu sehr mit Abgaben belastet sind, kann ich, wegen der dahin gehörigen Data, nicht genau bestimmen; allein die Klagen in diesem Punkt waren allgemein. Damals mußten sie zur Prinzessinnsteuer geben, als der Kronprinz und Prinz Ludwig von Preußen die mit Darmstadt verwandten meklenburgischen Prinzessinnen heiratheten. Du lieber Himmel! sagte ein Bauer: was kann solchen reichen und vornehmen Personen mein Kreuzer helfen? es sind ja nicht meine Verwandte, und wer steuert meine Tochter aus? Die Landstände können gut bewilligen, wenn es ihnen nichts kostet.

Ich war auf einer Hochzeit gegenwärtig, wo ich einen Zirkel frölicher Leute antraf. Man klagte über den Druck der Einquartierung; jedoch meinten sie, die Preußen wären lustig und tanzten gern: das wäre den jungen Weibern und Mädchen sehr willkommen. Bald ward Politik die Ta-

gesordnung. Der Hesse besitzt viel Anhänglichkeit an sein Land und seinen Fürsten. Nur im Erguß der Traulichkeit sagen sie ihre wahre Herzensmeinung. Den regierenden Fürsten entschuldigten sie, warfen aber die Uebel, die sie drückten, auf die Landesverfassung, noch mehr auf den Stolz und die Habsucht der Dienerschaft. Ich suchte sie zu beruhigen, und meinte, es würde wohl besser werden. Das ist, sagte der Eine, wohl schwerlich zu erwarten, da man fortgesetzt immer neue Abgaben erfindet. Aber, sagte ich, ehedem zertrat und verwüstete das Wildprett eure Felder und Wiesen, und jezt ist es in die Thiergärten eingesperrt. So glücklich ist der preußische Landmann nicht, ob er gleich nicht mit euch tauschte. Wohl wahr, sagte ein anderer; aber sehr viele Dörfer haben ihre Wiesen in dem Park, welche so abgefressen werden, daß sie kaum den zwölften Theil ernten: also verlieren die Eigenthümer sehr viel, da der Landesherr keinen Ersatz dafür giebt; und für das Einzäunen des Thiergartens müssen sie noch besonders bezahlen, unter dem Titel Wildgeld. Zwar hätten sie es selbst bewilligt; aber um Zweidrittel hätten die Forstbedienten mehr Wild, als der festgesetzte Etat sey. Könnt ihr, sagte ich, eure Klagen nicht unmittelbar vor den Fürsten bringen? Das ist schon geschehen; aber er verweiset uns an die Behörde, und da bleibt alles durch

mancherlei Beschönigungen und Ausflüchte beim Alten. Mit Enthusiasmus erwähnten sie des Geheimenraths von Heß *). Der Mann ist gerecht, und fähig, ohne Umschweif seine Meinung zu sagen, während die andern uns mit leeren Versprechungen hinhalten, und mit Feinheiten und Komplimenten abweisen; mit dieser Höflichkeit ist uns am wenigsten gedient. Doch gestanden sie auch, daß sie nicht mehr so hart und grob von den Beamten behandelt würden, als sonst; vorzüglich wollten sie bemerkt haben, daß die Manierlichkeit derselben mit der Annäherung der Franken zugenommen hätte; sonst habe man immer sehr streng die Abgaben mit Exekution beigetrieben, jezt wäre allein Arheiligen 6000 Gulden rückständig. Da ich ihre Vorliebe für die Franken merkte, so sagte ich: ihr werdet euch warlich nicht verbessern; wo sie hinkommen, plündern sie, und bringen euch um euer bischen Armuth. Herr, sagte einer, der freilich viel zu zahlen hatte: schlimmer, als es jezt ist, kann es doch nicht werden; sie mögen nur kommen. Die Franzosen, sagte ich, darf nur der ganz Arme beneiden; die Reichern haben mit

*) Dieser Minister hat in seinem Wappen eine Sonne, welche zu der Deutung Anlaß gab, daß er dem Landmann eben so wohlthätig und mild am Staatshimmel leuchten würde, als die Sonne am wirklichen Himmel.

Gut und Blut die Revolution bezahlen müssen. Eine schlechte Regierung ist besser als gar keine. Diese Rede schien ihnen zu gefallen. Ja, uns Armen, sagte der Eine, trifft noch ein anderes Uebel. Während die Reichern ihre Kinder von den Beamten loskaufen, müssen wir alle unsere Söhne zum Kriegsdienst stellen; selbst dann, wenn sie für Geld verkauft in fremden Ländern ihr Blut vergießen müssen; selten werden Sie daher viele, oder wohl gar gut gewachsene junge Bauersöhne in den Dörfern sehen; zwar sollen recht schöne Sachen für die Subsidien angeschaft worden seyn; aber dafür fehlen auch die zum Ackerbau nothwendigen Hände. In dieser Hinsicht, dachte ich, sind die preußischen Unterthanen glücklich, da wachen doch Land- und Steuerräthe über die Vertheilung der kriegsfähigen Mannschaft, und Menschen verkauft man gar nicht. Wenn uns, sagten sie, der Landgraf den reichlichen Sold geben wollte, den er erhält, es würden sich genug Leute freiwillig finden, welche Lust hätten, sich verstümmeln, zu Krüppeln machen, oder auch todtschießen zu lassen; dagegen könnte Niemand etwas einwenden; es wäre ihr freier Wille.

Ich hatte schon in der Pfalz die Bemerkung gemacht, daß man ein manierliches Betragen der Beamten unter die nothwendigsten Lebensbedürfnisse gewissermaßen rechnet. Hier fand ich es auch.

Hier und in vielen andern Ländern haben alle physischen und moralischen Bedürfnisse sich sehr vermehrt; die bürgerliche Existenz, die vor einigen Menschenaltern ziemlich leidlich schien, ist seit der französischen Revolution ihnen unerträglich geworden. Ehedem waren sie unglücklich in der Meinung und dem Mitgefühl des Aufgeklärtern; jezt empfinden sie, oder glauben es selbst schwer zu empfinden, da sie meinen, in Frankreich sey für den Unterthan das goldene Zeitalter schon angebrochen. Die Zeitungen, diese Beförderer der politischen Unzufriedenheit, hatten Beifall, als man ein Interesse für das französische Volk wahrnahm; als aber die Greuelscenen die Verständigern empörte, und die Redakteurs bisweilen übertriebene Nachrichten lieferten, da hatte man gegen alle Zeitungsnachrichten, die zum Nachtheil der Franzosen lauteten, ein sehr großes Vorurtheil. Wer macht es ihnen begreiflich, daß die Ideale einer vollkommenen bürgerlichen Verfassung, die nach dem Prinzip der Gerechtigkeit Allen gleich wohl will, von der wirklichen Welt durch eine große Kluft getrennt bleiben?

Ein Wirthshaus in Arheiligen (Allerheiligen, vollständig geschrieben) hat eine sehr originelle Verfassung. Es gehörte zwei Brüdern und vier Schwestern gemeinschaftlich, die zusammen schon sehr weit ins mannbare Alter vorgerückt,

und beständig mit einander umgegangen waren. Dies hatte ihnen sämtlich ein originelles Ansehen gegeben; oft erhub sich ein Familienorkan, und da jeder von seinem Theil, der einige tausend Gulden betrug, recht gut leben konnte, so wollten sie sich trennen; es blieb aber immer beim Alten, und sie konnten so wenig mit einander, als ohne einander leben. Die vier Schwestern quälte gegenseitige Eifersucht. Wehe dem Mann, der auf die Heirath bei der einen kam. Sie triebens so lange mit Wort und That, bis dieselbe auseinander ging; die jüngste war schon 40 Jahr alt. Als sie aus Frankfurt am Main einen ehrbaren Bürger als Bräutigam anerkannte, sagte die älteste, 51 Jahr alt, in einem heftigen Wortwechsel: wie? du Grünschnabel! willst an das Heirathen denken, und wir, die wir schon weit verständiger sind, haben noch nicht daran gedacht? So lebten sie in der Ehelosigkeit klösterlich, zankten, wucherten und wirthschafteten. Die Eine starb, und ward als die Beste beweint, obgleich es hieß, daß der Gram, ehelos bleiben zu müssen, ihr Leben abgekürzt hätte. Jezt waren die ältern Schwestern durch ihr Alter, ihre Eigenheiten und ihre groteske Figur vor dem Anlauf der Freier geschützt. Jede war dem Charakter der Hausverwaltung, die sie eigenthümlich führte, gemäß gekleidet. Die Köchinn wie eine Schornsteinfegerinn; die Landwirthschafterinn

wie eine Viehmagd; die Haushälterinn, wie ein Kammermädchen, und die Gastwirthinn, welche die Honneurs machte und die Fremden bewillkommte, nach dem bekannten Modell von Werthers Lotte: mit hohem Tuppé, zwei Locken und etwas Draht und Filet daran. Wer hätte sie so zusammen für Schwestern halten können? Sie waren beliebt bei den Reisenden, weil sie durch Umgang mit vielen Fremden Manieren und Lebensklugheit erlangt hatten, und obendrein armen Pilgrimmen Wärme und Speise gaben.

Im Thierpark bei Darmstadt bemerkte ich manche an Bäumen angehängte Tafeln mit Versen, welche die Thaten der ehemaligen Landgrafen bezeichneten, wenn sie als gewaltige Nimrods den Hirschen eine Bataille geliefert hatten. Sie sind sehr schlecht und voller Schmeicheleien. Die Diananburg, ein kleines Jagdschloß, prangt nicht weit davon. Der Boden ist sandig und sumpfig. Die schönen langen Buchen, die aber eingezäunt waren, ergötzten mich, weil ich in der Pfalz den Holzmangel in zwei Wintern empfunden hatte; aber alles ist herrschaftlich: Holz, Wild, Luft, so weit sie nämlich mit dem Geschütz reichen können. Ginge es bis in den Himmel, so hätten die Armen auch diesen nicht.

Ich watete durch mehrere Flüßchen, die hier entspringen und endlich sich in den Rhein ergießen,

um das Lustschloß Kranichstein zu sehen. Es ist ganz einfach gebaut und mit einer Kapelle versehn. Diese beweiset noch mehr ihr Alterthum, als die Bauart. Jezt würde man wahrscheinlich in den Grundriß eines Lustschlosses keine Kapelle zeichnen. Der ganze Hausflur prangt mit unzähligen Hirschgeweihen, deren Größe und Mannigfaltigkeit der einzelnen Enden sehr sehenswerth ist. Am merkwürdigsten für mich waren die gegenseitig in einander verschlungenen Geweihe zweier Hirschköpfe. Sie hatten beim Kämpfen sich so verschlungen, daß sie in dieser Lage den Tod gefunden und hier als Rarität aufbewahrt wurden.

Von hier aus zog ich auf der Chaussee neben der Residenz hin bis nach Eberbach. Der Boden ist sandig; der Tannenaufschlag scheint dies zu bewähren. Von hier zog ich in das Gebirge, den Odenwald; da wo zwei Berge sich in die Ebene hinabdehnen und mit den Füßen sich berühren, drängt sich ein Waldbach hervor. Nachbarlich zieht sich der Weg daneben hin; bald lacht in lieblicher Helle eine muntere Wiese ihm entgegen, bald drängt er sich an einem kahlen Fels unter einem finstern Gewölbe von Buchenlaub hin. Ein wilder Waldstrom sprudelt mit Getöse, und treibt im einförmigen Takt die einsame Mühle. Weiterhin nahm das Dorf Beerbach mich auf. Hier und in den benachbarten Dorfern lag das Husarenregiment

Regiment von Blücher. Sie übten als Souveräne die herrschaftlichen Rechte, und fingen mit eigener Hand die feisten Forellen. Man war mit den Preußen um so mehr zufrieden, da hier Oestreicher gelegen, und förmlich des Nachts geplündert hatten. Da der Offizier sie mit Stolz und Härte zurückwies, so schossen sie einen östreichischen Plünderer todt. Man erfuhr den Thäter nicht, und die Ortsobrigkeit berichtete, daß man keinen Soldaten, sondern einen Straßenräuber in einer erborgten östreichischen Montur getödtet hätte; das erlaubten im Nothfall die Landesgesetze. Zwar hielten die Preußen auch die Hände nicht ganz rein, aber sie kamen seltner und waren manierlicher, erzählten und unterhielten den Wirth. Die Offiziere untersuchten die Klagen, straften den Thäter, und fanden deshalb Beifall. Mehrere traf ich beim Pfarrer Scriba. Er hatte schöne Töchter, und danach richten sich die Quartiermeister. Diese Pfarrei besonders, war wie mit Kindern besäet: achtzehn waren gegenwärtig. In dem Gewühl von kleinen und großen Menschen befand ich mich sehr wohl. So verschieden sie auch in Rücksicht ihrer Bildung, Fähigkeiten und Größe waren, so vereinte sie doch insgesamt das Band des Wohlwollens und der Liebe. Die Mutter war noch sehr blühend, und konnte für die älteste Tochter im Hause gelten. Reinlichkeit, Fleiß, Ordnung waren überall sicht-

bar; es ging bei Tische alles sehr ordentlich und regelmäßig zu; die Töchter besorgten die Wirthschaft, und die Mutter unterhielt die Tischgesellschaft sehr artig. Die zahlreiche Familie führte der Hausvater als Grund an, daß er seine landgräfliche Durchlaucht bitten mußte, der Mutter so vieler Kinder das zur Erbauung eines Wittwensitzes gehörige Holz zu schenken. Nun denn, war die Resolution, man gebe ihm so viel Baustämme von Eichen und Fichten, als die Familie Köpfe stark ist. Auf Erinnerung, daß diese sehr zahlreich wäre, und hoch in die zwanzig stiege; sagte er: Nun, desto nöthiger thut es, und es bleibe dabei. Jezt stand ein schönes Wittwenhaus durch landgräfliche Milde da.

Aus dem Thal, worin das Dörfchen lag, kletterte ich auf die Anhöhen, und sah in den wie Straßen parallellaufenden Thälern, viele Thurmspitzen. Ich kam neben einer altgothischen Kirche vorbei, die mit den Grabsteinen und Brustbildern der ehemaligen Herren von Frankenstein prangte, von denen einer der Größe und Dicke nach ein wahrer Behemot ist. Man hat diese alten Statuen mit weißem Firniß überpinselt, welches ihnen zwar ein modernes, aber widerliches und abentheuerliches Ansehen giebt. Die jezt regierende Königinn, nebst ihrer Schwester (der ehemaligen Prinzessinn Louis) besahen dieselben, und fragten

den Küster, als respektiven Zizerone: was denn der Anker in dem Wappen bedeute? Der Interpret, welcher nicht wußte, daß es ein Familienzeichen war, wollte keine Antwort schuldig bleiben, und antwortete flugs, daß dieses Symbol zum Andenken eines Maurers sey, der beim Bau herabstürzte und sich unglücklicher Weise auf das Eisen aufspießte.

Nicht weit davon wölbte sich, wie eine Domkuppel, sehr regelmäßig ein Hügel, auf dem, der Sage nach, ein heidnischer Tempel verwittert war. Im Innern findet man viel Schutt, Schlacken, Eisenerde, Erz, und Ueberreste von andern Metallen. Listige und betrügerische Landstreicher hatten manchen einfältigen Bauer zum Schatzgraben verleitet; selbst der Landesherr ließ sich von vornehmen Adepten zum Nachgraben unterirdischer Reichthümer bereden. Da er nichts fand, obendrein ein Mensch verschüttet von der nachgestürzten Erde um das Leben kam, und die benachbarten Bauern immer von neuem die Zeit im Schätzesuchen verschwendeten, so ward es sehr scharf verboten. Diese Vorfälle ereigneten sich von 1770 bis 1780.

Die Berggipfel prangen mit den Ruinen der ehemaligen Herren von Frankenstein. Mehr als diese romantischen Trümmer ehemaliger Ritterherrlichkeit, überraschte mich die schönste Aussicht von der Welt. Wie der Vorhang von einer gro-

ßen Operbühne, rollte schnell eine Thür in dem Gemäuer auf, und wie in einem Milchflor lag die Rheinniederung vor mir. Silberfarben flimmerte der Rheinstrom. Viele Dörfer waren an den Thürmen bemerkbar. Die Bergstraße schleicht, von Bäumen besetzt, am Fuß des Odenwalds daher; die Perspektive schloß der entfernte Donnersberg.

Nicht weit von mir, mitten in den Ruinen, stand eine sehr schattige Linde, deren Stamm mit einer Bank umgeben, recht zum Genuß der schönen Aussicht einladet. Hier, sagte mein gefälliger Führer, war das Lieblingsplätzchen der schönen Prinzessinn von Preußen (jezt Königinn). Oft überließen sie sich dem Zauber der schönen Natur, welche die Seele zu schönen Thaten stimmt. Wer diese reinen Freuden zu genießen vermag, muß, fern von trüben Leidenschaften, eine heitere Seele haben, in der der Friede Gottes wohnt. Schon waren jene Prinzessinnen aus Darmstadt weggereiset, aber man sprach mit Wärme von diesen trefflich erzogenen Fürstentöchtern. Man bemerkte, wie vorzüglich die künftige Gemahlinn des Kronprinzen von Preußen, unsichtbar und wohlthätig wie eine Göttinn, eben so herzlich als verständig die Armen durch verschaffte Arbeit unterstützt, und zur Aufmunterung denselben nebst der Bezahlung obendrein das verarbeitete Material geschenkt hätte. Ihre

edle Herzensgüte war ein unsichtbares Heiligthum, von der die Zukunft, als sie schon längst entfernt war, den Vorhang wegzog.

Man wünschte den Einwohnern der preußischen Monarchie Glück zu einer so trefflichen, an Geist und Herz gebildeten Gemahlinn ihres künftigen Beherrschers.

Ach, ihr Großen der Erde, sagte ich zu mir, wollt ihr einen daurenden Nachruhm haben, euch im Gespräch der Menschen verewigen, ihr dürft nur Humanität ausüben. Gern huldigt Jeder eurer Hoheit, wenn der Schimmer, der sie mit Majestät umgießt, nicht verblendet, sondern, wie das Sonnenlicht, die Welt erhellet und die Erde erwärmt, die Menschen mit Huld und Gnade erquickt.

Von dem schönen Sitz schlenderte ich hin auf dem Rücken der Berge durch dunkle Buchenwälder, bis endlich die gehauenen Stege die Nachbarschaft der Menschen in dieser Wildniß ankündigten. Ich erblickte wieder die freundlichen Rheingegenden und die Dörfer Seeheim und Jugenheim zu meinen Füßen. Der Hügel, worauf ich stand, war von beiden Seiten mit hohen, waldigen Bergen, die mit ihren Gipfeln hoch empor ragten, umgeben. Er war in einen englischen Garten umgeschaffen. Alle Augenblick verdecken und enthüllen Partien von künstlichen Gebüschen die Aussicht.

So wie man den Berg umgeht, sieht man mit einmal in eine Vertiefung hinein, wo auf der einen Seite der Mensch, auf der andern die Natur geschäftig war. Ein nackter Fels schließt den Hintergrund der Gruft, aus dessen dunklen Ritzen ein Waldwasser hervorsprudelt, auf das Rad einer einsamen Mühle sich schäumend stürzt, und dann ganz ruhig durch das Dörfchen hinfließt. Hier war Matthisons Schilderung in der wirklichen Natur dargestellt:

Wie schön der Mond die Wellen
Des Erlenbachs besäumt,
Der hier durch Binsenstellen,
Dort unter Blumen schäumt;
Als lodernde Kaskade
Des Dörfchens Mühle treibt,
Und wild vom lauten Rade
Im Silberfunken stäubt.

Der Vollmond war eben aufgegangen, und wir begrüßten ihn mit dem schönen Gesang nach Spaziers Melodie:

Der Vollmond schwebt in Osten ꝛc. ꝛc.

Die Residenz Darmstadt im Winter 1794.

Obgleich fast das ganze Darmstädter Gebiet mit preußischen Truppen belegt war, so blieb doch die Residenz verschont; aber jeder von der Armee, der sich davon entfernen durfte und sich ein Vergnügen machen wollte, eilte dahin. Man sah also an öffentlichen Orten, in Privathäusern, bei Konzerten, Bällen, Assemblee, selbst bei Hofe, viele Herren vom preußischen Militär. Ich werde von meinem Standpunkt aus einige Fragmente zu einer Charakteristik liefern, die ich theils in öffentlichen, theils Privatgesellschaften zu sammeln, Gelegenheit hatte.

Man hat im Brandenburgischen, wo in einer so großen Residenzstadt als Berlin, der Hof schon in einem glänzenden und der Majestät angemessenen Glanz erscheint, von der Residenz und von dem Hofe kleiner Fürsten ganz eigene, kleinliche und zum Theil komische Begriffe. Man denkt sich eine zwar übermäßig geputzte, aber schlecht exerzirte Leibwache, ein komisches Zeremoniel und einen steifen Ton. Beinahe hätte ich beim ersten Einzug in diese Stadt wenigstens einen Begriff von einer schrecklichen Steifheit und Gezwungen-

heit haben müssen. Ich stieg im Darmstädter Hofe ab. Hier saßen rund um eine große lange Tafel viele Honoratioren, größtentheils fürstliche Beamte. Fast Jeder hatte einen Schoppen Wein vor sich. Erzwungen war der Anstand bei ihrer Verbeugung, und leise raunten sie das Begrüßungswort. Mich befremdete es nicht, da überall, wo Landes-Kollegia sind, die Verhältnisse im Dienst auch im geselligen Leben beibehalten werden. An solchen Orten ist es wie beim Militär, wo jeder seinen Platz weiß, und bestimmt im Dienstverhältniß bleibt, wo man sich auch sprechen und treffen mag. Die Kunst verbirgt zwar wohl die Erzwungenheit, aber es würde dem, der etwa die Verhältnisse bei Seite setzen sollte, bald genug fühlbar gemacht werden. — Tout comme chez nous!

Hätte ich von diesem ersten Anblick weiter geschlossen, so hätte ich wahr und doch ungerecht geurtheilt. Ich fand in vielen Zirkeln ein freundliches und zuvorkommendes Wesen gegen Fremde, zwanglose Vertraulichkeit, weit mehr Bildung und gegenseitige Artigkeit unter den verschiedenen Ständen, als im Brandenburgischen. Hier trennen sich der Adel und die Offiziere aus diesem privilegirten Stand nicht von dem Bürgerlichen, weil viele von den Letztern alle Grade durchavanciren. Der gebildetere und wohlhabendere Bürger klagt nicht über willkürliche Anma-

fungen und Ahnenstolz, und trennt sich nicht, wie bei uns, überall wo es nur möglich ist, bei Privat- und öffentlichen Zusammenkünften von dem Adel. Vielmehr verschwindet der Korporationsgeist der Soldatenkaste durch die vielen Berührungspunkte des Herkommens und der Verwandschaft. Der Eine hat einen bürgerlichen Vater, der andere einen bürgerlichen Bruder, der dritte einen bürgerlichen Schwager. Viele Offiziere, selbst Adelige, die ich kennen lernte, waren gute, umgängliche Leute; doch will ich gar nicht behaupten, ob nicht der verstorbene Landgraf sehr zu der Umgänglichkeit der Adeligen dadurch beitrug, daß er die Bürgerlichen sehr in Hof-, Staats-, Kriegs- und Civilämtern begünstigte. Auch kann es möglich seyn, daß die zu kleine Anzahl vielleicht aus Noth eine Tugend angenommen hat, die bei günstigern Umständen vielleicht ganz mangeln würde. Der Verfasser hat in mancherlei Verhältnissen die Erfahrung gemacht, daß der Adel, der aus Mangel seines Gleichen mit dem Bürgerlichen sehr kordial konversirte, dann, wenn er letztern missen konnte, bald wieder seine Vorzüge auf eine beleidigende Weise geltend machte, und denselben entweder zurücksetzte, oder wohl gar gänzlich mied.

Ein Uebel hat, wie überall, also auch hier, das starke Militär erzeugt. Wegen der Frequenz der vielen ehelosen Menschen werden Bordelle noth-

wendig, und obendrein wird die häusliche Glückseligkeit sehr gestört. Die schöne Montur des jungen, wohlgebildeten und nervigen Kriegers füllt alle Sinne der verheiratheten und unverheiratheten Damen; daher auch hier die alten Klagen über die eben nicht delikaten Romane einer unplatonischen Liebe häufig ertönen. In Darmstadt ist aber nur das Echo von der wahren Stimme in den preußischen Landen. Das schöne Geschlecht neigt sich hier schon mehr zu einem ungezwungenern Umgang, drückt sich leichter und feiner aus, die Manieren und selbst das Kompliment sind nicht so steif, als im Norden von Deutschland. Hier ist nur ein solcher Anstand, wenn auch nicht immer, doch größtentheils, ein Pendant der Koketterie. Um nicht ungerecht gegen die hiesigen Schönen zu seyn, muß man wohl bedenken, daß eine bessere Lebensart und ein milder Himmelsstrich auf den herrschenden Humor in Anstand und Sitten einen eigenthümlichen Einfluß haben. Mehrentheils sah ich schlang gewachsene Personen und wohlgebildete Gesichter unter dem weiblichen Geschlecht, das mehrentheils sehr geschmackvoll gekleidet war. In Hinsicht des Putzes hat hier, und ich glaube fast überall, die französische Revolution das Verdienst, daß sie die ehemals herrschende Einförmigkeit, womit die Modegöttinn manch schönes Kind tirannisirte, verbannt, und eine große Man-

nigfaltigkeit der Formen, die vielen günstig ist, erzeugt hat. Neuere Pädagogen wünschten, daß eine Aesthetik für den weiblichen Anzug geschrieben würde; aber ich machte hier die Bemerkung, daß wenn die Mode nicht alles tirannisch in eiserne Schienen zwängt, die Mutter-Natur am allerbesten zu gefallen lehrt, und die fortgesetzte Erfahrung dem weiblichen Scharfsinn, der in dieser Hinsicht immer geübt ist, Regeln genug an die Hand giebt, um sich auf eine den Männern angenehme Weise zu putzen.

Da ich kein Herzenskundiger bin, so will ich nicht im Allgemeinen über die Sittlichkeit des weiblichen Geschlechts an diesem Ort urtheilen; denn sowohl im Guten als im Bösen pflegt wegen der vielen Ausnahmen ein allgemeines Urtheil ungerecht zu seyn. Ich will das Urtheil der Männer vortragen. Es giebt unter denen, die Weiber ernähren können, erstaunlich viele Ehelose, alte Hagestolze. Diejenigen, welche heirathen, wählen mehrentheils auswärts; vorzüglich suchen sie weibliche Tugend, Häuslichkeit, Sittsamkeit, Sparsamkeit, Wirthschaftlichkeit auf dem Lande. Hier sind, so wie überall, Vorurtheile im Spiel; in dem Geburtsort lernt ein Jeder den Andern von Kindheit an mit allen Fehlern und Schwachheiten kennen; das Bild der Kinderjahre wird mit hinüber genommen in das männliche Alter; nur sel-

ten überwiegen Schönheit, Vermögen, Tugenden eine gewisse, von Jugend auf genährte Liebe, die nachtheiligen Vorstellungen; im gemeinen Bürgerstande, wo das Herkommen gilt, bleibt man dagegen gern am Geburtsorte. Die auswärtigen Schönen aber erscheinen als Erwachsene in einem vortheilhaften Licht; sie haben es in ihrer Gewalt, gerade denjenigen Anstand in Sitten und Betragen zu wählen, wodurch sie glauben, sich am meisten geltend zu machen; indem sie also die ungünstigen Seiten oft so künstlich zu verstecken wissen, daß sie bei einer, selbst längern und vertrautern Bekanntschaft, verborgen bleiben, so erregen sie die vortheilhafte Meinung von sich, daß sie von den Untugenden des weiblichen Geschlechts an dem Geburts- und gewöhnlichen Aufenthaltsort befreiet sind. Daher findet man unter den höhern Ständen gewöhnlich Fremde, die einheimische Schönen, und einheimische Herren, die Weiber von fremden Oertern heirathen. Warum oft bei einer, selbst von Heirathskandidaten zu Gunsten der Großstädterinnen gemachten Erfahrung, doch die Kleinstädter und Landnymphen einen großen Vorzug haben, hat manchmal einen politischen Grund. Diese Herren haben in großen Städten nur den schlechtern Theil, oft gar nur den Auswurf des weiblichen Geschlechts kennen gelernt; danach beurtheilen sie die übrigen; oft haben sie

ihre Jugendkraft verschwelgt; sie fürchten also die Klugheit der Großstädterinnen; sie meinen, je weiter von der Residenz, je besser, je einfältiger, je willkommener, wenn sie nur schön ist, und die erloschenen Triebe beleben kann; aber gerade diese schönen Weiber, deren Einfalt die bösen Folgen einer schlechten Aufführung verhindern soll, sind oft die wahre Geißel; denn, wenn sie bemerken, wie es ist und seyn könnte, so hat der Verführer auf immer gewonnen Spiel; denn vernünftige Vorstellungen finden dann gar nicht bei den wenig gebildeten und am Verstande leeren Frauen den gewünschten Eingang. Ich lernte viele artige, liebenswürdige und sittsame Mädchen und Weiber in Darmstadt kennen; freilich fand ich auch manche Großstädterinn in der übelsten Bedeutung des Worts.

So viel im Allgemeinen. Jezt will ich meine Leser in die Zirkel führen, wo ich meine Bemerkungen machte.

Konzerte und Bälle.

Ich abonnirte sechs Gulden für sechszehn Konzerte; eine Summe, die klein oder groß ist, je nachdem man sich ergötzte. Der Konzertsaal war in dem Gasthof zu den Trauben. Die Feuchtigkeit

der erst fertig gewordenen Wände störte durch häufiges Kopfweh zwar das Vergnügen, verminderte aber nicht die erstaunliche Frequenz in einem Saal, der bequem einige hundert Personen faßte. Der größte Theil war weiblichen Geschlechts, das durch den mehrjährigen Krieg auch hier in einem sehr übeln Misverhältniß gegen das männliche sich befindet. Haufenweise strömten aus den benachbarten Kantonirungen die preußischen Offiziere herbei, füllten den Konzertsaal, und statt des Konzerts, ließen sie sich öfters sehr laut hören; sie umlagerten das weibliche Geschlecht, ergötzten sich, die Melodien der schönen Jungfern zu hören, oder wohl selbst mit der Erzählung ihrer Heldenthaten gehört zu werden; wenn etwa die Bravour mit zu starken Zügen geschildert wurde, und Bedenklichkeit in den Mienen zu lesen war, so hörte ich oft den Nachbar mit den Worten zu Zeugen rufen: Nicht wahr, Herr Bruder? Dieser war dann manchmal so gefällig, so viel Zusätze zu machen, daß der Erste sehr bescheiden in den Erzählungen von seiner werthen Person zu seyn schien. Mich belustigten dergleichen Auftritte, da ich manchmal Augenzeuge vom Gegentheil war. Oft hatte das Konzert nicht eher Interesse für diese größtentheils jungen Kriegsmänner, als bis Pauken und Trompeten erschollen, dann konnten sie nicht ihre eigenen Worte verstehen, und horchten hoch

auf. Einer versicherte sehr naiv: daß sie auf die sanfte Musik nicht achteten, käme daher, weil der zu öftere Kanonendonner ihr Gehör dagegen abgestumpft hätte. Schon vor der Erscheinung der preußischen Offiziere hatten sonst Hofleute und adelige Kavaliers sich die Unart erlaubt, laut während der Musik zu unterhalten. Die Preußen gingen noch einen Schritt weiter, sie hatten manchmal die edle Dreistigkeit, sie zu überschreien. Viele hatten sich dreist getrunken, um allen guten Sitten und der Achtung zu trotzen, die man vorzüglich dem Publikum in der Fremde schuldig ist. Daß öftere Disharmonien daraus entstanden, läßt sich wohl leicht denken; sie maßten sich oft ungeheure Vorzüge als königlich-preußische Offiziere vor den fürstlich-hessischen an. Duelle und Verbote der Chefs, nach Darmstadt zu reiten, waren die Folge. *) Viele gebildete und verständige Kameraden mißbilligten oft sehr ernst und laut jenes unanständige Betragen, aber gewöhnlich überschreit die Unvernunft die Vernunft. Mich dauerte der üble Ruf, den sie auf sich luden, weil es meine Landsleute waren, von denen man als Krieger eine so

*) Man wird es dem Verfasser nicht übel deuten, daß er hier Wahrheiten von einem sehr geachteten Stande sagt. Das Gesagte gilt nur von manchem jungen Herrn; die ältern Offiziere und die Majorität machen eine ehrenvolle Ausnahme.

ehrenvolle Meinung im Auslande hatte. Die darmstädter Offiziere hatten ihnen den Vorzug vor den Oestreichern gegeben, und Stolz und Hohn war der Preis dafür. Die insinuante Artigkeit der darmstädter Schönen lud sie zu Zudringlichkeiten und oft sehr unanständigen Unterhaltungen ein. So wie der Reiz der Neuheit sich verlor, und man die wahre Lage des Subaltern-Offiziers bei den Preußen kennen lernte, und die schöne Perspektive, eine gnädige Frau zu werden, sich verlor (denn nur wenige sind nach Preußen hin verheirathet worden) so trat Kälte im Umgange ein. Dies verdroß manchen Offizier nicht wenig, und brachte sehr niedrige Scenen zum Vorschein. Man schimpfte, pfiff, setzte den Hut auf, übertäubte mit Gezänk und Geschrei in einer benachbarten Schenke die Musik. Nur die Unterhaltung mit manchem braven Mann, den mir der Zufall zuführte, hielt mich schadlos. Die Konversation mit den Damen während der Pause, wo die Musik schwieg, hatte für mich nicht sehr viel Interesse. Da vielen nicht eine geistvolle Darstellung vergönnt ist, so war ich mit allgemeinen Ausdrükken bald fertig, besonders da ich keine Herzensangelegenheiten abzuhandeln hatte.

Soviel von den Zuhörern, unter denen sich manchmal der Erbprinz, die Prinzessinn und der junge Herzog von Meklenburg befanden. Diese

Herr-

Herrschaften wurden aber durch oben geschilderte Auftritte bald auf immer verscheucht.

Wer die großen Opern in Berlin gesehen, die Theatermusiken in Manheim, Kassel und Frankfurt gehört hat, fand freilich hier an den Virtuosen des Konzerts nichts Außerordentliches. Der Musikdirektor Mangold, Sohn eines Kantors in Umstadt, der noch drei eben so musikalische Söhne hat, zeichnete sich durch den naiven Vortrag des Presto vor dem Bruder auf dem Violonzell aus. Der Kammermusikus von Heß (Sohn des Geheimen-Raths) dem die Natur ein sehr mangelhaftes Sprachorgan gegeben hatte, erwarb sich (nachdem er von dem berühmten Violinisten Fränzel sechs Jahre unterrichtet war) durch den unnachahmlich sanften Vortrag des Adagio den verdientesten Beifall.

Wöchentlich ward in eben diesem Saale ein Ball gegeben, wozu das Entree einen Speciesthaler kostete; hier tanzte eine sehr brillante Gesellschaft fast beständig von Anfang bis zu Ende. Diese Angelegenheit wurde mit solchem Eifer betrieben, daß schon die Engagements unter den Tänzern den Tag vorher fest gemacht wurden. Auch hier zeigte sich der Eigendünkel manches preußischen Offiziers. Trotz den eingeführten Gesetzen verlangten sie, daß alles nach ihrem Willen ginge; es gab manchmal tumultuarische Auftritte;

die Herren bliesen oft, wie in gemeinen Schenken, den Schönen den Tabacksrauch unter die Nase. Ob man vielleicht diese Symbolik nicht kannte, oder es aus Liebe zum Tanz duldete, wage ich nicht zu entscheiden. Manche feine Unsläterei, sie mogte durch die schönsten Blumen dusten, wurde mit Erröthen angenommen, und mit Stillschweigen erwiedert; mancher Ehemann schielte hin nach der vertraulichen Attitüde, mancher verliebte Jüngling spazierte gedankenvoll mit verschränkten Armen den Saal auf und nieder.

Ein Judenmädchen, sehr kennbar an ihrer Nationalphysionomie, tanzte ebenfalls hier. Die Darmstädter Bürgerlichen und Adeligen wollten sie hinauskomplimentiren. Als man ihnen aber bedeutete, daß sie unter der Protektion eines Offiziers da sey, besann man sich. Einer setzte hinzu: wir leben, wenn auch nicht im Lande, doch in der Nachbarschaft der Freiheit und Gleichheit. Kurz, sie konnte ungestört tanzen. Auch hierin hat also der Revolutionskrieg Toleranz verbreitet.

Konversationen im Hause der verwittweten Generalinn von Schaumberg.

In einer Stadt von 9000 Einwohnern, wo alle

Landeskollegien sich befinden, muß es eine gute Anzahl honetter Familien geben, in denen Artigkeit und Vertraulichkeit *), ein gebildeter Anstand und geistreiche Unterhaltung das Vergnügen der Geselligkeit befördern. Außer Heidelberg fand ich in meinen Bekanntschaften keinen Ort, der sich so vortheilhaft in diesem Punkt auszeichnete, als Darmstadt. Von den mir bekannt gewordenen häuslichen Zirkeln nenne ich nur den, welchen die verwittwete Generalinn von Schaumberg unterhielt. Diese schon bejahrte Dame, fand ein großes Vergnügen daran, junge, artige und gebildete Leute, ohne Unterschied des Standes und des Geschlechts, des Abends um sich zu sehen; er ward von mehreren preußischen Offizieren frequentirt. Wenn das Tagewerk vollendet war, erholte man sich hier in gesellschaftlichen Unterredungen, oder verkürzte die Zeit mit einem Gesellschaftsspiel. Da die meisten Herren und Damen musikalisch waren, so endigte sich der Abend oft mit einem kleinen Konzert oder Ball. Die muntern Mädchen sangen aus den beliebten Operetten von Mozart und Dit-

*) Ein Fremder sieht gewöhnlich auch bei längerm Aufenthalt an einem Orte, doch nur größtentheils das menschliche Herz von einer liebenswürdigen Seite diesseits der Untiefen, wo die Unarten nisten; — jenseits derselben erscheinen die wenigsten Menschen liebenswürdig.

tersdorf mit Anstand und Ausdruck. Freilich trugen die feine und belehrende Unterhaltung der Dame des Hauses, ihre Anstalten und Vorkehrungen, nicht wenig zu dem Genuß der Geselligkeit bei; sie war die Seele von der Versammlung, und leitete sie alle durch ihren Geist; ihr gebildeter Verstand, der mit ihrem guten Herzen in Harmonie dachte und handelte, machte sie Allen verehrungswürdig. Sie war, wie Engel im Edelknaben sagt:

so gut wie eine Mutter, so fein wie ein Frauenzimmer.

Als Mutter war sie durch ihre Kinder lebenswürdig. Herzensgüte war der Hauptzug, und gab ihren Handlungen ein eigenes Gepräge; sie waren von Jugend auf am Hofe gewesen; Politur in Sitten, Mienen und Anstand hatten sie empfohlen; und von diesen Empfehlungen hatten sie auch reelle Beweise aufzuzeigen. Oft pflegt die höfische Feinheit die häusliche Gutartigkeit zu verwischen; Klugheit gilt statt Tugend. Aber diese treffliche Mutter hatte die Kontur des Charakters so scharf gezeichnet, daß der Hof sie nicht verletzte. Wie schnell entflohen die Stunden, wenn sie, wie eine unsichtbare wohlthätige Göttinn, sich über die Jugend, die im frohen Gewühl sich ihres Lebens freuete, mit mütterlicher Theilnahme ergötzte. Möge es mehrere solcher verehrungswürdigen Damen geben, welche mit ihrer Gegenwart die Freuden der Jugend nicht stören, sondern heiligen, und die

Zusammenkünfte derselben über allen niedrigen Verdacht erheben. Junge Leute lernen sich, wie Rousseau in seiner neuen Heloise meint, so wie im Tanz mit Anmuth darstellen, in Gegenwart geschätzter Personen, sich ordentlich, bescheiden und sittsam betragen. Möge dieser Zirkel in Zukunft recht viel zur Kultur güter Sitten beitragen! — Dieser Wunsch aus der Ferne sey der ehrwürdigen Generalinn ein schwacher Beweis meines Dankes.

Eine Anzahl Geschäftsmänner als Zuhörer des Raths Bouterweck über kantische Philosophie.

Der Rath Bouterweck (jezt Professor in Göttingen und Verfasser der Apodiktik) las im Winter 1794 in Darmstadt wöchentlich vier Stunden über kantische Philosophie; sein Auditorium bestand aus Geistlichen, Räthen, Assessoren bei den Landeskollegien und andern wissenschaftliebenden Männern; ihre Anzahl belief sich auf einige dreißig. Es war für mich ein ehrwürdiger Anblick, Geschäftsmänner hier zu sehen, die nach vollbrachter Tagesarbeit die Muße ihrer Abende so nützlich auszufüllen suchten. Der Zweck war gewiß edel, und läßt alle herz- und zeittödtende medisante

Konversationen, oder eigennützige Spielzerstreuungen, in ihrer Aermlichkeit weit hinter sich zurück. Zwar ward darüber in Darmstadt in einigen Zirkeln gespöttelt, weil sich unter den Zuhörern hie und da ein unphilosophischer Kopf befand; besonders machten sich akademische Monopolisten in Gießen über den Einfall lustig, daß ein Fremdling sich erdreisten wolle, die sublimen Spekulationen des großen Philosophen in Königsberg, Männern, die in Aemtern grau geworden waren, zu verdeutlichen; mir hingegen schien Herr Bouterweck gerade vorzüglich aus Kants Schriften, das Gemeinnützliche mit Beurtheilung auszuwählen, und mit Faßlichkeit vorzutragen. Er hat dem Publikum Beweise vorgelegt, daß er Darstellungsgabe von der Natur erhalten und ausgebildet habe, und daß er dadurch — wie es Dichter von jeher thaten — berufen sey, erhabene Grundsätze ins gemeine Leben einzuführen; berufener, als mancher Schriftgelehrte, dem bei hohem Wissen hohe Unverständlichkeit zu Theil ward. Wie manchem, der einen Schatz von Gelehrsamkeit mit sich herumträgt, ist das Wort, sie zu offenbaren, versagt! Oft besuchte ich Bouterwecks Vorlesungen, und fand ihn die trockensten Gegenstände deutlich und anmuthig vortragen, so viel es nur die Darstellung des idealistischen Systems erlaubt. Aufmerksamkeit herrschte auf den meisten Gesichtern. Viele, dachte

ich, sind berufen, wenige auserwählet. Die Zuhörer saßen auf Stühlen im Kreise; hinter einem Tische mit zwei Lichtern stand der Lehrer; seine Stellung war sehr anständig, aber die Bewegung seiner Hände zu gesucht und lebhaft; selbst für einen Kanzelredner wäre der Ausdruck seiner körperlichen Beredsamkeit zu heftig gewesen: wie vielmehr für einen Philosophen, dessen Anblick schon den innern Drang verkünden muß, die Gedanken der Seele zu enthüllen, wie einst die Weisheit aus Jupiters Haupt vollendet hervorsprang. Auch mogten seine Aphorismen, nach ihrer innern Oekonomie beurtheilt, nicht das tauglichste Buch zu Vorlesungen seyn. Man vergaß aber bald des Tadels gegen einen Mann, der auf seine eigenen und seines Buchs Gebrechen selbst aufmerksam machte, und mit jedem Tage bewies, wie sehr er beflissen sey, solchen abzuhelfen. So viel Talente mit so aufrichtigem Streben nach Vervollkommnung verbunden, müssen noch eine große Bahn zurücklegen. *) In Darmstadt hatten sie wenigstens den Geist des Forschens nach Wahrheit unter den ge-

*) Er ward der Verfasser der Apodiktik. Diese hat eben so, wie die Wissenschaftslehre von Fichte, und das System des transzendentalen Idealismus von Schelling durch ihre Konsequenz und Klarheit gezeigt, daß das Prinzivium der Wahrheit noch weit höher in dem Idealismus uns unzugänglicher Regionen liege.

bildetern Geschäfftsmännern allgemein aufgeregt, und dem Einflusse der hohern Philosophie, die an der Pregel entstand, eine größere Ausbreitung zugesichert. Welche Aussichten für die Zukunft!

Eine liebliche Morgendämmerung bricht über Deutschland hervor. Das Reich der Nacht kann nirgends lange mehr bestehen. Der vielköpfige deutsche Staatskörper, seiner getrennten, oft widersprechenden Verhältnisse wegen der Spott des Auslandes, enthält eben in dieser Getrenntheit, in diesem Mangel an Zusammenhange, eine Unmöglichkeit, die aufkeimenden Halme der Geistesausbildung zu ersticken. Wenn es den Söhnen der Finsterniß in einer Provinz gelingt, die Kinder des Lichts und ihre Werke zu verfolgen, so flüchten sie zu dem Nachbar, der mancherlei mehr oder minder ehrenvolle Bewegungsgründe hat, sie aufzunehmen, und verweilen bei ihm, bis das Ungewitter daheim vorüber ist, und sie, wie Wolf im Anfange dieses Jahrhunderts, im Triumph dahin zurückkehren, wo man sie verbannt hatte. Der Trieb, sich zu belehren, besiegt alle Schwierigkeiten, die Gewalt und List ihm entgegensetzen. Die Anhänger der Aufklärung werden immer zahlreicher, und ihr Gebiet vergrößert sich. Der größte Theil von Deutschland sieht sich an Kultur des Geistes und der Sitten so ziemlich gleich; denn die gebildete Vernunft spricht, denkt und handelt überall gleichförmig. Ein

unsichtbares Band, welches sie um alle ihre Verehrer schlingt, kettet diese zusammen. Der Wilde nur kennt niemanden als den, der ihm am nächsten wohnt, und hält selbst seinen Nachbar, der nicht wie er, Sprößling von einem gemeinschaftlichen Stamme ist, für ein fremdartiges Geschöpf. Dem gesitteten Menschen bleibt selbst auch die Ferne nicht unbekannt, und er findet Theilnahme an allen, die derselbe Tempel und dasselbe Gesetz mit einander verbrüdern. Jezt eilt die Menschheit, die Eigenheiten, welche Aberglaube, Rohheit und Dummheit um ihn zogen, zu verwischen, und durch eine wohl verstandene Verbrüderung des Geistes, eine wechselseitige Mittheilung nützlicher Wahrheiten an die Stelle der auf Vorurtheile gegründeten gegenseitigen Abneigung zu setzen. In Weisheit und Tugend vereint sich, als in dem Mittelpunkt ihrer Bestimmung, vielleicht dereinst die Menschheit auf dem ganzen Erdenrund!

Die darmstädtische Geistlichkeit.

Die Geistlichen als Lehrer der Erwachsenen, bezeichnen in ihren Vorträgen entweder den Geist der Zeit, der sie bildete, oder den Grad der religiösen Kultur, auf dem ihre Zuhörer stehen, und nach dem sie sich, wie auch ihre Privatüberzeugung be-

schaffen seyn mag, zu ihrem Nutzen und zum Frommen der Gemeine genau richten müssen. Diese Regel der Pastoralklugheit lernt sich dann erst recht gut, wenn die erste Reformatorhitze verraucht, und das wahre Licht der Menschenkenntniß aufgegangen ist. Dem Inhalt und der Form nach kann man daher bald beurtheilen, von wem eine Predigt herrührt, von einem amtserfahrnen Alten, oder modernen jungen Mann. Der Erstere spricht streng dogmatisch, oder biblisch erbaulich-religiöse Themata sind gewiß der Gegenstand seiner Glaubens- und Lebenslehren, die er auf religiöse Wahrheiten reduzirt. Der Letztere verschweigt das Positive und Historische der Religion, kennt nur die Wahrheiten Gott und Ewigkeit. Diese bringt er nur selten und kurz vor, weil das religiöse Gefühl ihn nicht begeistert, und das Demonstrative ihm zu kurz und unpopulär däucht. Vom Willen Gottes, dem wahren Hebel religiöser Lehren, ist sehr selten die Rede. Oder, da der junge Theologe das Gebiet der Religion zu sehr beengt glaubt, und doch gern nützen will, so fängt er an, Klugheitsregeln im Umgange (etwa nach Knigge) darzustellen, oder allerhand nützliche Beobachtungen über Leben, Gesundheit, Gewerbe und Ackerbau zu machen; aber, so nützlich es ist, so schüttelt selbst der Klügere den Kopf und spricht: hieher paßt es nicht, dergleichen gehört

in den Umgang des alltäglichen Lebens, und, nur bei ganz besondern Veranlassungen, auf die Kanzel, denn sonst verwechselt man diese mit dem Katheder, die Predigt mit einer moralisch-, philosophisch-, ökonomisch-politischen Vorlesung, und ein Prediger ist ein entbehrlicher Appendix von diesen allen. Dahin kam es durch manche mißverstandene Aufklärung der Theologen, eines Steinbart in seiner Glückseligkeitslehre, und Barth in seiner Anweisung zum theologischen Studium.

Die geistlichen Stellen im darmstädtischen Gebiet sind nächst den würtenbergischen am besten in Deutschland fundirt. Einige Pfarrer haben ein jährliches Einkommen von einigen tausend Gulden. In der Stadt und auf dem Lande giebt es viele Pädagogen, einige Litteratoren, Landwirthe, Jäger, Politiker; hin und wieder einige Geistliche im strengen Verstande, dem Glauben, den Lehren und dem Leben nach. Unter den jüngern Geistlichen in Darmstadt giebt es Freunde der kantischen Philosophie; einige Anhänger der barthischen Glückseligkeit unter den Männern im reifern Alter. Die ältern bleiben strenge bei den simbolischen Büchern und anathemisiren die Andersdenkenden. Kurz, ein Jeder thut und lehrt, wie er durch sein Zeitalter gebildet ward.

In Darmstadt hörte ich zuerst den Superintendenten Olf. Ich trat in die Kirche, als er von

ten Schicksalen eines Heiligen, den ich bald darauf Polykarpus nennen hörte, harangyirte. Da ich nicht bestimmt wußte, ob ich den Anfang oder das Ende seiner Predigt vernähme, so hielt ich ihn für einen großen Sachkundigen in der Pastoralklugheit, die durch Beispiele Tugend einzuprägen befiehlt. Sein herzlicher Ton, seine unterhaltende Erzählungsweise spannten Aller Aufmerksamkeit. Als er aber auch das Wunder mit aufnahm, daß bei Verbrennung des heiligen Polykarpus der Scheiterhaufen nicht gebrannt habe, ward ich aus meinem schönen Traum gerissen; denn nun erkannte ich eine Predigt nach dem Zuschnitte des siebzehnten Jahrhunderts. Ihr Eingang — weiter war es noch nichts — dauerte eine halbe Stunde. Mich fing an zu frieren. Der Uebergang war: wie Polykarpus, so habe Christus gelitten. Darauf zeigte er: 1) wie er litt; 2) wie er belohnt ward. Wer nur den Gang einer einzigen solchen Predigt hört, der hört sie alle. Auch fand ich die Kirche sehr leer.

Der Hofprediger Petersen hatte höchstens zwanzig Zuhörer. Zwar sprach er gründlich, aber eintönig und ohne die Hände zu bewegen. Wären Menschen nicht sinnlich, so dürfte er auf Beifall von dem Volke rechnen; allein den aus Sinnlichkeit und Vernunft zusammengesetzten Amphibien genügt die nackte Wahrheit nicht.

Der bekannte Doktor der Theologie, Stark, hatte etwa einige vierzig Zuhörer; sein Aeußeres war nicht gefallend; er lehnte sich im Stehen auf die linke Seite; sein Dialekt klang wie die unangenehme Mundart eines Polen, der Deutsch lernt; er sprach im strengen kirchlichen Sinn, über das Verdienst Jesu; er behauptete, die stellvertretende Genugthuung Christi (die für die aus dem Heiden- und Judenthum zum Christenthum Uebergehenden ehemals nur galt) auch für die jetzigen Menschen leugnen, hieße den Grund des Christenthums (in sofern nämlich die Apostel für damals dasselbe begründeten) untergraben. Dies ist nicht wenig befremdend aus dem Munde des Verfassers der freimüthigen Betrachtungen, und — indem er sein Wehe über die Ungläubigen ausrief, jeden Andersdenkenden einen Ungläubigen schalt — etwas hart und ungerecht. Nach einem Edikt des Landgrafen zu urtheilen, muß dieser einige Notiz von seinen Händeln mit den Berlinern genommen haben. Ich kenne die Aktenstücke dieses berüchtigten Streites zu wenig, um ein Urtheil darüber zu wagen; doch dünkt mich, daß die, welche sich von der Proselitenmacherei in dem protestantischen Deutschlande beim größern Haufen oder bei einzelnen Gebildeten eine zu gefährliche Vorstellung machten, sicher, wie der hellsehende Garve schon zu verstehen gab, von dem

herrschenden Zeitgeist in religiöser Hinsicht keine richtige Vorstellung hatten. Gold und List hätten etwa Einige bethört, und Andere zu Heuchlern um des Vortheils willen gemacht. Ich führe hier das merkwürdige Edikt an:

„Nachdem eine von unsern Regentenpflichten diese ist, dahin zu sehen, daß die Verkündigung des göttlichen Worts nicht durch mystische, zweideutige, unzuverlässige und heuchlerische, vielmehr durch solche Geistliche geschehe, die mit dem Vertrauen ihres Landesfürsten auch dasjenige ihrer Zuhörer vereinbaren, die einen offnen, graden, der Würde ihres Charakters und Amts angemessenen Lebenswandel führen, und als solche in dem Publikum erfunden werden; und wir daher zu verordnen bewogen sind, daß künftig kein Kandidat des Predigtamtes zu einem Amte zugelassen werden soll, der nicht zuvor einen körperlichen Eid, daß er kein Freimaurer sey, noch zu irgend einer Sekte gehöre, abgelegt haben wird: als habt Ihr euch hiernach zu achten."

Die übrigen lutherischen Prediger, die ich hörte, sprachen geschmackvoll, liberal und dem Geist der Zeit gemäß; die jüngern gefielen mir durch äußern Anstand und gute Kenntnisse. Man sagte mir, der Landesherr überläßt das Urtheil über theologische Meinungen dem Konsistorium; denn sie, als Urheber der kirchlichen Uebel, sowohl im

Regiment als in den Vorträgen, können allein die schicklichsten Mittel finden, solchen abzuhelfen. Die Lehrer werden ihre bessern Einsichten geltend zu machen suchen, und in dem Maße das Volk in der religiösen Kultur weiter führen, als sie durch einen zweckmäßigern Unterricht in der Jugend dafür empfänglicher gemacht wurden. Der Pastoralklugheit ist hier ein großes Feld eröffnet, ohne Geräusch mit dem Geist des Zeitalters fortzuschreiten.

Außer den lutherischen Protestanten ist hier noch eine reformirte und katholische Gemeine. Beide haben treffliche Prediger; der reformirte heißt Beer. Dieser junge Mann sprach schön, gründlich und mit Anstand. Die denkenden Religionsfreunde in Darmstadt besuchten ihn fleißig; seine lutherischen Amtsbrüder, bei denen Schloß- und Stadtkirche leer bleibt, behaupten, die Konversationen junger Leute auf der schönen Promenade zur reformirten Kirche verschafften ihm viel Zuhörer; als ich ihn aber hörte, war es Winter und Schlackerwetter, und doch fand ich seine Kirche gedrängt voll.

Unter der jetzigen Regierung ward auch der kleinen Anzahl Katholiken vergönnt, sich einen Erbauungsort einzuweihen. Weil sie noch kein hinreichendes Kapital zur Erbauung einer Kirche besitzen, so versammeln sie sich in einem Privathause. Ihr Geistlicher spricht vernunftmäßiger als man-

cher Wächter des protestantischen Zions. Seine Predigten athmen den echten Geist des Christenthums; das erregt bei einigen Beobachtern Mistrauen, und schien Manchem auf geheime Absichten zu deuten. „Wenn" sagte ein sehr wichtiger Mann in Darmstadt, „ein Katholik sich dergleichen Freiheiten erlaubt, so hat er alle Regeln und herkömmliche Observanz überschritten, und hört auf Katholik zu seyn; oder, er hat andere Zwecke, die er dadurch beabsichtet." Ich schwieg, allein es leuchtet mir ein, daß ein katholischer Prediger in protestantischen Ländern frei und unbefangen reden darf, wenn seine Gemeine ihn liebt und ihm traut; denn hier gilt sein Fürst mehr als sein Bischof, und der Bannstrahl Petri verliert seine Kraft.

Notizen von einigen Merkwürdigkeiten. *)

Darmstadt ist gerade eine solche Residenz, wie ich sie mir bei einem Reichsfürsten zweiter Größe dachte.

*) Ich habe diese Notizen nur kurz geliefert, weil, wenn sie auch nicht eigentlich hier an ihrer Stelle sind, doch Manchen zur nähern Kenntniß der angeführten Dinge leiten können.

dachte. Eine winkligte, gothische Stadt, wo in der Mitte die alte vieldachige Burg, vom Wasser umgeben, steht. Zwar kriecht, wie der schöne Schmetterling aus der alten Hülle, aus dem alten Gemäuer ein neues Schloß hervor; aber schon während des langsamen Baues ward es zur Ruine, in deren tiefen Narben und Borsten sich schon das Geisblat rankt. Im Schlosse selbst aber findet man mehr Sehenswürdigkeiten, als man wohl glauben sollte.

1) 36 Ruinenstücke alter Gebäude in Rom aus Kork, nach dem verjüngten Maßstabe sehr genau gezeichnet und treffend dargestellt. Die halberhabene Arbeit ist so bestimmt gezeichnet, daß sie selbst Kenner entzückt. Auf Prunktischen würden sie die trefflichsten Aufsätze in jeder Hinsicht seyn. Sie sollen zusammen 16,000 Gulden kosten.

2) Enthält ein Zimmer, die Instrumentenkammer genannt, sehr viele Modelle, physikalische und mathematische Instrumente; unter denen ich das adamsche Lampenmikroskop, womit man undurchsichtige Körper unter das Vergrößerungsglas bringen kann, anmerken will.

3) Eine treffliche Bücher-, Karten- und Kupferstich-Sammlung.

4) Naturseltenheiten. Diese brachten viele Ideen in mir hervor. Nicht die Mannigfaltigkeit der Kolibris, sondern die ungeheuren Hörner, Zäh-

ne und Knochen von Thieren, die man gar nicht mehr findet. Ist etwa mit Ausrottung der Wälder, mit der Kultur der Erde die Rohheit der Thiere und ihre riesenhafte Größe so verschwunden, wie die rohen Menschen, die sonst riesenhaft waren, und durch Kultur kleiner warden? Aber genießt nicht der Kultivirte in zehn Jahren mehr, als der Wilde innerhalb einem halben Jahrhundert? Gern wollte ich mich mit meinen Gedanken orientiren, aber Hypothesen waren die Ausbeute. Sind die Menschen von Ewigkeit her? Sind die reinen deistischen Begriffe der Hindu Ueberbleibsel einer großen religiösen Kultur? Aber welcher Dämon veränderte so plötzlich die Umwälzung und Lage der Erde gegen die Sonne, daß die Thiere der heißen Zone in Polarkälte erstarrten, und jezt bis unten hin gefunden werden? Dicht neben den großen Gerippen stand ein menschlicher Fötus, hier ärmlich als Seltenheit sich präsentirend.

5) Vergrabenes Korn aus dem vorigen Jahrhundert, das man wieder gefunden hat. Es war unversehrt, aber schwarz.

6) Eine Real-Enzyklopädie zur Naturgeschichte des Pflanzenreichs in Natura. Aus jedem Baum war ein Schubkästchen verfertigt, in Form eines Buchs; der Rücken enthielt die Rinde; die beiden Deckel den Durchschnitt des Holzes; die untere Seite den Kern des Stamms; die obere den Kern der Aeste; inwendig war das Mark, die Knospe,

die Blüthe, sich ansetzende, reifende und gereifte Früchte zu sehen; am Deckel inwendig war die Zeit der Blüthe und Reife, das Vaterland, wo er wächst, der Boden, und das Klima, in welchem er gedeiht, angemerkt.

7) Gemälde. Unter vielen sehenswerthen, die an der Wand hängen, zeichnet sich eines sehr aus, welches der Hofmahler Schmid, der sich damals in Rom aufhielt, geliefert hat. Der Künstler hat den Augenblick gewählt, wo die ersten Menschen zum erstenmal den Wetterstrahl leuchten sehn und den Donner rollen hören. Dies neue Phänomen der Natur erfüllt Beide mit Schrecken und Entsetzen. Adam ist eine vollendete männliche Gestalt. Stark und tadellos gebaut, unterliegt er zwar der Furcht vor der unbekannten Erscheinung, und mögte ihr entfliehn; wendet aber dennoch, selbst im Entweichen, sein Gesicht dem furchtbaren Schauspiel zu. Das mehr erschreckte, zartere Weib sucht Schutz in den Armen des Mannes. Sie verbirgt ihr Gesicht unter ihre Hände, der Sturm schlingt ihr starkes Haupthaar um ihren Leib, und erschüttert sie noch mehr dadurch. Der Charakter des Werks ist so vollgültig ausgedrückt, daß der Sinn des Mahlers keinem Zuschauer verborgen bleibt. Die Haltung ist nicht minder meisterhaft als die Zeichnung und Gruppirung der Figuren. In Hinsicht des Kolorits darf es den besten Gemälden neuerer Künstler an die Seite gesetzt werden. Him-

mel und Landschaft, welche dazu gehören, entsprechen der Handlung, und erhöhen ihren Eindruck. Im Hintergrunde ist die Erhellung des Blitzes sichtbar, und kontrastirt durch ihren matten Schimmer gegen die furchtbare Gewitterfinsterniß der Gegend. Im Vordergrunde beugt der Sturm mit Ungestüm Aeste und Blätter bejahrter Eichen, und treibt Laub und Gras vor den Flüchtlingen her.

Da das Gemälde den Aristarchen sonst zu keinem Tadel Anstoß gab, so ergriffen sie diesen letzten Umstand, um dem Meister vorzuwerfen, daß er der jugendlichen Erde von Alter ausgehöhlte Eichen und bemooste Buchen zugeeignet habe. Aber der Künstler darf das Gesetz seiner Kunst für sich anführen, nach welchem er dem Eindruck seines Hauptgegenstandes alle Nebendinge, dem Interesse seiner handelnden Personen den Schauplatz, auf welchem sie erscheinen, unterordnen mußte. Morsche verwitterte Stämme, welkes durchwintertes Moos, und das herbstliche den Wipfeln entschüttelte Laub, sind viel eigenthümlichere grausenverwandtere Gefährten einer Gewitterscene, als frisches, kaum den Knospen entwundenes Grün. Er brachte den Regeln seiner Kunst das Opfer, welches sie verlangten, und diesen Gehorsam lohnt ihm das Zeugniß, ein Werk hervorgebracht zu haben, das der Kunst seines Vaterlandes Ehre bringt.

Aufbruch der preußischen Rheinarmee nach Westphalen, im Frühjahr 1795.

Nachdem die Preußen vom 20sten Oktober bis zum Anfang des Februars in Kantonirungen gestanden hatten, so fing allmählig eine Kolonne nach der andern an, nach Westphalen fortzurücken *). Eigentliche Winterquartiere hatten die Deutschen selbst hinter dem Rhein nicht; denn da der Fluß ellendick mit Eis belegt war, so mußten die Regimenter sehr starke Kommandos und Feldwachen stellen. Dicht an den Dörfern am Rheinufer lagen die Truppen in den Stuben zusammengeschichtet, weil man einen Ueberfall der Franken befürchtete. Er wäre, wenn nicht schon die Friedensunterhandlungen angefangen waren, vielleicht auch erfolgt. Sehr oft donnerten im Anfang des Januars 1795 die Belagerungsstücke bei Mainz, nicht

*) Ausgenommen die schlesischen Regimenter, welche hier bis zu ihrem Rückmarsch unter Prinz Hohenlohe stehen blieben. Man wußte also schon damals höhern Orts, daß die Preußen heimkehren würden, und daß es von Frankfurt näher nach Schlesien wäre, als von Westphalen.

um es zu erobern, sondern nur zu verhindern, daß keine Truppen von den Deutschen nach Holland geschickt werden konnten, denn sobald die Eroberung von Holland vollendet war, so ward es bei Mainz mit einem Male ganz ruhig. Die erfolgte Stille ließ schon sehr den gewünschten Frieden vermuthen, da überdies die Unterhandlungen des preußischen Ministers von Golz ungestört in Basel ihren Fortgang hatten. Aber der Knoten der politischen Rücksichten war zu stark verschlungen, als daß er den Wünschen der Soldaten und dem Interesse der Regierungen gemäß bald hätte aufgelöst werden können. So weit ließ die Sage am Ende des Jenners die gegenseitige Annäherung der Gesandten kommen, daß der preußische Minister (was ein Hauptpunkt war) beim Glase Wein ausrief: Vive la republique française! und Barthelemi erwiederte: Vive la monarchie prussienne! Was den Preußen nicht nur einen baldigen Frieden, sondern sogar freundschaftliche Verhältnisse mit Frankreich sehr wahrscheinlich machte, war ein kleines Buch, welches den Titel führte: Europa in Bezug auf den Frieden.

Es sollte den Abt Sieyes zum Verfasser haben. Die wahre Lage der kriegführenden Mächte war mit starken Strichen, etwas bitter und ironisch gezeichnet. Frankreichs Bedürfniß und Neigung zum Frieden ward einleuchtend dargethan. Weil

Preußen mit vieler Schonung, ja sogar in schmeichelhaften Ausdrücken und mit Achtung behandelt ward, so wollten viele dem Minister Herzberg dies Werkchen zueignen. Man verwies auf die Täuschung der Kritiker, die ein Buch von Fichte, die Kritik aller Offenbarung, so eben ganz dreist, trotz der Gegenerinnerung Kants, doch für das Werk des Letztern hielten. Mir kam es damals schon so vor, als wenn seit Erscheinung jener Schrift, wenn diese nämlich das Organ war, durch das die fränkische Regierung sprach, die Stimmung zum Frieden in Frankreich sich dennoch sehr geändert hätte. Die Armeen des französischen Direktoriums hatten bald nachher Holland erobert, und unermeßliche Hülfsquellen zur Fortsetzung des Krieges gefunden. Zwar hatte der politische Prophet, trotz dieser reichen Beute, doch den Frieden verkündet; aber die Franken machten es, wie mancher arme Privatmann, der in seiner Dürftigkeit sich Reichthum wünscht, um wohlthätig seyn zu können; der aber, wenn er begütert wird, erst hart und geizig wird. Der republikanische Trotz, dem nahrhafte Speisen den Magen, und dichte Kleider den Leib wärmten, spannte seine, Anfangs gemäßigten Foderungen sehr hoch, rückte die friedliche Perspektive weiter hinaus, und der Friede ward immer problematischer. Man sprach zwar, daß die preußische Armee bloß wegen der kostbaren Ver-

pflegung der Soldaten und der theuren Fourage in den Rheinländern, nach Westphalen zöge; aber die Jahreszeit war so ungünstig, die Wege durch den Lehmboden des gebirgigen Hessenlandes so schlecht, daß Menschen und Vieh auf diesem Marsche mehr litten, als sie selbst bei etwas magerer Kost in den Quartieren gelitten haben würden. Aber sehr freudig trat die preußische Armee den Marsch an, und trotz der großen Strapazen, war sie doch sehr wohlgelaunt; denn sie zogen näher hin nach ihrer Heimath, und die Westphälinger kamen in ihre Standquartiere. Wie oft hörte ich rufen: Hier gehts nach Hause, dort seitwärts nach Osten liegt Preußen. Wir machen bloß einen kleinen Umweg. — Bald gingen diese Worte in Erfüllung.

Aufenthalt in Frankfurt am Main im März 1795.

Als ich im Herbst 1793 aus dem rauhen Hessenlande in die schön kultivirte und hüglichte Ebene bei Hanau und Frankfurt am Main kam, so glaubte ich in ein ganz anderes Klima versetzt zu seyn. Unter allen Nationen waren die Preußen die beliebtesten und gleichsam Favoriten. Sie hatten dazu mancherlei Gründe: Von dem herablassenden Betragen des Königs Friedrich Wilhelm des Zweiten waren sie entzückt; diese Entzückung ergoß sich in alle Konversationen. In dem Hause eines reichen Kaufmanns wußte man es eine Viertelstunde nach der Entree. Man zog jede Gelegenheit herbei, davon anzufangen, zeigte den Fleck, wo er gestanden, den Stuhl, worauf er gesessen, das Fenster, zu dem er hinaus gesehen hatte. Ihre Geschwätzigkeit erwähnte selbst die Gerichte bei Tische, die seiner Majestät behagt hätten; sie gaben auch wohl zu verstehen, in welcher nahen Verbindung sie mit ihm ständen und was ihre Protektion gelten würde. Dies alles geschah oft bis zum Ueberdruß des Zuhörers. Aber der große Profit, den durch das Fuhrwesen und manche Lieferungen große Handlungshäuser gehabt, die Vortheile, welche Künstler, Handwer-

ker und Menschen von mancherlei Beschäfftigungen, von der preußischen Armee zogen, machten sie den Frankfurtern sehr willkommen. Die strenge Manns-zucht bei den ersten Einquartirungen soll ihre Erwartung übertroffen haben. Da die schöne preußische Garde hier lange stand, so kann man leicht denken, wie willkommen die riesenhaften und nervigen Krieger den Schönen waren. Die niedrigen Klassen von Bürgern und Dienstmädchen hatten ihr besonderes Wohlbehagen an ihnen. Man beschenkte sie, und hielt sie in allem frei. Viele zogen als Weiber mit, viele mußten aber auch trostlos am Orte bleiben oder befürchten, im Lager aufgehoben und zurückgeschickt zu werden. Ich glaubte, der preußische Offizier würde sehr viele reiche Kaufmannstöchter in das Preußische verpflanzen und mit ihrem Gelde dem alten Adel neuen Glanz geben; deshalb sagte ich zu einer sehr schönen, artigen und reichen Kaufmannstochter: Nicht wahr, die galanten Offiziere werden manche Schöne aus Frankfurt entführen? „Glauben Sie das nicht," erwiederte sie sehr schnell; „die Mädchen haben hier Prinzessinnrang, sie werden von den Vätern aus politischen Absichten als Wechselpapier verhandelt." Ich weiß, fuhr ich fort, daß Ihnen die Preußen sehr willkommen sind. „Ja, so lange bis ihr Adelstolz sich regte; seitdem sind sie uns gleichgültiger." — Man kann

sich leicht denken, welche Auftritte es geben mögte, wenn der Adelstolz mit dem Kaufmannsstolz sich begegnete. Ueberhaupt merke ich hier an, daß Wohlhabenheit, wenn sie nicht mit einer feinen und liberalen Erziehung begleitet ist, jedesmal in Stolz ausartet, und unleidlich wird. Der Bauer, so sehr er auch unter dem Druck leben mag, schlägt auf seinen Geldsack, und zeigt Bauernstolz; der Kaufmann, der köstliche Gastmähler giebt, und den Mann in hohen Aemtern sich um seine Gunst bewerben sieht, wird kaufmännischstolz; Beide sind weit unerträglicher, als der Adelstolz; dieser ist doch mit einem gewissen edlen Sinn begleitet, der von Niedrigkeiten zurückhält; aber wo Geld den Adel giebt, da füllt schwerlich etwas anders die Seele, als das leere Einmaleins; lieber will ich Diener, Verwalter, Hofmeister bei dem Adel, als bei dem reichen Pächter, Amtmann und den Handelsleuten seyn; bei den erstern kennt man bestimmt die Rolle, die man spielen muß, und fällt nicht leicht aus dem Takt; letzteres geschieht leichter bei reichen Nichtadeligen. — Im Winter 1794 sah ich auf den Wällen Alt und Jung fleißig schanzen; aber weder die Lage noch die Handthierung der Stadt erlauben eine Belagerung; sie hat zu viel reiche Bewohner, als daß sie sich erobern lassen sollte; die Straßen sind größtentheils eng, leicht könnten Bomben alles in ein

Feuer setzen, das nicht zu löschen wäre; wenn auch auf der einen Seite eine Ebene bis an die Wälle sich hindehnt, und die Stadt beschützt wird, so kann sie von Sachsenhausen, von den Anhöhen her sehr leicht ganz zu Grunde gerichtet werden. Dicht vor dieser Vorstadt begegnete ich einem Geistlichen, der im völligen Ornat promenirte; eine viellockige weiße Perücke zierte das Haupt, ein großer weißer spanischer Kragen (Koller) den Hals, und den Körper hinab floß ehrwürdig ein langes schwarzes Gewand; mir, als einem Norddeutschen, wo der Geistliche außerhalb seiner Amtsgeschäffte sich in bürgerlicher Kleidung zeigt, war dies etwas Neues. Hier würde man den, der es thäte, für einen Geistlich-stolzen halten; aber in Reichsstädten herrscht gewöhnlich ein großer Bigottismus, den der Geistliche selbst in der Tracht schonen muß. Wer Frankfurt, Hamburg, Magdeburg, Nürnberg, Augsburg u. s. w. kennt, wird mir hierin recht geben. Es scheint, als wenn das kaufmännische Rechnen ein zu dürres Seelenfutter wäre, und daß in dem Maße, als sie im Handel addiren, sie im Selbstdenken subtrahiren. (Von der großen Menge ist die Rede; denn Umgang mit vielen und gebildeten Fremden, die Betreibung großer Geschäffte giebt Manchem auch eine sehr empfehlende Ausbildung.)

Der Anblick des großen weißen Kragens des

ehrwürdigen Geistlichen brachte einige Ideen hervor, die hier wohl nicht am unrechten Orte stehen: Der geistliche Amtskragen (Päffchen) ist das wahre Symbol der Religion, und schreibt sich her von der morgenländischen Tracht der Geistlichen, wo man lange Feierkleider und an Festen gesalbte Bärte trug. Ein Bartlappen mußte den Schmuck gegen Flecke der Bartsalbe schützen. Dasselbe richtete sich nach der Größe des Barts. Mit den künstlichen Formen des Letztern ward auch das Läppchen zierlicher; hier rund und kurz, dort zakkig und lang: so auch die Unterlage. Die Reformation der Kirchen war gleichzeitig mit der Reform der Bärte. Ob erstere oder letztere Ursach oder Wirkung war, bleibt unentschieden — kurz der Bart war weg; aber funfzehn Jahrhunderte hatten das Läppchen ehrwürdig gemacht, und es zum ausschließenden Kennzeichen des Klerus bestimmt. (An die Juden darf man hier nicht denken.) Die Ursach war weg, die Wirkung blieb. Im Geistlichen hat man zur Verjährung Jahrhunderte angenommen; im Weltlichen ist man mit dreißig Jahren zufrieden. Jezt lächeln die Layen über eine Tracht, die sie, wie eine wahre Reliquie, verehren müßten, wenn sie ihren genauen Zusammenhang mit der Religion wüßten. Die Reformation beschnitzelte so die Lehren, so das Läppchen. Wie mehrere Moden, in Hinsicht des

Zuschnitts, kamen, entstanden Lutheraner, Kalvinisten, Zwinglianer ꝛc. Im zierlichen Europäer-Kostüm liegt doch das Jüdisch-Orientalische zum Grunde. Das Läppchen ist mit der Zunahme der Kälte und Gleichgültigkeit gegen Religion immer kleiner geworden. Der Klerus thut ganz recht, wenn er den Talisman selbst in Gesellschaften umhängt; denn verliert er diesen, so ist es um seine Würde und sein Amt völlig gethan; auch nicht ein bischen schnippern darf er daran, weil es sonst zu klein und unscheinbar wird. So ist der Fall auch mit den Mänteln. Einmal sind die Geistlichen schon so arm, daß sie dazu kaum den zwanzigsten Theil, wie ehemals, brauchen. Jener preußische Bischof antwortete Friedrich dem Großen, auf die Zumuthung, ihn in seinen Mantel gehüllt, einst mit in den Himmel zu nehmen, ganz recht: Sire, Sie haben sie schon so beschnitten, daß man keinen mehr darin verstecken kann.

So wie ich in die Stadt, eine der ansehnlichsten Handlungsstädte, kam, behagte mir sehr das frohe Gewühl eines fleißigen und wohlhabenden Volks. Die Regierungsform ist eine der zweckmäßigsten und wohlthätigsten von allen Reichsstädten. Sie ist zwar aristokratisch, aber doch beliebt. Als im ersten Freiheitstaumel 1792 Küstine in Frankfurt war, und alles demokratisiren und fraterniß-

ren wollte, da erstaunten die freiheit- und gleichheittrunkenen Deutschen, daß das gemeine Volk, selbst die Sachsenhäuser, davon nichts wissen wollten. In einer Addresse an den fränkischen General erklärten sie gradezu mit dürren Worten, daß sie sich wohl befänden, herrlichen Verdienst und beständige Arbeit hätten, daß man sie gerecht und gütig regiere, kurz sie wären mit dem bürgerlichen Zustande zufrieden, in dem sie sich jezt befänden. — Die größte Apologie für den Magistrat.

Ich durchwanderte die Straßen, die von Soldaten und Bürgern wimmelten, begrüßte die Tenjis- (Antonius ist so verstümmelt) Gasse, besuchte meine Bekannten, und eilte zu dem Thore hin, wo das vom Könige von Preußen neu errichtete Denkmal für die hier gefallenen Hessen steht, als die Alliirten im Jahre 1792 Frankfurt wieder erobern wollten.

Das Monument ist eine stumpfe Piramide von grauem Marmor. Am hohen Fußgestell, das auf einem künstlich geschichteten Steingrunde ruht, stehen die Namen der gefallenen Helden. Oben liegt ein Mauerbrecher, in Gestalt eines Widderkopfs, ein Schwert, bedeckt von einem Schilde. Es ist einfach und geschmackvoll, aber nicht vaterländisch. Man höre nur die Urtheile herumstehender Leute aus den gemeinen Volksklassen, für die dergleichen Monumente doch auch wohl sind. Nicht wahr,

sagte einer, die Steine hier unten liegen alle so schief, als wenn sie umfallen wollten. (Sie sind nämlich durch Kunst sehr schulgerecht schief in eine steife Reihe geschichtet, wie es in der Natur schwer anzutreffen seyn mögte, auch nicht in der schöngebildeten einer geregelten Phantasie.) Was ist denn das dort oben? fragte ein Anderer. Ein leibhaftiger Schafskopf, meinte man, mit einem Schlangenschwanz, der von einem Deckel angedrückt wird, und auf einem Säbel ruht; aber die lateinisch geschriebenen Namen konnte keiner lesen. Um der Nachwelt willen, für die man den Marmor zusammensetzte, hat man für die Gegenwart, wenigstens dem größern Haufen, dies Denkmal unverständlich gemacht. Der Römer, dem das Schild und der Mauerbrecher sehr bekannte Dinge waren, würde die Deutschen in Hinsicht der Auslegung dieser Symbole gar leicht übertreffen; aber die Hieroglyphenköpfe der Egypter verstand er auch nicht, ob sie gleich auch schon Jahrtausende für den Leser dastehn. Wenn man beim Leichengepränge einem Soldaten Stock, Degen und Schärpe auf den Sarg-Deckel legt, so versteht Jeder den Sinn davon. Hat man nicht deutsche National-Attribute, die sehr wohl als Signaturen der Schönheits-Symbolik gebraucht werden können? Selbst die verschriene steife Militärtracht haben geschmackvolle Künstler so geformt, daß sie,

ohne

ohne ihre Eigenthümlichkeit zu verlieren, sich an den schönen nervigen Gliederbau des Helden sehr trefflich anschmiegt: warum sollen Kleidung und Attribute nicht national seyn, und das Charakteristische des Zeitalters bezeichnen? Ich sah oft Menschen in Berlin auf dem Wilhelmsplatze die Helden betrachten, die dort in Marmor gehauen stehen. Die Löwenhaut und deren Bedeutung leuchtete ihnen bald ein. Winterfeld und Schwerin, als Menschen in unbekannter Tracht, in einer römischen Toga, einer Perücke aus dem 17ten und mit dem Bande vom schwarzen Adlerorden aus dem 18ten Jahrhundert, interessirten sie wenig. Aber mit Wohlgefallen ruhte ihr Blick auf die Helden Keith, Seidlitz und Ziethen, die in ihrer kriegerischen Nationaltracht viel kennbarer sind.

Ich hatte noch einen andern Gesichtspunkt, aus welchem ich das Monument bei Frankfurt betrachtete. Ob wohl die Franken dies Denkmal unbeschädigt lassen würden? Doch der Vandalismus ging mit Robertspierre zu Grabe, und als ein öffentliches Kunstwerk werden sie es wohl unbeschädigt lassen. (Es ist auch bei den mehrmaligen Besuchen der Franken geschehen.) Aber wenn, selbst nach der Aussage einiger hessischen Offiziere, der Geschichtschreiber einst erzählen sollte, daß sie als ein Opfer fielen, welches der treulose Küstine zum Schein verlangte: könnte ein Denkmal die Schat-

ten der gefallenen Helden aussöhnen? oder den Beschauer des Monuments mit Wohlgefallen erfüllen? Wer den Platz betrachtet, die Wälle mit Kanonen bepflanzt sieht, von welchen man unter den dichten Haufen der Hessen schoß, der findet die Zahl der Gefallenen sehr klein.

In den Aubergen, vorzüglich im weißen Schwan, fand ich ziemlich viel preußische Offiziere, welche zechten und Hazardspiele wagten. Es schien, als wenn sie hier schon lange einheimisch wären. Viele trennten sich sehr ungern von dieser Reichsstadt, wo sie so viele Vergnügungen genossen hatten; mancher hatte aber auch fast alle sein Geld da gelassen.

Um vier Uhr ging ich schon nach dem Komödienhause. Wider mein Erwarten standen hier, obgleich das Schauspiel erst um sechs Uhr angeht, die geputzten Menschen in Menge auf der Thürschwelle. Ich mußte ebenfalls warten; obwohl man die Preußen begünstigte und für den halben Preis hineinließ. Ich war schon öfter hier gewesen; aber selten traf ich ein bürgerliches Lust- oder Trauerspiel, fast immer war ich Zuschauer einer Operette. Das rothe Käppchen ward acht und zwanzig Mal, die Zauberflöte wohl noch öfter gegeben. Es scheint, als wenn der Geschäfftsmann im Komtoir nur das Erschüttern des Zwergfells zu seiner Erholung brauchen könnte. Daher nimmt man

mit den schlechtesten Singstücken vorlieb. So ist z. B. der Ritter Roland ein so schlechtes, erbärmliches Stück, das sich eher auf den Schauplatz eines Puppenspielers, als auf eine Nationalbühne schickte. Selbst die Musik, die Dekoration, die Aktion der Schauspieler, die manches schlechte Stück heben, konnten es nicht beliebt machen, so sehr man auch über die närrischen Misgeburten der menschlichen Phantasie lachen muß. Für die Gallerie waren diese Leckerbissen von Narrenpossen vom reizendsten Werth; doch in einer Handlungsstadt scheint man hinzugehen, um zu lachen und zu vergessen. Nur einmal, als ich das Schauspiel von Kratter, Alexander Menzikof und Natalie, aufführen sah, bemerkte ich, selbst auf der Gallerie, ein lautes Schluchzen. Hier pflegt man gewöhnlich zu lachen, wenn das Parterre weint. Man rief die Helden des Spiels mit Ungestüm, um sich noch an dem Nachhall der Empfindungen zu laben.

Ich hatte Zeit, meinen Gedanken nachzuhängen, welche die große Frequenz der Menschen vor der Thür des Schauspielhauses in mir erzeugte. Die Reichsstadt Frankfurt gehört zu den reichsten Städten in Deutschland. Der ererbte Reichthum hat die Kinder der schönen Künste herbeigerufen. Nach manchen Deliberationen, welche die Geistlichkeit sehr erschwerte, entstand eine National-

Bühne, die jezt, bald nach ihrem Entstehen, mit den besten Theatern Deutschlands rivalisirt. Aber bald wird für Frankfurt die Epoche erscheinen, die für die reichen Städte Brüssel, Mecheln, Antwerpen ꝛc. in den Niederlanden nach der Sperrung der Schelde erschien. Die Handlungs- und Religionsfreiheit, noch mehr die nahe französische Rheingränze, wird den Handlungsgeist lähmen, oder die Kaufmannschaft vielleicht hier weg nach jener französischen Gränzstadt locken. In den Niederlanden waren einst die Zeiten ungünstig, die Gemüther bigott und verfinstert; deshalb konnten nur die Künste gedeihen, welche die Pfaffen um der Tempel willen und des Dienstes der Religion wegen begünstigten; Mahlerei, Bildhauerei, Musik, aber originell nach der geistigen Organisation und Empfänglichkeit des Niederländers, blühten dort auf. Man sah viel mechanische Künstelei in den Kunstwerken, denen weiter nichts, als der Ideal-Charakter der italienischen Schule fehlte. Das ruhige Phlegma erzeugte bedächtig das Kleinliche in der Arbeit, die als mechanisches Produkt mit den mechanischen Fabrik- und Manufakturarbeiten sehr viel Aehnlichkeit und gleichen Werth hatte. Jezt ist Frankfurts Handel, ehedem durch die geistlichen Staaten in der Nachbarschaft genährt, durch die Nachbarschaft der Armeen aufs Höchste gestiegen. Alle Arten von

Erwerbe haben gewonnen: die Kaufleute en gros eben sowohl, als die Krämer en detail. Alles holte viele Stunden weit seine Bedürfnisse aus Frankfurt. Wenn nun jezt durch das begünstigte Mainz der Handel und Wandel eine andere Richtung nimmt, dann bekommen die Einwohner dieser Stadt hinreichend Muße, ihre erworbenen Schätze gemächlich zu verzehren. Der blühende Buchhandel, der Umgang mit Fremden, die benachbarte Gränze Frankreichs, die große Anzahl trefflicher Gelehrten und gelehrter Bildungsanstalten — alles wird dazu beitragen, Künsten und Wissenschaften eine willkommene Aufnahme zu verschaffen. Liberal und selbstständig werden sie dann hier einen trefflichen Schwung bekommen.

Das Schauspielhaus, das sehr trefflich durch die Unterstützung reicher Kaufleute dotirt ist, wurde schon eine Stunde vor dem Anfange des Stücks gedrängt voll. Die Logen strotzten, die Lorgnetten manövrirten und flankirten unter dem weiblichen Geschlecht; republikanisch stampfte, tobte und pfiff die Ungeduld. Indeß stimmten die Virtuosen ruhig ihre Instrumente so lange, bis auf der illuminirten Uhr über dem Vorhang der Zeiger auf sechs Uhr wies. Nun rauschten die Saiten, es tönten die Hörner, und das Fest der Lazaroni, eine Operette von Schink, ward gegeben. Es konnte aber jeden andern Titel eben so

gut an der Stirne tragen. Man hat das Stück, vorzüglich die Komposition desselben von Wranitzki, mit Mozarts Zauberflöte verglichen; deshalb war man so neugierig. Die Zeit hat längst das Urtheil über diese Operette fixirt. Es fehlen ihr die gefälligen in die Ohren fallende Themata des Mozart; zu Volksliedern sind zu künstlich.

Unter den Akteurs zeichnete sich besonders eine Aktrice mit Nahmen Schwachhofern aus, so wohl in Rücksicht der Deklamation und Pantomine, als auch des Gesanges. Sie hatte eine volltönige Stimme, welche die Stärke der Saiten und die Anmuth des Flötentons vereinte. Ungezwungen war ihr Wesen; Aktion und Pantomine harmonirten so vortrefflich, daß das Publikum die übrigen vergaß und nur seine Blicke auf dies kleine und eben nicht schöne Mädchen warf. Da sieht man, was Kunst und Natur im glücklichen Verein vermögen. So oft sie auftrat, wurde applaudirt. Eine Scene machte besonders Glück. Das lose Mädchen hatte listig genug den Liebhaber zur Eifersucht gereizt, und ihm das Glück geschildert, große und reiche Anbeter zu haben. Sie singt ihm vor, daß ihm Sehen und Hören vergeht:

Eine große Frau zu werden
Ist doch keine Kleinigkeit.

u. s. w.

>Nichts mehr thun und nichts mehr schaffen,

Als sich in dem Spiegel sehn,
Spielen, essen, trinken, schlafen,
Sprich, wer sollte das verschmähn?

Kurz darauf erklärt sie alles für Spaß; Beide singen das Duett:

Ambrosio.	Rosaura.
Jubel und Freude, lustig lebendig,	Daß du mich zärtlich immerdar liebest
Wieder ein Liebchen, treu und beständig!	Und mich durch Eifersucht nimmer betrübest;
Süße Rosaura, wie dank' ich es dir.	Dieses verlang' ich zum Lohne von dir.

Harmonie und Melodie stimmen vortrefflich zusammen. Das Ende begleitet ein Freudentänzchen. Mehrere Male ward sie vorgefodert, die Scene zu wiederholen.

Die Invektiven auf den Adel, die Koketterie, Treulosigkeit und Unbeständigkeit, wurden fortgesetzt beklatscht.

Wanderung nach Offenbach.

Von Breindesheim, einem hanauischen Dorfe an der Chaussee, die von Frankfurt nach Kassel führt, ging ich nach Offenbach. Schon war es der zwei-

te März, und noch war in dieser Gegend, die so milde ist, der Winter sehr streng. Je weiter die Sonne heraufkam, desto mehr thaute der harte Boden auf, und fester hängte sich die fette Erdmasse an. Von der Sonne beleuchtet, lag das Dorf Bergen neben mir, wo im siebenjährigen Kriege die Franzosen gegen Preußens Alliirte einen großen Sieg erfochten. In Barnheim, eine halbe Stunde von Frankfurt, sind, obgleich keine Hauptstraße durchgeht, fast an allen Häusern Schilder, die aber nur Belustigungsörter andeuten, wo die ehrbarsten Gesellschaften und die niedrigsten Kliken-Gesellschaften neben einander existiren. Als ich an das Mainufer, Offenbach gegenüber kam, wollte ich mich in den ersten besten Kahn setzen, der da stand; weil aber der Main die Gränze zwischen Isenburg und Hanau macht, so hat jede Landesherrschaft einen Fährmann, der zwar mit Passagiers überfahren, aber keinen zurücknehmen darf. Die Fahrt war sehr angenehm; Frankfurt lag mit seinem großen kolossalischen Dom und seinen vieldachigen Häusern in der Ferne; umher prangten wohlgebaute Dörfer und niedliche Landhäuser. Ein sehr gutgekleideter Isenburger Landmann, nebst seiner Tochter, fuhr mit über den Fluß. Wie schön, sagte ich, ist Gottes Welt! Der Bauer hatte Sinn dafür. Er pries sich sehr glücklich. Herr, sagte er: tausenderlei Plackereien, und

viele Abgaben, die andere Nachbarn drücken, kennen wir kaum dem Namen nach. — Wie ganz verschieden von der gewöhnlichen Sprache des Landmanns in kleinen Fürstenthümern, die sich fast immer in bittere Klagen ergießt. Ich durchstrich die geraden Straßen dieses offenen Landstädtchens nach allen Richtungen; sie wimmelten von Menschen; alles schien von Handel und Gewerben belebt; die Häuser der Metzger waren mit geschlachteten Schweinen, Kälbern und Ochsenvierteln behangen. Offenbach ist in der Nachbarschaft von Frankfurt in einer sehr glücklichen Lage. Sonst pflegen die großen Handelsstädte die kleinen zu verschlingen; aber hier ist gerade das Gegentheil sichtbar: die Pflegetochter wird reichlich ausgestattet; vorzüglich soll der reiche Bernhard in der Gesellschaft von Dorwille hier Millionen in Umlauf gesetzt haben. Durch ihre großen Tabacksfabriken und andere Erwerbszweige geben sie den Einwohnern mannigfaltige Gelegenheit zum Verdienst. Nicht genug konnte man die Wohlthätigkeit des humanen Bernhard rühmen; man verehrt ihn, wie den Schutzgott des Orts. Diese Huldigung ist ein freiwilliges Geschenk, das den edlen Wohlthätern der Menschheit zu Theil wird. Die vielen Fremden, die vielen Frankfurter, die ganze Tage hier sind, und oft hieher zum Vergnügen fahren, mögen wohl auch das Ihrige zur

Nahrung beitragen; allein der unsichtbare Hebel, der einen solchen Wohlstand hervorbringt, ist wohl die weise, milde und gerechte Regierung, die nicht die Unterthanen foltert, und ihnen den letzten Blutstropfen aussaugt, sondern, mit dem beschiedenen Theil zufrieden, Jeden denken, glauben, handthieren und treiben läßt, was er will, wenn er nur nicht die öffentliche Ruhe stört, oder eines Andern Recht beeinträchtigt. Der zum gemeinschaftlichen Leben im Staatenverein bestimmte Mensch bringt die schönsten Talente mit dahin, um das gemeinsame Glück zu befördern; nur müssen kein Zwang, keine Zunft, keine privilegirte Kaste seine rege Thätigkeit in Fesseln schlagen, wenn sie reife Früchte ziehen soll. Hier thut man weiter nichts, um den Flor der bürgerlichen Gewerbe zu befördern, als daß die öffentliche Gerechtigkeit alle obwaltenden Hindernisse wegräumt, damit Jeder ungestört seinen Weg wandeln könne, und es entspringen Manufakturen, Künste, Wissenschaften, Akademien überall von selbst; wo aber künstliche Schienen der Industrie angelegt werden, da will es, trotz manchen politischen Handgriffen, nie recht fort. Was haben manche Könige nicht für Summen Geldes zur Errichtung gewisser Arten von Fabriken und Manufakturen gegeben, und doch gleichen diese letztern den Früchten in Treibhäusern; sie werden nur halbreif und verwelken bald wieder. Wie viele

Etablissements sind nicht sehr bald wieder zu Grunde gegangen! Wenn nun gar der Landesherr der feindseligste Dämon des Unterthans ist, wenn er als Titular-Vater des Landes, ohne das Herz eines solchen, nur seine Kinder sich mästen läßt, um sie, wie Saturn, aufzufressen: wie kann da Kultur und Wohlstand gedeihen? Wenn dessen ungeachtet beide blühen, so muß man über die herrlichen Kunstanlagen des Menschen staunen, die trotz so vielen Hindernissen noch so viel herrliche Wirkungen hervorbringen. Durch eine milde Gerechtigkeitspflege sind die Einkünfte, die vor hundert Jahren hier 500 Gulden betrugen, jezt bis auf 40,000 gestiegen. Wenn die Vernunft die Staaten beherrscht, so folgt allgemeine Glückseligkeit von selbst, wie der Schatten, nach. — Noch immer baut man Häuser auf der Seite nach Frankfurt hin, und die Population nimmt sichtbar zu. — Der glückliche Fortgang der Kolonien, die freiwillig entstehen, und sich von selbst anpflanzen, fiel mir, der ich aus dem Preußischen kam, sehr auf.

Ein Beweis der großen Toleranz, welche hier herrscht, ist: daß die Sabathianer, oder Abrahamiden, diese abentheuerlich politisch-religiöse Sekte, hier bis jezt eine ungestörte Existenz genossen hat. Ich sah einige von ihnen in polnischer und griechischer Kleidung. Man sagt, sie trieben kein Gewerbe, sondern leben von dem Gelde, das

sie von Fremden ziehen. Ihr Oberhaupt, ein gewisser Frank *), ein Greis, den man für unsterblich hielt und sehr verehrte, hatte eine Leibwache von 40 bis 50 Ulanen, die grüne Montirungen mit rothen Aufschlägen und Kragen und rothe betreßte polnische Mützen hatten; sie sollen in einem benachbarten Dorfe in einer katholischen Kirche ihren Gottesdienst halten, und durch erhaltenen Zuwachs 1100 Mann stark seyn. Ich fand eine gedruckte Nachricht, die 1791 in Offenbach erschien, welcher zufolge diese Sekte ein Sprößling von einer jüdisch-religiösen Gemeine seyn soll, die den Messias erwartet, oder vielmehr in ihrem Oberhaupte schon zu erblicken wähnt. Nach ihrer Meinung, heißt es da, sind die mosaischen Gesetze zwar nicht ganz

*) Er ist jezt todt. Sein Sohn Rochus und seine Tochter Eva erhalten nicht mehr die großen Geldsummen; die Anhänger vermindern sich. Ein Posamentir lieh 1800 Gulden, ein Bäcker 10,000. Die Schulden sollen 800,000 Gulden seyn. Durch trügerische Künste sollen sie sich noch Geld verschaffen: durch Wechsel, worauf die doppelte Summe steht, und durch Verkauf geborgter Waaren. Die Furcht, im Konkurs alles zu verlieren, hält von der Anru, fung gerichtlicher Hülfe ab. Bis jezt hatte man keine Schulden bezahlen sehen, obgleich der Termin dazu bestimmt war. Diese Sekte scheint sich ihrer Auflösung zu nähern, da die Noth sie drängt, zu niedrigen Betrügereien, die Verachtung erzeugen, Zuflucht zu nehmen.

aufgehoben, haben aber die Heiligkeit und Verbindlichkeit nicht mehr, die ihnen die andern Juden beilegen. Sie feiern nicht die Zerstörung Jerusalems durch Fasten, sondern nur wie ein gewöhnliches Fest. Weil sie in Polen sehr verfolgt und beschimpft wurden, z. B. nur halbe Bärte zu tragen, so traten sie als Moses Anhänger zur christlichen Religion über, und ließen sich taufen. Sie verheirathen sich nie mit andern Christen. Frank, ihr Apostel, soll viele Beweise seiner angenommenen Würde durch Wunder gegeben haben; von der Festung Spiegelberg bei Brunn aber nur durch ungeheure Geldsummen seiner Freunde losgekommen seyn. Ausführlichere Nachrichten von ihm hat man in andern Schriften. Es verhalte sich nun, wie es wolle: ihre Existenz hier ist eine Apologie der Toleranz. Man hört nichts von ihrem schädlichen Einfluß auf die übrigen Bewohner dieses Städtchens, obgleich sie schon viele Jahre sich hier aufhalten. Der Geist des Zeitalters hat ein politisches Gewand angezogen: nur darin scheint er sich zu gefallen; die religiösen Hüllen scheinen ihm die leere Wohnung des ausgekrochenen Schmetterlings zu seyn.

Bei meiner Zurückkunft nach Breindesheim hörte ich hier das Sprüchwort: der Bauer, so weit man die Frankfurter Glocken hören kann, tauge nicht viel. Er verkauft viel braucht aber

auch viel; er trinkt Wein und kleidet sich kostbar; ist, weil er leicht verdient, faul und grob. Selbst mein Wirth, ein bejahrter Mann, klagte über die vortheilhafte und doch sehr unglückliche Nachbarschaft der großen Handelsstadt. Zum Beschluß erzählte er mir die Geschichte von einer preußischen Offizierdame, die bei ihm im Quartier gelegen, und so viel Verdruß und Inkommodität verursacht hatte, daß er ausrief: Gott bewahre, daß aus allzu heißer Liebe gegen die Eheherren nicht die Mode aufkommt, die Weiber mit in das Feld zu nehmen: dann ist der Krieg eine noch schrecklichere Landplage, als jezt. Lieber zwanzig Gemeine und ein Waschweib von der Kompagnie obendrein, mit allen ihren Sudeleien und Wäschereien! — Ich mußte lächeln über den Eifer, worin er bei dieser Aeußerung gerieth. Da ich ihm nun sagte: wenn aber gar ein ganzes Regiment von Weibern in ein solches Dorf einrückte, so müßten alle Männer flüchten; so fing auch er an zu lachen, und meinte: unter zwei Uebeln wäre das kleinste ihm das willkommenste.

Einige Bemerkungen auf dem Marsche nach Westphalen durch das Hessenland.

Wir zogen fast alle Stunden durch das Gebiet eines andern fremden Herrn. Der fette Boden der Wetterau, der so eben aufgethaut war, wurde durch das fortgesetzte Regenwetter ein schrecklicher Sumpf. Von Thorheim aus wollte ich auf die Chaussee bei den Nauheimer Salinen zu kommen suchen, aber hier blieb Wagen und Pferd in dem fetten lehmigen Boden stecken. Der gefällige Pfarrer des Orts lieh noch ein starkes Pferd, aber auch dieses wurde, als es den Berg hinauf zur Chaussee fahren sollte, stätisch; der Knecht machte es los, und ritt davon. Da stand ich allein, während die andern schon eine Stunde zum Voraus waren. Ich ritt in die benachbarten Dörfer, um Pferde zu erhalten. Theils waren sie schon bei den andern Truppen vorgespannt, theils wollte man die vorhandenen nicht geben, weil viele Offiziere, anstatt drei Groschen für die Stunde zu zahlen, die Leute wohl gar noch grob behandelt und mit Schlägen nach Hause gesandt hatten. Ich wußte nun selbst nicht mehr, was ich thun sollte. Die Aussicht, in der Nacht mitten auf der Straße

beim Feuer den Wagen bewachen helfen zu müssen, hatte nichts Erfreuliches; doch der Zufall führte mir einen Retter zu: Ich ritt auf die Höhe bei Nauheim, von wo aus ich die sehr stark bereiseete Chaussee übersehen konnte. Nachdem ich hier eine Weile gehalten hatte, so kamen wohl an 20 Fuhrwagen von Frankfurt her. Da hier das schlimmste Ende des Weges war, wo die Wagen in dem weichen Koth fortgeschleift wurden, so hatte ich nicht das Herz, den ersten, zweiten und dritten anzusprechen. Ueberdies sahen mir ihre Physiognomien sehr hart und grimmig aus. Beinahe waren alle schon vorbei passirt, als ein hübscher junger Fuhrmann mit einer liebreichen Johannesphysiognomie herankam. Ich bat ihn, stille zu halten, zeigte ihm meinen Wagen im Grunde, und erzählte ihm mein Unglück in fremden Landen. Herr, sagte er, indem er auf den schrecklichen Weg hinwies, hier kann Jeder kaum selbst durchschwimmen, dort sehen sie die Ueberreste von Menschen und Wagen liegen. Ich lobte seine trefflichen Hengste, versprach ihm doppelt so viel als Andere für diese theure Stunde Weges zu bezahlen. Alles wollte nichts helfen, und schon wollte er die Pferde antreiben und den andern nacheilen. Da ergriff ich seine Hand, und sagte: Freund, ihr liegt immer auf der Landstraße, wo ihr tausend Unglücksfällen ausgesetzt seyd, und wo

ihr

ihr oft fremder Hülfe bedürft; wenn euch dann kein Mensch in Zukunft hilft, keiner auf euer Bitten achtet; müßtet ihr euch nicht einen Vorwurf machen, und sagen: das hat meine Härte verschuldet? Ihr seyd gerührt, ihr seyd mein Nächster; ihr könnt, ihr werdet helfen. — Freilich, sagte er, wer weiß, wo Gott im Unglück mir wieder ein gutes Herz zur Hülfe sendet. Er spannte seinen schönsten Hengst ab, holte den Wagen herauf und brachte mich bis Butzbach, den allerschlechtesten Weg auf der ganzen Welt. Es ist die berühmte deutsche Meile, die durch fünf verschiedener Herren Länder geht, und ein sehr passendes Symbol des deutschen Reiches ist. Obgleich hier die Post und alle Frachtwagen von Frankfurt nach Kassel und ganz Niedersachsen passiren müssen, so denkt man doch nicht an die Verbesserung des Weges, damit einige benachbarten Bauern, auf Unkosten vieler Tausende mit ihrem Vieh sehr leicht sehr viel verdienen können; doch die Philosophie der großen Herren, nur auf eigenen Nutzen zu denken, findet gar viel Anhänger, selbst unter den Bauern. — Das Ende des schlechten Weges bezeichnet ein großer Galgen, wo der Wind das ausgedörrete Gerippe eines Postdiebes über den Kopf des Reisenden weht. Armer Kerl, dachte ich, du schwebst hier in den Lüften, weil du einige Tausende nahmst; hät-

test du mit einmal einige Millionen auf eine manierliche Weise gestohlen — du wärst Hofbanquier geworden; deine Gebeine ruheten in einer Familiengruft unter schimmerndem Marmor. Hättest du nur das tausende Theilchen des Raubes Wittwen und Waisen vermacht, so weinte dir die Armuth über dies Ehrendenkmal eine Thräne.

Bis Gießen hin sind die Oerter und Gegenden noch angenehm, weiterhin werden sie schlechter und rauher. In Langengöns fand ich ein betriebsames und kluges Völkchen, das dem Kaiser keine Fourage liefern wollte, weil er statt baren Geldes Wechselpapiere gab. Sie gehen mit blauen und weißen Hemden über dem Anzug bedeckt. In Alten-Buseck hörten wir viele Mütter sehr heftig und laut klagen, daß der Landgraf von Darmstadt ihnen fast alle Söhne, die zum Kriege taugbar waren, genommen hätte, und daß die meisten schon geblieben wären. In Kirchheim, einer kleinen Stadt, die nach Hessenkassel hingehört, fand ich ebenfalls viele mit der Regierung misvergnügte Menschen. Man hatte sie gezwungen, sich zu bewaffnen und sich im Exerziren zu üben. Sie murrten heimlich, weil sie nicht öffentlich ihre Meinung sagen durften, fanden es hart, die jungen Leute in fremden Sold zu geben, und den bejahrten Bürger in einen Soldaten zu verwandeln,

ohne sie zu besolden. Die Erlassung der Hälfte von den Abgaben betraf nur die wenigen Reichen, die als Milizen Haus und Hof besitzen. Selbst die Knechte hatte man zum Kriege mit fortgenommen. Viele, die nichts zu verlieren hatten, auch selbst viele, die einiges Vermögen besaßen, flüchteten sich in die Länder der benachbarten Reichsfürsten. Wenn die Franzosen, sagte Einer, freundschaftlich handeln, so werden wir nicht unsere Waffen gegen sie gebrauchen. Der Mangel des männlichen Geschlechts war im Hessischen sichtbar. Die harten Arbeiten, welche statt der Männer die Weiber verrichten mußten, gaben dem zweiten Geschlecht einen starken Körper, aber sehr widerliche Bildung der Gesichtszüge und unproportionirte Gliedmaßen. Man sieht daher selten sehr schöne Weiber.

Im mainzischen Städtchen Neustadt warnte man mich, meine Sachen wohl in Acht zu nehmen, weil, wenn wir zu bequem wären, sie wegzutragen, Andere sich gefälligst diese Mühe geben würden. Ich machte keine Erfahrung, und erzähle nur einen Vorfall, der sich hier zutrug. Das Emigrantenkorps rastete hier lange Zeit. Vorzüglich lobten sie die Juden wegen ihres Geldes. Ein junger Franzose schlich sehr der Tochter seines Wirthes nach. Der Vater, der dies merkte, bat den Kom-

mandeur, ihm einen andern in sein Haus zu legen. Dies verdrießt jenen; er hält an, man verweigert seine Bitte. Wie das Korps wegzieht, so bittet dieser Franzose den Vater des Mädchens, ihm den Sporen am Fuß zu befestigen. Zum Lohn dafür und zum Andenken der verweigerten Einwilligung haut er dem Letztern die Nasenspitze ab. Der Franzose ward aber dafür ehrlos erklärt, und vom Korps weggegagt. — Die Einwohner wohnen in vierstöckigen sehr antik und gothisch gebauten Häusern, wo unter einem Dach Ställe, Stuben, Kammern, Scheunen und alles sich befinden. Auf dem Hausflur sieht man die Ställe, über denselben den Heuboden.

Ueber Berg und Thal kamen wir nach der Festung Ziegenhain, dieser hessischen Bastille, die gegen die Kanonen eines fremden Feindes wegen der nahen Anhöhen ganz unhaltbar, aber stark genug ist, die Staatsgefangenen fest zu halten. Wir zogen durch die beträchtlichen Vorstädte, und sahen viele Bauern als Baugefangene. Sie waren reinlich angezogen, und bettelten nicht nach hergebrachter Sitte. Es waren, wie wir erfuhren, die Leute aus der Grafschaft Bückeburg, die sich nicht zum remden Kriegesdienst verkaufen lassen wollten. Die Einwohner schienen an ihrem Schicksale viel Antheil zu nehmen. Ich dachte, der Geist des

Zeitalters, wenn er in der Mehrheit erwacht, beugt sich weder vor Soldaten, noch Gesetzen, noch Festungsarbeiten. Glücklich sind harte Fürsten, die ungerührt ihre Unterthanen verkaufen, wenn dicke Finsterniß die Gemüther beherrscht; denn, wenn die angezündete Fackel des Nachdenkens Irrthümer entdeckt, sollten die verborgen bleiben, welche die Fürsten zum Nachtheil der Völker nützen?

Die rauhe Jahreszeit schien mit uns nach Norden zu wandern, die Kälte blieb sich gleich; die Landschaft ward unangenehmer, die Dörfer wurden kleiner und schlechter.

Obgleich die guten Hessen von uns so sehr hart waren mitgenommen worden, daß die Regierung sich bei den Generalen in harten Ausdrükken darüber beschwerte, so nahmen sie uns doch sehr wohlwollend auf. Ich ward bei einem armen alten Manne einquartiert, der ehedem als Soldat im siebenjährigen Kriege gedient hatte. Indem ich von dem Pferde stieg, das sehr rauchte, gab er mir treuherzig die Hand, und sagte: ich weiß, daß ein Soldat nichts mit in das Quartier bringt. Ich will dem Pferde Heu geben. Sein ganzer Reichthum waren zwei Ziegen, und sein Heuvorrath etwa einige Zentner. Er drang in mich, so sehr ich seine Bereitwilligkeit ablehnte. Nur gegen strenge Bezahlung nahm ich endlich etwas an.

Hier war ein Pfarrer, der sechs Jahre lang mit den hessischen Truppen in Amerika gewesen war; er schien mir diese lange Zeit zur Einsammlung mancher schönen Erfahrung schlecht genützt zu haben, und überhaupt wenig Kenntnisse zu besitzen. Thomas Paine, der Amerikaner, in seinem Buche über wahre und falsche Theologen, spricht sehr verächtlich von den Deutschen, und meint, daß er sich unmöglich einen hohen Begriff von deutschen Gottesgelehrten bilden könne, da sie sich zum Trost und zur Lehre bei verkauften Truppen anwerben ließen; doch goldene Schlüssel schlossen ja oft die stärksten Festungen auf, warum sollten sie nicht die zarten Gewissen der Theologen öffnen können? Wie gefiel es Ihnen? fragte einer den Pastor; so lange recht gut, antwortete er, als wir englisches Geld zu verzehren hatten. Und dabei hatte es sein Bewenden.

Von hieraus zogen wir in den grundlosen und verdorbenen Wegen über Homburg an der Höhe nach Melsungen; manches Pferd blieb auf der Straße liegen, mancher Knecht erlag unter den Strapazen; manche Kanone stand fest, und die armen Kanoniers daneben im Regen und Schneeschauer; die Infanterie watete mit tausend Flüchen durch den dünnen Moder. Die hessischen Pferde mußten immer aus der Noth helfen. Schwer-

lich hätte ich den Marsch in dieser rauhen Gegend vollendet, wenn mir nicht der Bürgermeister in Homberg freundschaftlich einige tüchtige Pferde verschaffte. Ich verdankte ihm des Mittags eine vergnügte Stunde, die ich unter seinen aufblühenden Töchtern und heranwachsenden Söhnen zubrachte. Bei meinen Erzählungen von den Greueln des Krieges sah ich Mitleid auf dem Gesicht der Eltern, und ein Gefühl des Wohlbehagens, daß sie verschont blieben. Eltern, die durch ihre Kinder in Hinsicht ihrer künftigen Schicksale sehr von den Menschen abhangen, haben viele Berührungspunkte mit den Unfällen des Lebens. Gütig halfen sie mir, und nur durch ihre Mitwirkung kam ich wohlbehalten durch bodenlose Wege nach Melsungen.

Die beschnitzelten Thorwege, die bemahlten Häuser, die ich auf den Dörfern, und das Klavier, das ich bei einem Bürger fand, ließen mich, ich weiß selbst nicht warum, auf einigen Wohlstand schließen.

Auch hier war man voll von Klagen gegen das despotische Verfahren des Fürsten, man seufzte über das Unglück eines kleinen Reichslandes, wo man Preußens Militärverfassung nachahmt; denn auch hier fehlten viele Söhne, die, an die Engländer verdungen, entfernt von ihrem Vaterlande fechten mußten. Viele wurden aufgeopfert, weil sie als

Hülfstruppen (unter der Anführung des Herzogs von York in den Niederlanden, der sich auf ihre bekannte Tapferkeit verließ) auf die gefährlichsten Posten gestellt, und, wie mir ein Offizier als Augenzeuge versicherte, sogar manchmal ohne Unterstützung gelassen wurden. Von 15000 Hessen meinte er, wären höchstens 6000 übrig, die ebenfalls in sehr desolaten Umständen sich befänden. Als ich in Westphalen die desorganisirten und fast ganz zerstreuten Truppen der Engländer sah, schienen mir diese Worte sehr wahr zu seyn.

Da wo sich die Fulda bald in die Werra ergießt, und den Weserfluß bildet, trug uns eine steinerne Brücke auf einen gebahnten trocknen Weg hin, der uns sehr willkommen war. Ueber Berg und Thal rückten wir nach dem Dorfe Nieder-Kaufungen, zwei Stunden auf der Chaussee, die von Kassel nach Mühlhausen führt. Gleich einer gemahlten Landschaft lag die Stadt da. Den Fluß begränzten Bäume, und die schöne Neustadt strahlte mit den neuen Gebäuden hervor Ein Landmann, der so eben aus der Stadt gekommen war, mußte mir, vom Schulzen beordert, den Weg zeigen. Mismuth leuchtete aus der runzlichten Stirn hervor. Ich bedauerte ihn, wegen der Mühseligkeiten seines Standes, daß auch ich ihm dieselben noch vergrößern müßte, und sagte: ich

wolle den Weg wohl selbst finden. Er sah mich an und dankte. Was hat er denn, fragte ich, in der Stadt gemacht? „Ein Sohn dient in den Niederlanden als Soldat, der Knecht ist eingekleidet, und mein jünster Sohn, der meine einzige Stütze in der Wirthschaft war, exerzirt in Kassel. Da er von den zwei Weißpfennigen nicht leben kann, so habe ich ihm Brod und andere Lebensmittel hingebracht. Meine Mutter (seine Frau nämlich) und ich, wir sind schwach. Die Knechte sind entflohen, und vergebens bemühe ich mich um einen. Die Frohndienste drücken und richten mich zu Grunde. Nur der Friede kann uns retten — oder die Franzosen." Mein lieber Mann, sagte ich, für alle diese Lasten hat ihm die Herrschaft auch Land, Haus und Hof gegeben; er muß sie also willig tragen. „Aber wer hat sie denn dem Landesherrn gegeben?" fragte er. Gott selbst, sagte ich, darum heißt es in ihrem Titel: Wir von Gottes Gnaden. — „Daran sollten die gnädigen Herren denken, und uns auch so gnädig seyn, als Gott ihnen ist." Nun es geschieht durch sie nur Gottes Wille. „Nein," erwiederte er heftig, „das kann nicht Gottes Wille seyn, denn wenn er mich geschaffen hat, so muß er auch wollen, daß ich leben kann. Das kann ich fürder nicht. Ich gehe zu Grunde."

Es ist außerordentlich schwer, in jezigen Zeiten

dem Landmann befriedigende Antworten zu geben. — Die persönliche Dienstbarkeit, eine rechtliche Sklaverei, mag nun freiwillig, oder aus Noth, oder durch Unterjochung, oder irgend anders wodurch entstanden seyn, so wird sie jezt dem Landmann sehr drückend. Wenn man sie nicht aufheben kann, so lasse man jenen, damit die armen Menschen ihr Unglück nicht fühlen, in Unwissenheit groß wachsen. Unrechtlich war der Ursprung. Genau gesprochen, kann Unrecht nie Recht werden; aber wenn nach dem ersten Besitzstande gefragt würde, so würden ewige Prozesse entstehn. Deshalb ist das Verjährungsrecht ein sehr nothwendiges Nothrecht. Der Bauer kann sagen, du hast auf meine Person kein Recht. Ich bin nur gezwungen, weil ihr meine Vorfahren mit Gewalt mit dem Rechte des Unterjochers zwangt. Wenn ich die gehörige Macht hätte, so könnte ich euch und eure lästige Herrschaft von mir schaffen. — Mit nichten, würde der Staat sagen: Ich, als personifizirte Gerechtigkeit, muß dahin sehen, daß jeder seine ererbten oder sonst rechtlich erlangten und von mir sanktionirten Rechte auch behalte. Wie diese Verhältnisse entstanden und so lange fortgedauert haben, könnte ich vielleicht nachweisen; aber es kann euch nichts helfen. Hier ist der Besitzstand entschieden. Indeß will ich euch meine Hülfe nicht

versagen; könnt ihr eure Dienste in Geld austauschen (und die Gemeinheiten aufheben); ich will euch rechtsverständige Leute geben, die eure Gerechtsame wahrnehmen, und als Vormünder selbst euren Nutzen befördern sollen; aber zwingen kann ich eure Herrschaft nicht, selbst zu einem so guten Werke nicht. Vor dem Stuhl der Gerechtigkeit sind alle Unterthanen, vom reichsten bis zum ärmsten gleich. — Das ist auch billig, würde selbst der edle und menschenfreundliche Gutsbesitzer sagen. Ihr mögt Recht haben; aber deshalb kann ich dadurch nichts verlieren. Der Staat garantirte mir den Besitzstand, mit allen den Lasten, die euch zwar drücken, aber meinen Vortheil befördern. Mein durch Fleiß und Arbeit erworbenes Kapital steckt in diesen Rechten. Verliere ich sie, so verliere ich den größten Theil meines Vermögens. Laßt uns sehen, wie ihr euer Recht erhalten könnt, und ich keinen Verlust erleide. Können wir uns vereinigen, so ist es mir um euretwillen lieb, wo nicht, so kann ich, weil ich und die Meinigen sonst zu Grunde gehen, euch nicht helfen. Ihr müßt euch auf günstigere Zeiten vertrösten. — Diese billigen Foderungen der bürgerlichen Gerechtigkeit dem Bauer begreiflich zu machen, wenn er sie bei dem hier nicht geltenden Forum des Menschenrechts einmal geltend gemacht hat,

mögte sehr schwer, ja fast unmöglich seyn. Ich machte hier diese Erfahrung.

Seine Reden verriethen wenig Liebe zur Landesherrschaft. Er erzählte mir einen Vorfall, der da zeigte, wie hart man jeden Ausdruck zu Gunsten der Franzosen ahnet. Ein Mann sagte in Gegenwart mehrerer Menschen: von meinen drei gemästeten Säuen gebe ich den hieher kommenden Hessen und Oestreichern keine, aber zwei den Franzosen. Er kam dafür auf ein Vierteljahr in das Zuchthaus.

Kassel im März 1795.

Es war eben Sonntag und die Leute in der Kirche, als ich an das Thor der Residenz Kassel kam. Bei offenem Thor verlangte man von mir Sperrgeld. Wofür? fragte ich die hübsche Frau, die es mir abfoderte. Es ist so, erwiederte sie. Wenn es so ist, sagte ich, so lasse ich mich selbst sperren, und bleibe bei Ihnen eingesperrt, da profitire ich außer dem Gelde noch eine schöne Dame. Sie sagte lächelnd: Sie sind ein Preuße, Sie können in Gottes Namen gehen! (Die waren nämlich vom Sperrgelde befreit.) Ein kleiner Platz präsentirte sich, und führte mich zu einer altmodisch gebauten Stadt, die keiner alten Reichsburg nachsteht. Ist das Kassel? dachte ich, und schüttelte den Kopf; doch eine schöne Brücke trug mich bald in den schönern Theil. Ich stieß auf die landgräfliche Burg, ein Quadrat ohne Zierrathen, außer mit zierlichen Giebelchen im gothischen Geschmack.

Die katholische geschmackvolle Rotonde zog mich an, der niedlichste Tempel von der Welt, reichlich mit Gold, Marmor, Gemälden und Statuen von Heiligen ausgeschmückt; die Mitte des Altars hatte ein vergoldetes Kruzifix; unter demselben stand die neutestamentalische Bundeslade der Katholiken,

worin mit unsichtbarer Kraft die Gottheit das allerheiligste und gebenedeite Gut, die Hostie, umschwebt, und auf den Zauberwink des geweihten Priesters sich in dieselbe verwandelt. Die Kirche war vollgepfropft aus allerlei Ständen. Der vorige Landgraf mag nicht wenig zur Frequenz dieses heiligen Ortes beigetragen haben. Sonst war mir es in einer Residenz eines protestantischen Fürsten, die nur 20000 Seelen zählt, unerklärbar. Die eben so schöne Rotonde in dem großen Berlin, die anlocken könnte, hat kaum den zwanzigsten Theil. Auch hier wird wohl späterhin die zahlreiche Versammlung, wie überall in den Kirchen aller Religionsparteien ohne Unterschied, abnehmen.

Die protestantische Kirche ziert Tischbeins schönes Altarblatt, die Himmelfahrt Christi. Der Pastor Götz ist ein eben so humaner als gelehrter Mann. Er sowohl als der Inspektor Sutorius nehmen viel Antheil an der Litteratur. Zu meinem Erstaunen hörte ich, daß die zahlreiche lutherische Gemeine noch keine eigene Schule hat. Wenn Gelegenheit in andern guten Schulen fremder Religionsverwandten ist, so ist es unnöthig, daß jede Sekte eine besondere Schule habe; ja, oft ist es sogar zur Verbreitung der Toleranz sehr nützlich, wenn die Unterscheidungslehren jeder Partei dem Geistlichen vorbehalten bleiben, und ein allge-

meiner Religionsunterricht für alle Christen gemeinschaftlich auf öffentlichen Schulen vorangeht. Doch hier waltete ein politisch-despotischer Grund ob. Die reformirte Religionspartei ist tolerant, wenn sie gedrückt wird, aber hartherzig, wenn sie herrscht. In der pfälzischen Stadt Frankenthal zeigte sich dies auf eine lächerliche und pedantische Weise. Die Reformirten und Lutheraner hatten einen gemeinschaftlichen Kirchhof. Der nicht längst angekommene lutherische Beamte aus Kaiserslautern ließ nach seiner Sitte auf den Grabhügel ein Kreuz setzen. Mehrmal ward es weggenommen; weder die Gemeine noch der Geistliche wollten es leiden. Als der Beamte sich darüber bei der Regierung beschwerte, so führten die Reformirten zu ihrer Rechtfertigung den originellen Grund an: „Wenn sie das Kreuz stehen ließen, so würde es aussehen, als wenn der Kirchhof den Lutheranern gehöre, da er doch ein wohlerworbenes Eigenthum der Reformirten sey."

Ich ging nach dem Schloßplatz, wo eben die Wachtparade aufziehen sollte. Man hat hier die schönste Aussicht von der Welt in die umliegenden Gegenden.

Zuerst kamen einige zwanzig Garde du Corps, dann ein Bataillon der Leibgarde und zulezt einige zwanzig von der Landmiliz. Heute hatten die

Hessen Ursache, prompt und schnell alle kriegerische Evolutionen und Exerzitien zu verrichten, denn aus den benachbarten Dörfern strömten die preußischen Offiziere herbei, die sich zu Kritikern aufwarfen. Ein Miniaturgemälde, eine Kopie, wovon das Original in Preußen ist, sagte ich zu einem Bekannten; die Uniform, das Exerzitium, alles ist entlehnt. Die Hessen sind aber sehr glückliche Nachahmer, wobei sie doch ihre ursprüngliche Eigenthümlichkeit beizubehalten suchten. Das Air der preußischen Garde hatte die hessische, aber nicht die Größe derselben. Das Exerziren ging nach dem Takt, alles war ein Schlag und ein Griff. Im Marsch blieb alles in dichten und graden Reihen, und hatte jeder einen festen sich gleich bleibenden Tritt; die Schwenkungen waren regelmäßig. Die Preußen lobten sie einstimmig: wenn sie nur 200,000 Mann stark wären; dann ließe sich wohl etwas mit ihnen ausrichten. Was hilft jezt, sagte ein einsichtsvoller Offizier, die alte Taktik, die das Militär zu bloßen Maschinen macht. Die mechanische Naturkraft der Alliirten ist im Revolutionskriege von der selbstthätigen organischen Kraft des Geistes, der die Franken belebt, fast jedes Mal überwunden worden, wiewohl sie keine künstlich dressirte Maschinen waren, und wenig Routine in den militärischen Exerzitien hatten.

Mein

Mein Begleiter merkte einen kleinen Vorfall bei der einen Kaserne an: der jetzige Fürst hat e den Soldaten das Brod abgebrochen; alles murrte. Eines Tages stand über allen Thüren folgendes plebejes Verschen geschrieben:

Landgraf gieb uns Brod,
Sonst — — — — — —.

Diese plumpe Beredsamkeit verschaffte den Soldaten das Brod wieder. Bei der dem verstorbenen Landgrafen errichteten Statue, die in kolossalischer Größe und römischem Kostüme dasteht, merkte er an, daß sie dem am Piedestal unterzeichneten Vaterlande und dessen treuen Bürgern, dreimal theurer zu stehen gekommen sey, als sie wirklich kostete. Mich erinnerte sie an den amerikanischen Krieg, so wie alle Kunstschätze, die ich sah, und Andere sattsam beschrieben haben.

Hier fand ich die junge verheirathete Frau wieder, deren ich Seite 170 erwähnte. Mancher meiner Leser wird vielleicht mit seiner Phantasie geschäfftig gewesen seyn, beide Eheleute, entweder zu trennen, oder sie bei einander zu lassen. Da hier nun ersteres nicht anging, so wünschte ich, daß Ueberlegung und kalte Vernunft das Werk der Nothwendigkeit vernichten, und wenn nicht Liebe, doch ein reeller Ersatz derselben, Freundschaft, Achtung und eine gewisse Gewohnheit, mit einan-

der zu leben, sich in ihren ehelichen Bund flechten mögten. Allein nach drei Vierteljahren lebten beide . . . Er in der Hoffnung, es werde sich ändern; sie in einer gewissen ertödtenden Gleichgültigkeit gegen alle gesellige Freuden, weil sie den Nacken unter das Joch der Konvenienz beugen, und aus bitterer Armuth alles dulden mußte. Noch keimte in ihr keine Erkenntlichkeit für das Glück, eine angesehene und geehrte Frau zu seyn; denn sie hatte mit den schönen Phantasien der ersten Jugend, die sie als ein Heiligthum in ihr Herz schloß, alles verloren; noch war ihr Herz unverdorben. Aber schon machten die Lüstlinge und vornehmen Müßiggänger Anstalt, sich in dies unbefriedigte Herz einzuschleichen, und durch fingirte Sympathie ihre letzten Zwecke zu erreichen. Ich sprach sie den Morgen eine halbe Stunde vor der Abreise, fand alles, wie ich es von Andern vernahm, und hier darstellte. Wir erinnerten uns der frohen Stunden. Meine Wünsche und Prophezeiungen wurden mit einigen verwischten Thränen begleitet, die einzeln herabrollten. Der Mann ward ernsthaft, ging an das Fenster, sah nach dem Wetter. Mir ward ganz sonderbar; in der Erinnerung schienen einige Saiten anzutönen, einige Wünsche emporzukeimen, so wie die schon beinahe geheilte Wunden wieder aufzubrechen. Ich sehe sie kom-

men, sagte ich, zu denen ich gehöre; neun Stunden müssen wir weiter. Zum dritten Mal wird sich, wie jezt, der Himmel aufklären. Sehen Sie, die Märzsonne kommt herauf, schon beginnt sie die harte Eisrinde aufzuthauen. . . . Adieu! Ohne weiter auf die Bitten zu hören, stürzte ich fort. Ich verlor mich von ihnen in die weite Welt, und diese Geschichte, wie der Rhein im niederländischen Sande.

Die preußische Armee rückt in Westphalen ein.

Alle preußische Regimenter, die durch das hessische Gebiet marschirten, mußten, der Frau Landgräfinn zu Gefallen (ihr Gemahl war eben in Berlin) en parade durch die Residenz ziehen. Vorher hatten die Truppen, um sich dazu vorbereiten zu können, gewöhnlich einen Rasttag; aber dafür war nachher der Marsch neun Stunden bis Wittesingen; kaum war das Regiment durchparadirt, so wurden wir ganz weiß von Schneeflocken; die Kälte war so angreifend, daß ein Windspiel, das auf meinem Wagen ein säugendes hatte, heruntersprang, und vermuthlich nach dem alten Quartiere in Niederkaufungen eilte.

Bei Marburg kamen wir auf einer Chaussee, die einem Sumpf ähnlich war, nach Westphalen hinein. Die vielen Kruzifixe erinnerten uns an ein katholisches Land. Es war das Bisthum Paderborn. Der Boden ward ebener und sandiger. Neben einem trefflich gebauten Kloster rollten unsere Wagen leicht auf einer von den Mönchen erbaueten Chaussee. Ich winkte ihnen, als Wohlthäter unserer armen Pferde, freundlich meinen Dank zu, als ich sie im Vorüberziehn begrüßte; auch erin-

nerte ich mich, daß sie, wie einst ihre nunmehrigen Kollegen oder confratres, faulen Andenkens, wirkten, das unwirthbare Deutschland bewohnbar und durch Austrocknung der Sümpfe, Ausrottung der Wälder, durch Frucht-, Korn- und Weinbau für den Bewohner annehmlich zu machen; sie haben sich aber auch dafür immer den fettesten Boden und die schönsten Gegenden, und zwar mit Recht, erwählt.

Der Gaumen-Dialekt der Menschen, die Häuser ohne Schornsteine, der Rauch, der durch Thüren und Fenster herausströmte, das grobe und kräftige Brod (Bonpournickel) erinnerte an Westphalen. Ich dachte an Helvetius, der zu bitter und galligt diese Gegend, die sich vom übrigen Deutschland unterscheidet, mahlte. Ich sprach einige Bauern, die Unterthanen des Hochstifts waren. Sie lassen sich genug zahlen; wenn man nicht fromm ist, kommt man auch nicht in den Himmel. Alles thun sie; doch nur um das Geld. Jezt schleppen sie alle Geräthe von Gold und Silber aus den Kirchen fort, unter dem Vorwande, daß die Franzosen kommen mögten. Am Ende müssen wir sie wohl gar wieder machen lassen. Das war der Inhalt ihrer Rede.

Salzkoten, ein kleines Städtchen, das von den Salzkoten seinen Namen hat, war mir merkwür-

dig, 1) weil der hier wohnende katholische Pater durch mechanische Erfindung die Sohle ins Gradirwerk herauf und wieder zurück auf eine sehr vortheilhafte Art leitete; 2) weil die Einwohner freie Jagd und Fischfang hatten. Bekanntlich sind das überall Regalien.

Von hier hebt sich die große sumpfige Gegend an, die sich weit durch Westphalen verbreitet. Die Oberfläche ist Torf, die untere Schichte klarer Sand, wie man an den Zuggräben und an den vielen Elsen deutlich sieht. Die großen Dörfer verlieren sich. Man sieht hin und wieder einzelne Häuser liegen, die man hier Bauerschaften nennt. Wälder, Wiesen, Ackerland wechseln ab. In Hessen erinnerten mich die rauhen Gebirge, in Westphalen die großen Sümpfe an das alte Deutschland. Wie mag es vor 800 Jahren zu Karls des Großen Zeiten ausgesehen haben? — Die zerstreuten Bauerschaften machen einen eigenthümlichen, aber eben nicht unangenehmen Eindruck. In Dolbrück (Dielenbrück, ein Ort, zu dem man auf Dielen gelangt) war gleichsam die Mitte eines Kirchspiels. Um die Kirche herum wohnten Krämer und Handwerker. Diese ernähren sich von den Landleuten, die sich zum Gottesdienst hier versammeln, welches wegen der vielen rothen Namen der Heiligen im katholischen Kalender ziemlich oft

geschieht. Da wird gekauft und gezecht. Dafür ist ein jeder Wirth gezwungen, an den Werkeltagen zu arbeiten und mit den Seinigen zu leben, weil ein Krug oder eine Schenke fehlt. Hier war ein wundertyätiges Marienbild mit 7 Schwertern im Herzen. (Bekanntlich bedeutet dies handgreiflich den Schmerz.) Der Altar war mit vielen silbernen Händchen und Füßchen ausgeschmückt, als Zeichen der verrichteten Wunder an Krüppeln. Seit 20 Jahren hat die alte Mutter Gottes — vermuthlich aus allzu hohem Alter — beinahe, aber nicht ganz, zu wirken aufgehört. Da der Pöbel das Aufhören selbst nicht gern sieht, so benutzt der aufgeklärte Pfarrer den frommen Wahn zu guten Werken. Wenn er ein konsequenter Katholik ist, so darf er wohl nicht dagegen sprechen; denn Heilige thaten ja ehemals Wunder, warum also nicht jezt? Die Sonne schien damals, sie scheint auch noch jezt.

In der Abtei Aarhold verkürzte den sumpfigen Weg das Gespräch meines treuherzigen Wirthes. Mit dem Graf von Rheden, seiner Obrigkeit, war er zufrieden, nur nicht mit dem lästigen Frohndienst für die Abtei. Es könne Gott mit einem müßigen Leben nicht gedient seyn; wer essen wolle, müsse arbeiten. Sein Eifer legte sich, als ich ihm bemerkbar machte, daß die geistlichen

Herren den Graken abhielten, sie zu drücken. So gelangte ich in sein Haus. Zuerst ging es der Länge nach über einen gepflasterten Flur, an den rechts und links die Pferde, Kühe und Stallungen von andern Hausthieren gränzten. Im Hintergrunde öffneten sich zwei Thüren; sie brachten uns in einen hohen Saal, zwei Stock hoch, dreißig Schritt lang und funfzehn breit; es war die Küche. Um den Heerd am Fußboden saßen auf kleinen Schemeln alle Hausgenossen; blühende Gesundheit war auf den Gesichtern. Die Hausmutter bewillkommte mich herzlich in plattdeutschen Reden, und drückte mir herzhaft die Hände. Die Töchter und Söhne, wovon einige ziemlich erwachsen waren, entflohen, und blinzelten durch die Thürritzen. Die Kleinern gafften mich unbefangen an. Die Knechte traten bei Seite und nahmen ehrerbierig die Mützen ab. Hier lebe ich und meine Mutter, sagte der Alte, bis uns der Tod abruft; im siebenjährigen Kriege mußte ich als Knecht bei dem Fuhrwesen mit; aus der Unruhe kam ich in diese Ruhe, und endlich in die ewige. Das wolle Gott! setzte fromm die Mutter hinzu. Unter diesen gefälligen Naturmenschen befand ich mich sehr wohl.

In Wahrendorf, einer münsterschen Stadt, lag der General Courbiere, nebst vier Bataillonen.

Ich zog nach Freckenhorst; hier waren nur zwei Klassen Menschen, Leinweber, die durch den Krieg nahrlos geworden, und an die Preußen sehr billig die feinste Leinwand verkauften, und viele Geistliche, nebst deren Gästen, den emigrirten Kollegen aus Frankreich. Der Sage nach hatte man sie aus dem Paderbornschen exilirt oder delogirt, weil die reichen Pfarrer und Kirchendiener die Lebensmittel und das Holz vertheuerten; im Grunde befürchtete man aber wohl die Annäherung der benachbarten Franken; sie waren den hiesigen Einwohnern empfohlen. Die meisten, die ich kennen lernte, waren erz dumme und bigotte Menschen, welche eine Märtirerkrone durch die Verweigerung des Eides und freiwillige Emigration zu verdienen glaubten. Da sie nach ihrem Gewissen dachten und thaten, wie sie gelehrt waren, so waren sie bei mir entschuldigt und vertheidigt.

Hier ist ein Fräuleinstift seit Karls des Großen Zeiten. Ein katholisches Fest ward, dem Aeußern nach zu urtheilen, noch mit eben der Devotion begangen, als in den ehemaligen Zeiten. Die Regel ist sehr milde, die sie zu beobachten verbunden sind. Sie können Urlaub auf ein Vierteljahr bekommen. In der Hinsicht, daß die Stifter ehelosen Mädchen einen anständigen Unterhalt verschaffen, verdienen sie Lob und Nachahmung, selbst

in protestantischen Ländern, so lange, bis man die bejahrten Mädchen aus den höhern und gebildeten Ständen als Vorsteherinnen weiblicher Schulanstalten wird anzustellen wissen. — Man hatte in diese Hallen — der weiblichen Keuschheit heilig — preußische, durch den Krieg sehr unternehmend gewordene, Offiziere gelegt; die Herren waren galant gegen ihre adelige Wirthinnen. Da die Kammerzofen immer jünger und auch wohl schöner waren, so theilten diese mit ihren Gebieterinnen den schönen Fang; aber die Eifersucht brachte durch die Bewegung der gnädigen Hand ein ziemlich schönes Hochroth auf die Wangen, deren Rosen und die Stacheln die jungen Krieger verwundeten. Kurz, das verwünschte Schloß hatte begünstigte Ritter und entzauberte Damen. Es ging recht lustig und weltlich in dieser, der Andacht und Einsamkeit geweiheten Halle, her. Mancher, der weiter ziehen mußte, bekam Heimweh, und eine heiße Sehnsucht. Ich selbst war einige Male unter diesen liebenden Wallfahrern. Ein Fräulein von M . . . zeichnete sich durch ihre Liebenswürdigkeit, ihren Anstand und reinen religiösen Sinn aus. Sie war noch in den Jahren, wo sie die Aufmerksamkeit junger Männer an sich ziehen konnte. Mit edler Resignation entsagte sie allem Weltlichen und lebte nur für die ewige Liebe, die sie

mit Inbrunst und heißer Sehnsucht umfaßte. Diese zarte Schülerinn des so liebenswürdigen Fenelon verbreitete um sich her den überirdischen Glanz einer Heiligen. Sanft war ihre Sprache, unnachahmlich klang das Wort des Friedens, der aus der Seele über die Lippen in diese irdische Welt floh. Wie oft drangen ihre Reden tief in mich. Der hohe Frieden Gottes wohnte in ihrer Brust; den Blick himmelwärts gewandt, schaute sie nach der Heimath guter Seelen; das Ueberirdische, Unendliche, Namenlose nur allein konnte ihre Sehnsucht stillen, kein Glanz, keine Ehre konnte sie rühren, denn es war nur etwas Irdisches. Ihr Körper verweilte nur, bis die Bande sich löseten, welche die schöne Seele gefangen hielten. Oft nahmen ihre Worte einen hohen Schwung, der sehr rythmisch wurde.

Der kleine Bach der Zeit
Stürzt in den Strom der Ewigkeit,
Der Sehnsucht brennendes Verlangen
Wird, ew'ge Liebe, dich umfangen.

Oft, setzte sie hinzu, berauschte das unerfahrne Herz der Jugend. Ach es berückte oft die sorgenlose Tugend. Aber

So wie der Taumel junger Jahre schwindet,
Der Geist der Herrschaft schnöder Lüste sich entwindet,
Dann steigt im edlen und im kühnen Lauf
Das ernste Alter hin zu Gott hinauf.

Noch jezt stimmt sich meine Seele feierlich, wenn ich an diese Glückliche denke, die in selbstgewählter Abgeschiedenheit von der Welt nur für ein besseres edleres Seyn lebt; die, ergriffen vom überirdischen Glanz der Gottheit, Tugend und Ewigkeit, alles was Menschen sorgenvoll auf Unkosten der Tugend suchen, flieht und nur für ihre hohe Bestimmung lebt. Nur dies eine reizende Bild einer vollendeten Religiösen strahlte mir, trotz den vielen, die ich unter Geistlichen und Laien sah, entgegen. Ist es vielleicht so selten, als die echte Tugend, mit der echte Religiosität im ewigen Bunde steht? Wie kalt und unerträglich war mir dagegen die religiöse Gleichgültigkeit meiner Zeitgenossen. Eine lebende immer rieselnde Quelle wahrer Glückseligkeit, die dem frommen Vorfahr sprudelte, ist dadurch für uns versiegt. Nichts, keine Klügelei, keine romantische Empfindelei, kein ausgesuchter ästhetischer Prunk, nichts kann den Verlust des unschätzbaren Guts ersetzen; nur ein echt religiöser Sinn kann ihnen den Himmel auf Erden verschaffen.

Proselitenmacherei der allein seligmachenden Kirche im Jahr 1795.

Es befanden sich unter den vielen emigrirten Geistlichen manche sehr gelehrte und gewitzte Köpfe, die durch die Guillotine verscheucht worden waren. Sie verstanden meisterlich das Disputiren, und da sie meine Neigung bemerkten, mich mit ihnen in Religionsgespräche einzulassen, und die Modifikationen mancher Sätze, die ich aus Artigkeit machte, zu Gunsten ihrer Ueberredungskunst auslegten, so luden sie mich einmal in eine Abendgesellschaft, wo ich, in der Mitte vier solcher Herren, von der Wahrheit des Katolizismus überzeugt und wo möglich als ein verirrtes Schaf zur gläubigen Heerde zurückgeführt werden sollte.

Wir halten Sie, fing der Hauptredner an, für einen Protestanten, der sein System kennt, der bei der liberalen Gelehrsamkeit Wahrheitsliebe genug hat, dasselbe fahren zu lassen und es mit einem konsequenteren und also richtigern zu verwechseln. Sie halten mit Recht ihren Protestantismus für Wahrheit, trotz den vielen Religionssystemen; denn, unter allen kann doch nur eines das wahre, und folglich auch das allein seligmachende seyn.

Nicht wahr? das gestehen Sie ein. — Wiewohl ich sagen konnte: es giebt keine allein heilmachende Medizin, eben so wenig eine allein seligmachende Kirche; so schwieg ich doch und sah, wo es hinaus wollte. Nachher hätte mich bald mein Vorsatz gereut. Das kann ich, erwiederte ich, Ihnen wohl zugestehen. Nun dann, so werden Sie auch zugeben müssen, daß einer von uns Beiden irrt. Sie entweder als Protestant, oder wir als Katholiken. Es sey unentschieden. Lassen Sie das reine Interesse für Wahrheit obwalten; diese entscheide, ob wir Sie als Freund, den wir lieb gewonnen, nicht gern zur Quelle des wahren Glaubens, zum hellen Licht der wahren Kirche hinführen sollten.

Ich. Wenn es das reine Interesse für Wahrheit gilt, so dürfen Sie auf mich rechnen. Ich dürstete von Jugend auf nach Wahrheit; alles las ich begierig, was mir dieselbe enthüllen wollte; bis jezt aber bin ich noch im Suchen.

Ignatius. (so nenne ich meinen Opponenten) Das glaube ich auch; nur die wahre Kirche allein, in deren Schooß Sie nicht das Glück hatten, geboren zu werden, führt ihre Bekenner dahin. Folgen Sie nur meinen Winken, Sie werden finden, was Sie suchten.

Ich weiß, daß Sie nach der neuern Philosophie längst zu der Einsicht gelangt sind, daß die

übersinnliche Welt der kurzsichtigen Vernunft nicht zugänglich ist, diese nur kann einen vernunftmäßigen Zusammenhang unter die durch die Sinne wahrgenommenen Gegenstände bringen; und doch heißt es: selig sind die, die nicht sehen und doch glauben. Was die trügliche Vernunft zu geben verspricht, und lügenhaft täuscht, das bringt die Offenbarung; das Wort, das vom Himmel stammt: nicht wahr, das glauben wir Beide?

Ich. Allerdings, Religion muß aus der Quelle der Offenbarung fließen. Ich halte die christliche für die wahrste.

Ignat. Gut, das sag' ich auch, wir sind einverstanden. Lassen Sie uns nur weiter wandern, ohne besorgt zu seyn, wohin der Weg führt. Die Richtung desselben ist bestimmt; Offenbarung ist ein Wunder, das wir jezt nicht sehen, und wenn es uns zu sehen vergönnt wäre, so wenig begreifen würden, als wie ein brennendes Licht einen Docht anzünden und die Finsterniß erleuchten kann: so auch, wie die Wahrheiten einer übersinnlichen Welt, durch sinnliche Darstellung auf unsern Verstand wirken, das Herz trösten und den Willen heiligen können.

Ich. Ja, das ist so wahr, als wunderbar.

Ignat. Dieses Wunder der Offenbarung be-

greift als ein Hauptwunder viele kleine in sich, die schon, nur unbemerkt, wie der Keim unter vielen Hülsen etwa, wie ein kleines Nürnberger Ei in dem größern enthalten ist. Meinen Sie nicht auch?

Ich. Wenn ich die Worte allenfalls verstehe; ich sollte meinen.

Ignat. Ich will mich deutlicher erklären. Die Art und Weise der Offenbarung ist ein Wunder und ein Geheimniß; die Lehren, die sie verkündet, werden auch Geheimnisse seyn müssen. Ich verstehe darunter etwas der Vernunft Unbekanntes, gar nicht von ihr selbst zu Findendes, denn sonst brauchte es keiner Offenbarung.

Ich. Allerdings. Offenbarung soll die Vernunft etwas lehren, was diese nicht selbst ausgrübeln kann.

Ignat. Daraus folgt etwas, was die Herren Lutheraner ungern zugeben, weil es ihnen ungünstig lautet; nämlich, daß der Glaube oft das Wissen einschränken müsse, daß da Klügelei weichen müsse, wo nur ein Staunen, ein Anbeten der ewigen Liebe und Weisheit statt finden sollte.

Ich. Freilich sollte es so seyn; aber daraus folgt, daß die Vernunft dem Glauben gehorsam seyn soll. Da kann vieles befohlen werden, was dem Herzen eben so zuwider ist, als dem Verstande.

Ignat.

Ignat. Richtig; aber wir haben ja versprochen, uns in den richtigen Folgerungen aus den als wahr anerkannten Prämissen, nicht stören zu lassen. Sie sind viel zu vernünftig, um nicht einzusehen, daß der Mißbrauch die Sache nicht aufhebt. Der gesetzliche Zustand hat der Menschheit viel gekostet, und doch ist der gepriesene Zustand des Wilden, gegen die großen, eben nicht nothwendigen Uebel der Staaten, das ärgste und schrecklichste Uebel von der Welt. Als ein guter Katholik mißbillige ich auch den Mißbrauch, der das Heiligste entheiligt. Wir wollen hier davon wegsehen, und uns an die reine Wahrheit halten.

Ich. Gut, damit bin ich zufrieden.

Ignat. Wunder geben Sie zu. Mit Recht; wie damals, also noch jezt, wenn es Gott für gut findet; nicht, als wenn ich sage: es geschehen wirklich welche; auch wage ich nicht, die wahren von den falschen zu unterscheiden. Diese Nebenuntersuchung würde uns von unserm Vorhaben wegleiten. Jezt nur, so wie die Sonne damals leuchtete, der Baum blühete, die Wärme den Schooß der Erde aufschloß und befruchtete, so geschieht es noch jezt. Also Wunder, die damals geschahen, können auch jezt geschehen. Ich spreche von der Möglichkeit.

Ich. Die kann ich zugeben; aber weiter nichts. Die Wirklichkeit — —

Ignat. Bleibe jezt weg. Sie sehen aber, wie konsequent der Katholik gegen den Lutheraner ist; dieser nimmt die Prämissen an und leugnet die Konsequenzen. Das ist gegen alle Wahrheitsliebe.

Ich. Allerdings; hier haben Sie einen grossen Vorzug.

Ignat. Ihr aufrichtiges Geständniß freuet mich. Ich will Ihnen auch desto unverhohlener meine Meinung sagen. Ich weiß, Sie leugnen die historischen Sagen von dem Primat des Papstes, von der Infallibilität der Kirche, von dem Vorzug des geistlichen Regiments vor dem weltlichen. Ich selbst komme in Versuchung, es für unzweckmäßig zu halten, wenn ich an die Entheiligung des Heiligsten und an die traurigen Folgen denke, die daraus flossen. Aber gestehen Sie, den Mißbrauch abgerechnet, die Anlage der verschrienen Hierarchie war sehr trefflich. Ein Oberhaupt nur, das den Segen aus der ersten Hand vom Himmel empfing, konnte den Segen und die Kräfte durch alle Grade ertheilen, durch ihn das himmlische Gnadenfeuer in alle Herzen der Gläubigen sich ergiessen. Treu wird der heilige Sinn der himmlischen Lehren bewahrt, kein Zweifel tödtet Ruhe und Tugend. Bestimmt spricht der Mund, was die Gemeine der Heiligen glauben soll, und heiter,

ungestört von Klügelei, die nur den Quell des zeitigen und ewigen Wohls vergiftet, fließt das Leben hin. Der Geist der Liebe herrscht, entflammt zu guten Thaten, durch das Gesetz der ewigen Liebe, und zeigt den Vorschmack der Vollendeten in dieser Zeitlichkeit.

Ich. Ja, wenn es so wäre, welche Vernunft würde nicht — so kühn und vermessen auch das Wissen den Glauben beherrschen will — mit Freudigkeit ihr Amen hinzu setzen? So aber . . .

Ignat. Sie sollen nicht dem äußern Schein anhängen, sondern nur der innern Wahrheit, die, ein Erbtheil unserer Kirche, sich Ihnen aufschließt, und früh oder spät alle Gemüther beherrschen wird.

Ich. In diesem Punkte sey es. Hier denke ich gut katholisch.

Ignat. Auch hoffe ich, sollen Sie es im andern Punkte werden. Sie glauben das Geheimniß der Erlösung, der Rechtfertigung. Der Mensch kann nie mehr als seine Schuldigkeit gegen Gott, den Gesetzgeber der Gebote, die im Herzen geschrieben sind und durch das Gewissen kundbar werden, thun; aber weniger wohl thut sehr oft die Trägheit, die die Pflichten zu schwer dünken. Nicht wahr?

Ich. Ja, aber was folgt daraus?

Ignat. Daß der Mensch oft eine Schuld auf

sich ladet, daß die Reue eine That nicht ungeschehen macht, daß Gott, als Rächer alles Bösen, es strafen muß. Der Mensch erblickt das ewige Elend, erschrickt und verzweifelt. Vergebens martert sich die Vernunft, eine befriedigende Auskunft zu finden. Sie verwickelt sich in ewige Widersprüche. Das sagen Protestanten auch. Da tönt vom Himmel das Wort des Trostes: „Dir sind deine Schulden erlassen!" Kühn ist der Gedanke; Geheimnisse umhüllen ihn; begierig ergreift ihn der Bußfertige. Er spricht: ich glaube, siehe auf den guten Willen gnädig herab; und getrost geht er von dannen. Das undurchdringliche Räthsel der Vernunft hat Offenbarung hier gelöset.

Ich. Das glauben auch die Protestanten.

Ignat. Ja wohl, aber warum scheuen Sie sich nun zu folgern, was, ich mögte sagen, willkürlich und beinahe von selbst folgt? Konnte die göttliche Huld damals durch einen Mittler Reue und Schuld erlassen: kann durch einen andern, der an seiner Stelle steht, das Oberhaupt der Kirche nicht Kasteiungen (nur zweckmäßigere als die bisherigen) anempfehlen, Ablaß verkünden, bestimmen, wie die Rechtfertigung erfolgen soll? sollte es auch nur ein Ablaßbriefchen seyn. Zu einem Zweck dienen mehrere Mittel.

Ich fühlte die große Konsequenz, und doch

schien es mir so gefährlich, solchen Resultaten zu folgen, daß ich darüber erschrak und verstummte.

Ignat. Ich sehe Sie getroffen. Geben Sie der Wahrheit die Ehre; wir haben im Namen der Kirche obgesiegt. Sie haben nur eine Wahl: ein Katholik oder ein Atheist. Außer hier im Schooß der Kirche nirgends Heil. (Mit pathetischem Eifer fuhr er fort:) Sie versprachen, dem Wink der Wahrheit zu folgen; sie führt Sie zu uns. Warum vor aller Welt verhehlen, daß man geirrt, den rechten Pfad verfehlet, jezt aber ihn gefunden habe? das brächte Ihnen Ehre und Frieden für das Herz. Trotz seinem bessern Wissen in dem Irthume bleiben wollen, ist eine große Sünde.

Ich. Kann ich nicht in dem Verhältniß bleiben und doch glauben, was ich für wahr halte?

Ich verstehe Sie; die Kirche kann die Hindernisse heben; an Hülfsmitteln fehlt es ihr nicht. Sie hat Pfründen, die sie für ihre verirrten Söhne aufsparte. Es würde nicht fehlen. Noch sind Sie im geweihten Cölibat. Ihr gutes Beispiel würde viel tausend Armen und Verblendeten ein treffliches Beispiel seyn. Sie müßten selbst die große Freude schon voraus empfinden, und ich werde mich noch auf meinem Todtenbette darüber freuen. — Sie zaudern? Wie viel Gelehrte, Fürsten und Staatsmänner thaten nicht einen Schritt, den Sie zu thun jezt sich scheuen.

Ich. Erlauben Sie, daß ich mich recht besinne. Noch viele Zweifel schweben dunkel, die ich Ihnen jezt im Fluß der Rede nicht läutern kann.

Ignat. Gut, gut. Wir gewinnen dabei das Meiste; die Ueberzeugung wird noch fester gegen das Zweifelheer.

Ich ging mit dem Versprechen, den andern Tag wieder zu erscheinen, und den gewandten Gladiator zu widerlegen. Ich hörte auf, mich zu wundern, daß der konsequente Katholizismus den inkonsequenten Protestantismus (den neuern vorzüglich) besiegen konnte, besonders wenn die Wahrheit Gold und Ehre im Gefolge hat. Mir war ganz eigen zu Muthe. Ich beschloß indeß ehrlich mein Wort zu halten. Den andern Tag erschien ich.

Ich. Sie sagten gestern, es gebe nur eine seligmachende Kirche und Religion, und doch giebt es der Religionen so viele: sollte Gott nur ein Volk gewürdiget haben? sind auf dem weiten Erdenrund nicht alle Menschen seine Kinder? sollte zu dem großen Himmelsgewölbe, das unsern ganzen Erdball umschließt, der Weg allein durch Rom und einen christ-katholischen Glauben führen? Ich dächte, er sollte allen überall offen seyn.

Ignat. Sie haben Recht, wer die Wahrheit nicht kennt, dem wird der Herr das unverschuldete

Böse wohl vergeben; aber nicht dem, welcher den bessern Weg des ewigen Heils kennt und doch nicht wandeln will. Vergessen Sie nicht Ihren Vorsatz, der erkannten Wahrheit treu zu bleiben.

Ich. Wie, wenn ich nun überzeugt wäre, daß allein das Thun, der Gott wohlgefällige Lebenswandel, der Zweck der Religion wäre? wie nun, wenn Jeder dazu gehörte unter allen nur möglichen Religionsverwandten, und alle Rechtschaffenen zusammen unter der Gottheit selbst die unsichtbare Kirche ausmachten? Ein unsichtbarer Tempel des Herzens; ein unsichtbarer Dienst bedarf keines sichtbaren Oberhaupts.

Ignat. Sie vergessen über den Lebenswandel, den Gott wohlgefälligen Glauben, der selig macht, und doch auch nur einer seyn kann.

Ich. Nein; vergessen habe ich ihn wohl nicht. Den göttlichen Gesetzen kann und soll ein Jeder folgen, weil Jeder ein Gewissen in sich trägt. Aber das Glauben hängt nicht von mir ab, sondern welcher Religonsglaube an dem Geburtsort herrschend war, oder welches Bekenntniß die Eltern haten. Der Heide fällt vor dem Götzenbilde, der Katholik vor einem Heiligen nieder. Alle Glaubenshymnen lauten so verschieden, als die mannigfaltigen Stimmen des Vögelchors. Alle loben und verehren nach ihrer Art den Unsichtbaren.

Bei Allen ist das Bestreben sichtbar, sein Wohlgefallen zu erhalten. Der Höchste sieht auf richtiges Bestreben wohlgefällig herab. Ich glaube ihm nicht zu mißfallen, wenn ich nach der Weise meiner Väter ihn verehre.

Ignat. Unter allen Wegen, die zum Himmel führen, könnte ja einer der kürzeste und angenehmste seyn. Sollte ich Ihnen nicht als Freund denselben anpreisen und Ihnen rathen? Vorzüglich, da Sie der reinen Wahrheit empfänglich sind. Es sind viele, die keinen Sinn dafür haben, denen man es nicht zumuthen kann, die man aber bedauren, und ihnen doch durch Belehrung, so viel sich thun läßt, zu Hülfe kommen muß.

Ich. Gut, daß Sie dies sagen: so viel sich thun läßt. Also ist eine herrschende Kirche unmöglich. Selbst der unreine Katholizismus und Protestantismus, die in den beiden Hauptlehren Gott und Ewigkeit, zusammenfließen, würden bei der Läuterung ihre Konsequenz verlieren müssen.

Ignat. Ich verstehe Sie nicht. Ich dachte, Wahrheit wäre Wahrheit und bliebe Wahrhit, und müßte als solche sich geltend zu machen wissen.

Ich. Ja, wo sie rein, ohne Zusatz von Vorurtheilen vorhanden ist, da wohl; aber bedenken Sie, wie weit der gemeine Katholik und Protestant

hinter der reinen Religionslehre entfernt bleiben, dessen Inhalt sie vorhin angaben. Gesetzt nun, Sie wollten hier die religiösen Vorurtheile läutern, Sie würden, auch bei der kleinsten Abweichung, so inkonsequent seyn, wie Luther und Kalvin bei ihren großen Reformen. Z. B. Er läßt den Satz: Christus ist für die Sünden der Menschen genommen, stehen, weil er ihn stehen lassen muß; macht aber den Zusatz: für den der sich bessert (denn der gute Mensch würde auch ohne jenen Glaubensartikel selig), und verschweigt die sehr richtigen Konsequenzen des Katholiken, die mir vorhin einleuchteten. So ebenfalls mit Wundern; man läßt sie nur bei der geschehenen Offenbarung zu, und leugnet sie für die Gegenwart. Der geistliche Arzt muß den leiblichen zum Muster nehmen, sich nach der geistlichen Krankheit, den geistlichen Vorurtheilen, richten.

Ignat. Das widerspricht ja Ihrem zugestandenen Begriff von der Nothwendigkeit der Offenbarung einer der Vernunft unzugänglichen und übersinnlichen Welt, die Begleitung derselben mit Wundern und Geheimnissen — Also auch das Gegentheil von allem hier erwähnten. Nur eine Offenbarung ist die wahre.

Ich. Ich habe vergessen anzumerken, daß ich aus einem andern Standpunkt philosophiere. Ich

erkläre hiermit die Offenbarung nur für ein zwar nicht allgemeines, aber für den großen Haufen nothwendiges Bedürfniß, das er nöthig hat, um das, was er zum Glauben nöthig fühlt und doch mit der ungebildeten Vernunft nicht einsehen kann, recht gewiß zu wissen. Denn nur das, was der gemeine Mensch hört, sieht und fühlt, hält er für wahr, also nur auch die Versicherung von glaubhaften Männern, die er für göttliche Gesandte hält, die alles das, was sie vortragen, wirklich gehört und gesehen haben; ohne daß ich voraussetze, sie hätten das alles so selbst durch eine wirkliche Offenbarung erhalten.

Ignat. (der hierbei ganz unruhig wurde, erwiderte heftig bedaurend:) Da sind Sie auf einem verderblichen Wege; Sie verstopfen sich die Quelle aller Gewißheit, der Ruhe und Zufriedenheit, wenn Sie das, was ich für objektiv existirend halte, nur als ein Mittel der subjektiven Vergewisserung für die Vorwelt annehmen, für die jezt aufgeklärtere Welt aber als einen frommen Wahn, als ein unnöthiges Gerüst des Glaubens erklären. Wünschen Sie nicht, Herr Philosoph, daß es für Sie eine Offenbarung gebe, um die schwankende Ungewißheit des Wissens in der Spekulation in ein festes Glauben zu verwandeln?

Ich. Allerdings wünsche ich es; dieser Wunsch

würde mich so gut als jene Menschen zur Offenbarung und zum Glauben an dieselbe hinleiten, wenn diese Welt mir, wie den Wilden, als eine bezauberte Welt erschiene. Ich leugne auch gar nicht, daß der, welcher mir das, was ich sehnlich von der unsichtbaren Welt zu wissen wünsche, mit Zuverlässigkeit mittheilte, mir sehr willkommen wäre. Aber ob ich auch wirklich eine reale Offenbarung als sichere Erkenntnißquelle für alle Menschen annehme, ist deshalb mit dem Wunsche nicht verbunden. So wie der Dichter kühne Wahrheiten findet, staunt, und einer Gottheit zuschreibt; so glaubt die Vernunft im Drange starker religiöser Gefühle, die Gottheit sich unaussprechliche große Wahrheiten mittheilen zu sehen, die von der nüchternen Vernunft Jahrtausende nachher in der Spekulation vor dem Richterstuhl der Philosophie so wahr befunden werden, als die Heldengedichte eines Homer und eines Ossian schön gefunden werden von den jetzigen Kunstrichtern, die aus ihnen sich in der ästhetischen Gesetzgebung gewissermaßen orientiren.

Das war ungefähr der Inhalt der merkwürdigen Religionsgespräche, welche hier vorfielen. Wenn ich auch nicht ganz wörtlich alles behielt, so habe

ich doch getreu den Gang der Disputе gezeichnet. Wir schienen gemeinschaftlich auf einer Bahn im Anfange zu wandeln, und zulezt ging der Eine nach Norden, der Andere nach Süden. Wir schieden lau. Er meinte, meine Sophismen würden schon bei reiferm Nachdenken schwinden; ich hätte Sinn für Wahrheit; er wolle keinen Haß auf mich werfen; er würde sich freuen, wenn ich im Glauben sein Bruder würde, wie es schon unsere Herzen wären. Ich erwiederte: so lange sollten die Herzen vereint und die Köpfe getrennt bleiben, bis der reine Katholizismus, dessen Ideal er mir vorgezaubert hätte, in der wirklichen Welt erscheinen werde. Ich würde der erste Proselit und der eifrigste Apostel desselben seyn. Unter seine Herrschaft würde jeder Vernünftige sich freiwillig begeben, und das goldene Zeitalter der Religion finge an.

Münster,
die Residenz des Bisthums, das Hauptquartier eines preußischen Truppenkorps.
Im Frühjahr 1795.

Im Anfange des Aprils war endlich die preußische Armee in Westphalen angelangt. Die Oestreicher und Reichstruppen zogen sich nach Kölln bis nach dem Oberrhein hinab. Die Engländer, Braunschweiger, Hannoveraner und Hessen, die zusammen die Armee unter dem Kommando des Herzogs von York gebildet hatten, waren so desorganisirt, daß sie gar nicht mehr im Felde erscheinen konnten. Uns kamen die Trümmer der zersprengten Armee entgegen; wir sahen einzelne Truppen, die nicht wußten, wo sie die andern suchen sollten, und begegneten einzelnen Packwagen, Geschütz- und Munitionskarren; auch fielen hin und wieder die hochrothe Uniformen einzeln herumwandernder Engländer auf.

Die Preußen besetzten die beiden Bisthümer Münster und Osnabrück. Selbst die Hauptstadt Münster fand ich bei meiner Ankunft von den beiden preußischen, in Westphalen garnisonirenden Regimentern (damals von Romberg und von

Schladen) besetzt. Kurz vorher, als die Oestreicher die Stadt räumen mußten, hoffte man ganz gewiß eine Visite der Franzosen. Schaaren von Menschen zogen daher in Prozession durch die Stadt und sangen den Marseiller Marsch. Man bedaurete nichts mehr, als daß sie bei Aarhus zurückgedrängt worden waren.

„Noch leben die Nachkommen Knipperdollings," sagte vertraulich zu mir ein bekannter Bürger, der mir die drei eisernen Käfige am Kirchthurm zeigte, worin die Stifter des tausendjährigen Reichs zur Strafe verhungerten. „Vielleicht wird ihnen unter der Protektion der Franken eine irdische Republik besser, als eine himmlische glücken!" Mit diesen Aeußerungen stimmten die Erzählungen von andern Männern überein. Die münsterschen Bürger sahen bei der Annäherung der Franken sehr gern, daß die Domherren ihre Sachen einpackten, um die Stadt zu verlassen. Die Vorübergehenden wünschten ihnen spöttisch eine glückliche Reise. Unwillig sah man hier die Emigranten sich verweilen. Die Bürger wollten sich schlechterdings nicht, wie das Landvolk, in Bataillons formiren lassen, so sehr auch der bischöfliche Minister dem Magistrat und der Bürgerschaft drohete.

Bekanntlich ist Münster ein sehr ansehnlicher Handlungsort, der vorzüglich mit Holland in ge-

nauen Verhältnissen steht; daher erregt das Schicksal der Nachbarn Theilnahme, und wird der Gegenstand des allgemeinen Stadtgesprächs. Ueberhaupt hat die französische Revolution, vorzüglich durch den Krieg gegen dieselbe, wie im übrigen Deutschlande, also auch hier, alle Köpfe beschäftigt, und einen Gemeingeist bewirkt, den man sonst vergeblich suchte, weil jedes Land sein eigenes Anliegen, folglich auch seine eigene Politik hatte. Die, welche glauben, Mannigfaltigkeit der Staaten und Verschiedenheit des Interesse erlauben den Ausbruch einer Revolution nicht, können falsch rechnen; nur die lebendige Ueberzeugung von den Uebeln einer jeden Revolution, wogegen auch die schlechteste Staatsverfassung eine Wohlthat ist, und eine Verheerung und Plünderung durch die republikanischen Soldaten, kann die Gemüther von der gefaßten Vorliebe zu den Franken zurückbringen. Ich fodere jeden aufmerksamen Reisenden auf: er wird, trotz der Verschiedenheit der Sitten, Meinungen, Religionsbegriffe und Kultur, jezt eine überwiegende Uebereinstimmung politischer, dem Republikanismus günstigen, Grundsätze finden. Sehr richtig sagt ein großer Philosoph unserer Zeit: die Vernunft denkt und handelt sich überall gleich. Man nehme an (was man zu hoffen wohl berechtigt ist), daß die Kultur steigt, daß sie den

Menschen immer mehr von religiösen und politischen Irthümern entkleidet: so muß eine übereinstimmende Allgemeinheit im Denken und ein Gemeinsinn entstehen, den man sehr treffend Weltbürgersinn nennt, weil er sich über die ganze Welt erstreckt. Nicht, indem Jeder für die ganze Welt handelt, das wäre unmöglich; sondern, indem Jeder in seinem Kreise, ohne, daß es sein Nachbar einmal wissen darf, mit allen übrigen Bewohnern der Erde nach gleichen Grundsätzen verfährt.

In Münster beförderte eine solche Stimmung der Gemüther nicht bloß die Nachbarschaft der Franken, sondern auch das sehr häufige Lesen frei geschriebener großer und kleiner politischer Werke, die durch ihren Feuereifer oft ersetzen, was ihnen an Ueberlegung abgeht, und durch Faßlichkeit des Vortrages (z. B. Thomas Paine) und Bestechung des Eigennutzes ihrer Leser, gelehrtere Gegner (z. B. Genz) verdrängen, die das schwere Geschäft übernehmen, politische Mäßigung geltend zu machen, welche die Unvollkommenheiten des bürgerlichen Zustandes, als unvermeidlich, gern erträgt. In den Buchläden dieser bischöflichen Residenz fand ich, neben den Erbauungsbüchern der Katholiken und Protestanten, die neuesten und freiesten Geburten der Politik, welche in den Ländern gemäßigter Preßfreiheit verboten sind. Kein Wunder ist es, wenn in

unsern

unsern Tagen Untersuchungen der Staatskunde, die man in allen Formen, selbst im Gewande der Romanen darbietet, mehr Leser finden, als die Unterhaltungen über andere sehr wissenswerthe Dinge. Da die Uebel und Gebrechen der mannigfaltigen Staatsverfassungen einmal zur Sprache gekommen sind, so wünscht Jedermann, sich zu belehren, wie ihnen abzuhelfen und bürgerliche Glückseligkeit zu vermehren sey; denn wenn auch über die rechtlichen Grundsätze (daß nämlich Gerechtigkeit das oberste Prinzip sey) kein Zweifel mehr obwaltet, die einer rechtmäßigen Staatsverfassung zum Grunde liegen: so kann doch nur die Erfahrung allein an die Hand geben, wie der, durch willkürliche Einrichtungen künstlich geschürzte Knoten mit bestmöglichster Schonung der Individuen, durch weise, wohl angelegte Reformen, gelöset werden, und jedes Mitglied der Gesellschaft sein individuelles Glück auf die schicklichste Art an die Masse des allgemeinen Wohls anknüpfen könne. Die ausgewählte Lektüre wird eine wünschenswerthe Revolution in der Ideenmasse herbeiführen, die eine wirkliche Revolution in der wirklichen Welt, in den Staaten, wenn nicht ganz unmöglich, doch sehr unschädlich machen wird. Die Franken wurden, ohne vorbereitet zu seyn, durch die Unordnung der Finanzen, und einen guten

aber schwachen König, übereilt, und mußten die erworbenen wenigen Güter der Freiheit so theuer bezahlen, daß sie kein Nachbar mehr beneiden kann. *)

Ein anderer Zug charakterisirte die Stimmung der Gemüther in religiöser Hinsicht. Das Frohnleichnamsfest erschien. Wären die Franken hier, sagte mein Wirth, so würde diese Prozession nicht gehalten; sie ist nur denen heilig und erwünscht, welche Geld dafür bekommen, und der ganz niedrigen Volksklasse. Er hatte wahr geredet. Von den Honoratioren fehlte, wer nicht Amtshalber dabei seyn mußte. Also erschien bei der Prozession des Doms zuerst der Probst, der das Hochwürdige trug. Hochwürdiger und pfaffenähnlicher sah ich nie einen Katholiken. Aus einem bunten Meßgewande blickte ein gebückter Priesterkopf; das lange Kinn reckte sich wie ein Holzkeil hervor; der Andächtige blickte in dieser Stellung mit starrer Miene und unverwandtem Blick nach dem Hochwürdigen, wie der gläubige Hindus nach der Ra-

*) Jezt ist der Wahn, daß der Republikanismus völkerbeglückend sey, ziemlich verschwunden. Die Raubsucht der Republikaner in Deutschland hat die Vorliebe für Frankreich beinahe völlig getödtet; selbst die Grundsätze von moralischem Inhalt, die sie bloß zur Schau trugen, werden in Anspruch genommen.

sensspitze und deren mystischem Flämmchen. Die Hände bewegten sich mit den langsam schreitenden Füßen in gleichem Takte, und waren in das seidene Gewand um das Hochwürdige gehüllt. Hinterher folgten violette Domherren, schwarze Vikarien und buntgekleidete Studenten. Sie lasen bei jedem Altar, deren es gar viele gab, auf den Straßen Messe, und intonirten mit voller Kehle. Der Domplatz ist von vielen Linden reich beschattet; aber die schauerliche Kühle konnte nicht neben den ehrwürdigen gothischen Hallen des Doms zur Anbetung begeistern, da solche religiöse Symbole, von Menschenhänden gemacht, dem verkehrten Volke eine erkaufte und erzwungene Anbetung abnöthigten. —

Eben zog eine preußische Kompagnie zur Wachtparade; sie marschirte schnell durch den Zug der heiligen Wallfahrer, und die Offiziere waren billig genug, fromme Gefühle zu schonen. Der Anführer zog den Degen vor der Monstranz, und salutirte, wie er vor der Fahne zu salutiren pflegt. Bald erschienen Prozessionen von kleinen Kindern; häßlich waren ihre Gesichter, wie bei den meisten Erwachsenen von beiden Geschlechtern. Pathetisch gingen die kleinen Knaben, mit Marschallstäben und Ordensbändern geschmückt. Es schien mir, als wenn dieselben sie im Spaß bes-

ser gekleidet hätten, als die Erwachsenen, die sie trugen, im Ernst. Die Mönchsrace, sagte ich zu meinem Begleiter, ist ja so zahlreich? Ich wundere mich selbst, erwiederte er, da ihre Werbungen nicht mehr von statten gehen; allein die privilegirten und regelmäßigen Müßiggänger übertölpeln einfältige Bauernsöhne, zumal die vermögenden und reichen, und die Emigranten liefern auch manchen geistlichen Rekruten.

Mit den Prozessionen durchzog ich die Straßen der Stadt; sie sind krumm, bald gerade, bald eng, bald weit, wie alle Städte, die der Zufall erbaute. Die Häuser haben zwei bis drei Stockwerke; die meisten sind antik; doch sieht man hin und wieder auch moderne und geschmackvolle Gebäude hervorsteigen. Was Münster interessant macht, sind die abgetragenen Wälle, worauf schattige Alleen in vierfachen Reihen fortlaufen, und englische Partien angelegt sind; selbst die ehemalige Zitadelle, wo das Schloß liegt, ist durch den vorherigen Bischof abgetragen, und in einen herrlichen englischen Garten verwandelt worden, wo Berg, Thal und kleine Landseen sehr reizend abwechseln. Man wandelt um so lieber auf diesen reizenden Höhen, da die herumliegende Gegend dem irrenden Auge nur ein Land, aus Haide und Sand gewebt, und magere Gesträuche hinter den arabischen Steppen zeigt.

Auf dem Domplatz zog die preußische Wachtparade auf; er wimmelte von Soldaten und fremden Zuschauern. Der General-Lieutenant von Kalkreuth nahm Abschied. Diese Scene war für mich interessant. Viel hatte ich schon am Rhein von seiner Bravheit und Feinheit gehört. Hier sah ich ihn selbst. Der Ernst des Kriegers vereinigte sich bei ihm mit der Gewandheit des Hofmannes. Er neigte sich tief. Auf dem Gesicht lächelte, unter der gerunzelten Stirn, ein freundliches Auge hervor, mit welchem der gefällige Mund harmonirte.

Jedem Staabsoffizier sagte er etwas Verbindliches; den Subalternen empfahl er sich mit wohlwollenden Versicherungen. Er ging in die Kreise der Unteroffiziere, nannte sie brave Soldaten, dankte, vorzüglich denen vom Regiment v. Romberg (jezt von Besser), für ihre Treue und brave Aufführung, versicherte ihnen seine Wohlgewogenheit, und bat um ihr Andenken. Ach! wie das den Leuten wohlthat. Mancher stand stumm und gerührt da, mancher wischte sich eine Thräne ab. Ich fragte einige: was denn der General gesagt hätte? In ihrem treuherzigen Dialekt rühmten sie mir: Kalkreuth habe sich immer auf sie verlassen und sie immer gerühmt, daß sie da, wo andere wichen, stehen geblieben wären. So ernteten

diese guten Leute durch die Artigkeit eines beliebten Heerführers den Lohn für die ausgestandenen Gefahren und Mühseligkeiten des Krieges.

Die Offiziere, welche dem Beispiele des braven Helden folgten, waren wegen ihres Betragens gegen die Einwohner von Münster eben so beliebt; aber mehrere, vorzüglich junge Subaltern-Offiziere, hatten sich sehr verhaßt gemacht; überall drängten sie sich vor; viele hatten im Spiel verloren und nicht bezahlt, wobei vorzüglich die Emigranten schlimm weg kamen; manche hatten vornehme Bürger und Studenten geprügelt. Ich könnte Beispiele anführen, die aber Satyre scheinen und am Ende nichts helfen würden. Die Störung der öffentlichen Ruhe auf einem Billard nöthigte den Chef, den Offizieren die Besuchung derselben zu untersagen. Allgemein lobte man den gemeinen Soldaten; dieser war ganz anders, als der Oestreicher; mit seiner Kost zufrieden, half er in der Arbeit, erzählte aus dem Kriege, und war im Ganzen als ein aufgedrungener Gast, ziemlich willkommen.

Wanderungen
in den Bisthümern Münster und Osnabrück, in die Kantonirungen der preußischen Soldaten.
Im Frühjahr 1795.

Wenn man die Gärten von der Residenz im Rücken hat, so kommt man wieder auf dürre, ganz und gar nur mit Moos bewachsene Haide. Man sieht ganze und halbe Meilen-lange Steppen von Sand; aus den benachbarten Büschen blickt nur hin und wieder eine Bauerschaft hervor. Der Weg schleicht im klaren Sande fort; schon eine Meile vor Telget, wohin mein Weg sich wandte, hat die heilige Einfalt alle fünfhundert Schritte Kruzifixe aufgestellt. Ein andächtiger Katholik kann diese Promenade unmöglich in vier Stunden zurücklegen. Eine Allee von jungen Tannen führt im Schatten von dem einen zum andern, wo in halb erhobener Arbeit die Lebensgeschichte Jesu zu sehen ist. Telget, wo eine Kompagnie Fußjäger stand, ist ein kleiner schmutziger Ort, durch sein wunderthätiges Marienbild bekannt. Eine runde steinerne, mit eisernen Gittern gezierte Kapelle, umgiebt es. „Jezt thut das Marienbild," sagte der Küster, „auch Wunder; allein, um kein Aufse-

hen zu machen, und den Spott der Ungläubigen nicht zu reizen, reden wir nicht mehr davon. Ehedem war es anders," indem er auf die gemahlten Genesenen, Krücken der Kurirten und die silbernen Füße und Beine zeigte. Ja wohl! sagte ich, und pries die Menschen glücklich, daß es nicht mehr so war.

Auf einmal veränderte sich der dürre Moos in braune fette Erde; der Grashalm ward länger und erquickte mit frischem Grün das Auge; die Bäume wurden stärker und standen dichter. Was konnte das anders andeuten, als ein Kloster? Der Geistlichkeit fehlte es von jeher nicht an Muße, die schönsten Plätze zu beäugeln, und sie hatte geheiligte Blitze genug, um ihre Besitzer zu tödten. Es heißt Lengerich. Man wollte weder Bier noch Wasser reichen; als aber einige Soldaten, die mich kannten, grüßten, und man merkte, daß ich mit zur preußischen Armee gehöre, so wurde man willfähriger. Ich schrieb in mein Tagebuch: Mit den Soldaten ist gut reisen.

Nachdem ich einige öde Steppen durchirret, gelangte ich in einen grünen lustigen Wald zu einer Meierei, die Oedenberg heißt; sie ist schon sehr alt und soll schon als ein Freihof in den Urkunden Karls des Großen angeführt werden. Die Besitzer derselben sind eigentlich freie Leute, so

gut, wie die Reichsritter; sie stehen bloß unter dem Reichskammergericht zu Wetzlar und sonst unter keinem. Die Meierei macht die Gränze zwischen den Bisthümern Münster und Osnabrück. Ein nettes Landhaus liegt versteckt in Büschen neben einem Fluß. Wiesen zogen sich in mannigfaltigen Krümmungen zwischen den Bäumen hin, die in Laub- und Nadelholze mahlerisch abwechselten; bejahrte morsche Eichen standen von jugendlichen Büchen umringt. An diese gränzten Erlen, dann Tannen, und in dunklem Schatten schloß sich der Hintergrund. Fast alle hundert Schritt änderte sich die Scene. Leise hatte man der Natur nachgeholfen und Stege gehauen. Auf meine angenehme Stimmung hatten wohl die artigen Besitzer dieser Meierei Einfluß. Westenberg hieß der Hausvater, der in dieser reizenden Einsamkeit ein patriarchalisches Leben führt, ohne ein Nomade zu seyn. Vertraulich und gefällig im Umgange und Gespräch, der Natur getreu, mit der sie im Bunde harmonisch lebten. Der Sohn war belesen, die Tochter durch die kluge Mutter gebildet, naiv, munter und musikalisch; sie verkürzten sich oft die Zeit durch Musik. Der Vater langte Erzählungen aus dem Schatze seiner Erfahrungen vor. Gleich einem Genius war ein sehr artiger emigrirter Abbé in ihrer Mitte, der die Mädchen in der Musik, diesem Echo der

Leidenschaften, unterrichtete; sollte nicht die wahre Stimme stark nachgeklungen haben? Hätte ich seine Gelübde gelobt, ich würde mich nicht in die Gefahr begeben haben, mit zwei schönen Mädchen unter einem Dache zu wohnen. Es gehört der größte Stoizismus dazu, allen süßen Empfindungen der Liebe zu entsagen, die aus dem Herzen kommt und in denselben gedeihet, und — Messe zu lesen. Noth und Konvenienz haben indeß schon manche Legende zur wirklichen Thatsache, die Erdichtung zur Wahrheit gestempelt. Hier und in den Kirchspielen Glandorf, Milto, Fichtrupp, Laar, lag ein preußisches Dragonerregiment schon mehrere Wochen, und schien ganz einheimisch geworden zu seyn. Zwar misfiel diese Lage dem Offizier, weil er sehr den Umgang seiner Kameraden und die Freuden der Geselligkeit überhaupt entbehren mußte; desto besser gefiel sie dem gemeinen Soldaten. Wegen der weit auseinander liegenden Bauerschaften konnte keine strenge Aufsicht statt finden; er jagte, fischte und übte landesherrliche Rechte: dies gefiel manchen so sehr, daß sie dablieben, als die Regimenter heim zogen. Anfänglich machten die Preußen als Protestanten bei den katholischen Bauern kein Glück; sie betrugen sich zwar gesitteter, als die Engländer; weil sie aber, statt des schweren englischen Geldes, nur leichte preußische

Groschen hatten, so sah man wenigstens ihr Geld nicht gern, da überdies die Engländer schwer und viel, die Preußen aber leicht und wenig bezahlten. Zum Verdruß der letztern fiel dies den Einwohnern häufig ein. Sie schilderten den leichten Dienst und den schweren Sold bei der englischen Armee manchmal so lebhaft, daß sie den Soldaten, der ein solches Freudenleben zu genießen wünschte, fast zur Desertion dadurch hätten verleiten können.

Das Kirchspiel Glandorf enthält auf einer Quadratmeile etwa über 2400 Köpfe. Der Boden ist zwar nur ein kultivirter Moor, der aber durch eine sorgfältige Bestellung herrliche und vielfältige Früchte trägt. Mir war es unerklärbar, wie dessen ungeachtet, bei so vielen Abgaben, so viel Menschen auf einem solchen Raum bei einander leben können: allein außer der Befreiung vom gewaltsamen Annehmen zum Soldaten, herrscht auch viel Betriebsamkeit; so daß in den Erholungsstunden Knechte und Mägde fleißig spinnen, und ein Kapitälchen ersparen. Die Nachbarschaft von Holland giebt ferner vielen tausend Dürftigen Unterhalt. Bei den großen Bauerschaften befinden sich gewöhnlich eine oder auch mehrere Familien, die für ein Stück Land dem Wirth bei der Bestellung des Ackers und der Ernte helfen. Während im

Sommer der Mann in Holland arbeitet, bestellt die Frau ihr Land und hilft auch dem Wirth, wenn sie anders keinen Grundzins geben. Der Mann kommt zum Winter wieder nach Hause, bezahlt mit dem ersparten Lohn die Miethe des Hauses und des Ackers, und für das übrige kauft er seine Bedürfnisse ein. Die Frau hat indeß den nothwendigen Bedarf an Früchten und gemästetem Vieh besorgt. Auf diese Weise fristen sie von einem Jahr zum andern ihr Leben durch. — So vortheilhaft Holland für den Beutel der Einwohner ist, so nachtheilig ist es für ihre Sitten. Oft in Holland gewesen und liederlich seyn, sind beinahe gleichbedeutende Ausdrücke geworden. Das ist wohl, wenn man das wilde Matrosenleben in großen Seestädten kennt, wohin die gut bezahlte Arbeit lockt, sehr natürlich. Ich lernte von diesen wandernden Tagelöhnern Leute kennen, die sehr schlau und gewandt waren. Die Männer tragen am Sonntage schwarzbraune (couleur de puis) Röcke, und gewöhnlich Schuhe; die Frauen sind an Sonn- und Festtagen mit reichen blauen Wämsern, hellrothen und grünen Röcken, und weiß-kattunen Schürzen geputzt; wohlgebildete Gesichter bemerkte ich hier nicht. — Ein groteskes Kirchengemälde zog meine Aufmerksamkeit an. Auf demselben jagte ein Teufel mit Pferde-

fuß, Schwanz und gehörntem Kopf in Duodezgestalt die kolossalischen Menschen auf den Wink des Weltrichters am jüngsten Tage vor sich her zur Hölle. Ich war doch neugierig, wie mir ein Bauerbursche wohl dieses Gemälde erklären würde. Er that es, und setzte sehr naiv hinzu: „das sind dumme Menschen, so groß, und lassen sich von kleinen Teufeln jagen. Wäre ich dabei, so drehte ich mich um, riß ihm seinen Ochsenschwanz aus der Hand und führte ihn derb ab."

Die Strahlen einer geläuterten Religion fangen auch hier an, die Köpfe zu erhellen. Man ist duldsamer und bezweifelt die Priestersagen. Nichts fällt den Leuten schwerer, als in der Ohrenbeichte alles dem Geistlichen wörtlich anvertrauen zu müssen; dies deutet auf religiösen Indifferentismus hin. Die Ohrenbeichte, als eine Anstalt, den Seelenzustand zu erforschen und väterlichen Rath zu ertheilen, hat etwas Ehrwürdiges für mich. Aber freilich ladet sie zu großem Misbrauch ein, und hat nach dem Zeugniß der Kirchengeschichte sehr oft dazu eingeladen. Sollte sie auf einmal bei den Katholiken wegfallen, so würde ein großes Beförderungsmittel der Moralität in dieser kirchlichen Gesellschaft wegfallen. Die Klerisei ist hier inkonsequent genug, auf der einen Seite bald den Samen der Kultur zu säen, bald auszurotten.

Man verbessert den Schulunterricht, lehrt hochdeutsche Sprache und Naturlehre. (Im Münsterschen ist überhaupt ein pädagogischer Geist herrschend.) Aber bei den Erwachsenen sucht man den kirchlichen Aberglauben an Wunder und Legenden sorgfältig zu nähren. Das hierarchische Regiment der Kirchendiener zwingt Jeden, genau die vorgeschriebenen Gesetze zu beobachten, die Gebräuche mitzumachen, und sich regelmäßig in den Kirchen einzufinden. Es gab Freigeister unter der Gemeine; der Eine hatte selbst die Osterfeier verabsäumt; allein, wo Gewalt und Zureden nichts vermögten, da half List. Man bestach das Weib, und zeigte ihr das zeitige und ewige Verderben von ihr und ihrem Manne. Diese stellte nun ihrem Manne vor, er müsse wieder ein Christ werden. Da er es nicht wollte, so drohte sie mit Ehescheidung (in katholischen Ländern ist Unglaube ein Scheidungsgrund), gab sparsam Futter, trennte sich von Tisch und Bette. Dies half; der Freigeist ward bekehrt. — Selbst in protestantischen Ländern helfen die religiösern Frauen die freigeisterischen Männer bekehren; sie nöthigen sie wenigstens, regelmäßig zur Beichte, zum Abendmahl und zur Kirche zu gehen. Die Beichtstühle und Kirchen wären ohne diese weibliche Beihülfe gewiß oft noch weit leerer, als sie es schon sind.

In einem Lande, wo die Regierung und die Religion, wie im Bisthum Osnabrück (wozu Glandorf gehört), gemischt ist, darf es nicht auffallen, wenn gemeine Katholiken offenherzig gestehen, sie sähen ein, daß auch die Protestanten selig werden könnten, da viele von ihnen sich sehr gottesfürchtig betrügen. Bekanntlich wechselt ein protestantischer Bischof, der gewöhnlich ein englischer Prinz ist, mit einem katholischen. Das Land ist so eingetheilt, daß jede Partei, die Lutheraner sowohl als die Katholiken, ihren bestimmten Kirchsprengel haben; allein seit 1648, als dem westphälischen Friedensschluß, sind in den Kirchspielen der katholischen Pfarrer wenig Lutheraner übrig; die meisten sind zu der allein seligmachenden Kirche, theils aus innerm, noch mehr aus äußerm Drang zurückgekehrt. In dem Kirchbuche eines katholischen Landgeistlichen fand ich öfters die Bemerkung, daß die Gnade Gottes wieder ein verirrtes Schaf zur gläubigen Kirchenheerde zurückgeführt habe.

Die Bigotterie eines alten und die Freidenkerei eines jungen katholischen Pfarrers gaben manche Gelegenheit zu Erörterungen über den Werth des geistlichen Cölibats und der Aufklärung überhaupt.

Die alten Geistlichen größtentheils, welche von Herzen glauben, Gott einen Dienst mit ihrem

Keuschheitsgelübde zu erweisen, mögen wohl dann und wann, so bestätigte es mir die Erfahrung, mit leichter Mühe, trotz dem guten Tische und dem Müßiggange, ihr Skapulier beten, züchtig und gerecht leben. Allein was soll den jungen Mann, den modernen Theologen, der mit lebhaften Begierden begabt ist, aufrecht halten? Er weiß, daß er Gott keinen Dienst erweis't mit dem, was strenge Kirchendisziplin durch Hildebrand ihm auflegt. Also mag die Finsterniß ihn vor menschlichen Zeugen schützen, und die Natur wird über die Ansprüche der Kirche und Dogmatik siegen. Bei der ehelosen Geistlichkeit der katholischen Kirche muß mit der religiösen Aufklärung die Sittenlosigkeit zunehmen. Wer Mainz, Köln und Münster näher beobachtet hat, wird mir beipflichten. Geht es doch, sagte mir ein junger Geistlicher, der in Hildesheim unter Protestanten gelebt hatte, mit der Kultivirung der Jugend nicht besser. Dort erzieht man den Landmann zum wohlgesitteten und ehrliebenden Menschen, und behandelt ihn, dem Herkommen gemäß, wenn er erwachsen ist, als einen Sklaven; dies erzeugt Mismuth und Unzufriedenheit. Wenn die privilegirten Stände noch obendrein dadurch den verhaßten Räsonnir-Geist angefacht sehen, so schließen sie nicht aus Ueberzeugung durch deutliche Einsicht — sondern

dern aus Instinkt — wie das Schaf auf der Weide bei schädlichen Kräutern: die Aufklärung ist schädlich; denn natürlich muß es bei einigem Nachdenken dem Landmann auffallen, wie es wohl anders seyn sollte, und daher, philosophisch gesprochen, wohl anders seyn könnte.

In Städten ist es noch sichtbarer, als auf dem Lande, daß, wenn die öffentliche Gesetzgebung dem Bürger nicht in dem Maße Achtung zusichert, als er durch ein edleres Betragen sie verdient, er für den Staat unbrauchbar und unzufrieden wird. Jeder theilnehmende Menschenfreund, der ihn beobachtet, muß den wohlmeinenden Wunsch hegen, daß er zur Einfalt seiner Voraltern zurückkehren möge, die sich dabei recht wohl befanden. Was der Staat seiner Seits verabsäumt, thut der Bürger zu seinem Schaden. Ungern widmet er sich einem verachteten Handwerke, und lebt besser und kleidet sich kostbarer, um Andere dadurch zu bewegen, ihn edler als den gemeinen Handwerker zu behandeln. Daher die Klagen, daß die Verbesserung der Erziehung Aufwand erzeuge; daher das Hindrängen nach höheren Ständen. Ach! ihr guten Beförderer der Erziehungskunde, eure Absichten waren löblich, die Folgen eurer Bemühungen aber werden für die Bürger jezt bestehender Staaten so lange schädlich seyn, bis die öffentliche Erzie-

lung des Staats mit der Privaterziehung im Einklang steht.

Von Glandorf aus sieht man deutlich das Ende der großen Niederungen in Westphalen. Weiter hin im Bisthum Osnabrück fängt eine große Bergkette an, die von der Weser her durch Ravensberg, Osnabrück und Tecklenburg bis Holland hinläuft. Ehe ich zu derselben nach Fburg, auf der Straße, die nach Osnabrück führt, gelangte, mußte ich noch manchen lockern Moorgrund durchwaten. Rechts und links lagen große Strecken Landes unbebaut. Einige waren eben ausgemessen worden. Hin und wieder war man schon beschäfftigt, das Land urbar zu machen. Doch glaube ich, daß die reichste Ernte, wie es in allen ausgetrockneten Sümpfen und Flußbrüchern ist, nur ein schwarzes Brod giebt, das dem Bonpournickel ähnlich ist. Ich wunderte mich über die Appretur eines dem Anschein nach sehr geringhaltigen Sandmoors, der ganz weißgrau aussieht. Ich fand indeß bei näherer Untersuchung, daß dieser Boden durch Kultur sehr ergiebig wird. Anfänglich wird der drei Zoll tiefe gute Boden leicht geritzt. Nach der ersten Ernte, wenn er gedüngt wird, nimmt die Masse zu, und immer breiter und tiefer wird die fruchtbare Rinde; nach einigen Jahren einen Fuß, und in den schon angebauten Ländereien mehr als eine Elle tief. Man

kann daher aus den Erdschichten und deren Dicke die Länge der Zeit des Anbaues muthmaßlich berechnen. Es waren sehr gesegnete Kornfelder zu sehen, wo das Getreide mit schweren Aehren, die sich zur Erde senkten, mannshoch stand.

Indem ich meine Blicke vor mich hinrichtete, so sah ich das Schloß und Kloster Iburg mit seinen weißen Mauern und Dächern an dem Abhange eines dunkelschwarzen, waldigen Berges schimmern. Noch war ich eine halbe Stunde davon entfernt, so verwandelte sich der Torfmoor in eine fette Gartenerde. Eine Allee empfing mich; nette und steinerne Brücken trugen mich über Sumpfgräben. Der Wuchs der Bäume ward üppiger, der Grashalm länger. Vermuthlich — nein wirklich — gehörte das Land, und zwar fast das ganze, dem Kloster und dem Bischof. Ein Bischof, der hier spazierte, meinte, die Bebauer dieser Ländereien müßten sehr begütert seyn. Ja, antwortete sein Führer, denn es gehört den Klosterherren. Von Iburg aus sieht man über die großen Niederungen hin, die sich nach Paderborn und Münster erstrecken.

Eine Sage machte mir schon das hiesige Benediktiner-Kloster merkwürdig. Es sollte sich über der Thür des bischöflichen Pabstes Luthers Statue befinden, die bei dem Antritt der Regierung eines protestantischen Bischofs aufgestellt, renovirt

und angeweißt würde. Wenn aber ein katholischer Bischof käme, dann würde sie weggenommen, in den Winkel gestellt und besudelt, so lange, bis sie bei einer neuen Regierungsveränderung wieder ehrenvoll auf den ehemaligen Platz gestellt würde. Diese Sage hörte ich selbst in Iburg. Die Regierungsform des Bisthums und der Haß der Katholiken gegen Luthern machte mir dies wahrscheinlich. Allein, wie ich hinkam, so stand nicht Luther, sondern Petrus über der Thür mit einem Buche und seinem Löse- und Bindeschlüssel in den Händen. Ein modernes, in Viereck gebautes Kloster schließt einen Hof von allen Seiten ein. An der Kirche war eine besondere Wand von Quadratsteinen, worauf lateinische Namen standen. Es waren die der hier eingemauerten Leichname der Klosterbrüder. Eine alte einförmige Kapelle lud mich ein, die der Stifter des Klosters, der Bischof Benno von Osnabrück, im zehnten Jahrhundert gebaut haben soll. Ein junger westphälischer Dichter, Broxtermann, hat hier begeistert folgende Schilderung entworfen:

In Iburgs Tempel wandelt' ich, vertieft
In der Vergangenheit; ich ging und las
Der Leichensteine fast verwischte Schrift,
Gedächtnißschrift von Männern, Heiligen
Und Helden, deren Staub dem Wonnetag

Der Auferstehung dort entgegen harrt.
Da lockt' ein Denkmal, das verehrungswerth
Und hehr vor allen schien, die Neubegier
Des Jünglings. Freudig ahnend bebt' ich hin,
Und fand in gothischen Karaktern dort
Die fromme Bitte kunstlos ausgehauen:
„Lies, wer ich war — du wirst einst was ich bin —
„Und sage: Bischof Benno, schlafe wohl."

Ich las die Worte: Bischof Benno; las
Zum zweiten Mal. Ein heil'ger Schauer lief
Durch mein Gebein, es schwankten über mir
Des alten Tempels hohe Wölbungen
Und schnell erschüttert sanken meine Knie
Vor Wonn' und Andacht auf des Edlen Gras.

O Benno, Dulder Benno! Märtirer
Der Treu', so schläfst Du hier, so ruhst Du hier
Vom Heldenkampfe Deines Lebens aus!
Als Knabe nezt' ich einsam oft das Blatt,
Worauf die unbestochne Prüferinn
Geschichte Deiner Größe Zeuginn war. —

So rief ich weinend aus, dann wandt' ich mich
Und flüchtete, dem süßen Kummer ganz
Mich hinzugeben, in den wilden Wald
Und von den Wipfeln grauer Eichen sank
In lindem Säuseln die Begeisterung
Herab mit Träumen von der Väter Zeit.

Auch mich empfing eine schwärmerischere Begeisterung, als in den hohen Hallen der ehrwürdi-

gen Kapelle selbst der leiseste Tritt nachtönte. In einem Kasten lagen Benno's Gebeine, darüber seine Statue im Priesterornat. Nachher zeigte man mir von diesem Bischof einen Ring mit einem Stein, der den halben Finger bedeckt, und schwer und stark gearbeitet ist, dann den Kelch und die Oblatenschüssel desselben. Ferner seinen Priester-Mantel, womit man ihn beerdigte, den man aber 400 Jahre nachher wieder vorgezogen hatte. Der Stoff war stark, dicht und würflich gewebt und von Seide. Der Grund war schwarz, die Oeffnung am Halse und unten die Zipfel waren mit einem gelben Saum eingefaßt. Eine griechische Weberarbeit aus Konstantinopel, und tausend Jahr alt.

Das Kloster gehört den Benediktinern, das durch seine zahlreichen Güter der ansehnlichste Landstand in Osnabrück ist; der Prälat hat fürstlichen Rang. Die Klosterbrüder waren alle wohlgenährt; sie schmausen täglich Mittags drei Gerichte, wozu sie ein halbes Maß Wein haben. Eben deshalb glückt es nicht jedem, auch mit 300 Thalern Einkaufsgeld in dieses irdische Paradies zu kommen; mich überfiel eine sonderbare Empfindung, indem ich der Hora beiwohnte. Dieses mechanische Singen zur Ehre Gottes hört man hier schon über neunhundert Jahre.

Die Benediktiner haben vor allen Ordensbrü-

dern von jeher das Lob gehabt, daß sie ihre Muße gelehrten Arbeiten weihen. Es standen zu allen Zeiten unter ihnen große Gelehrte auf. Der Prälat ist ein aufgeklärter Mann und Freund einer vernünftigen Lektüre, von welchem Religionsverwandten sie auch herrühren mag. Ich fand die Jenaer Litteraturzeitung auf seinem Tische. Die Gespräche mit mehreren Mönchen zeigten mir eine eben so liberale als tolerante Denkungsart. Die Bibliothek bestand aus altdeutschen Büchern und Klassikern, die in den ersten Perioden der Buchdruckerkunst gedruckt waren; Sprachkundige und Litteratoren würden vielleicht manche Rarität auswittern.

Ein sonderbarer Vorfall ereignete sich hier. Vor einigen zwanzig Jahren desertirte ein Mönch; als Apostat schrieb er sehr heftig gegen den Mönchsstand, und ward Soldat unter der kaiserlichen Armee. Hier zeichnete er sich durch militärische Talente und Bravheit so aus, daß er Major wurde. Er diente gegen die Franzosen im Revolutionskriege unter dem Prinzen Koburg. In einer Affäre ward er sehr tödtlich verwundet. Halb entseelt lag er unter den vielen Leichnamen. Da er sich seines Zustandes anfing bewußt zu werden, so ward er von dem Schrecken des Todes ergriffen. Er fing an, seine Entsagung des Mönchsthums zu

bereuen, gelobte, wiederum sein Gelübde zu erneuern, und, wenn er hergestellt würde, wieder in das Kloster zu gehen. Er hielt Wort. Als er völlig geheilt war, nahm er seinen Abschied und ging hierher in das Kloster, in welchem er, auf Verwendung des Kurfürsten von Kölln, aufgenommen ward. Hier lebt er zum Beweise, daß die Gellertsche Fabel vom Freigeist keine bloße Fabel sey. Ich sah diesen Mann selbst nicht, sondern hörte nur von ihm. Mein Erzähler zog aus dieser Begebenheit den Satz: es sey dies, zur Lehre und Warnung für die übrigen Menschen, von Gott alles so wunderbar gefügt und der löbliche Entschluß der Bekehrung in das Herz des Mannes gegeben worden.

Von diesem Kloster aus sieht man Meilen weit in die Niederungen hinein. Ein vaterländischer Dichter, den ich oben schon genannt habe, hatte in einem historischen Gedicht, Wittekind, eine sehr treffende Schilderung entworfen:

Vom Rheinstrom bis zur Elbe, von der Höhe
Des Harzes dehnt bis an das deutsche Meer
Ein stolzes Land sich aus, das nie besiegt
Zu seyn, vor allen Ländern hoch sich rühmt.

So freundlich jetzt mit seiner Gartenfrucht,
Mit seinen Aehren, seinem Feierkranz
Beglückter Städte dieser Erdstrich prangt;

So

So düster tritt vor den betroffnen Blick
Sein Bild, wenn der Geschichte Spiegel uns
Um zehn Jahrhunderte zurücke täuscht:

Kein Aehrenfeld, kein Städtchen! (Eine Stadt
Und ein Gefängniß war zu jener Zeit
Für Deutsche gleich beklemmend.) Hier und dort
Erblickst Du nur ein Hüttchen. Hier und dort
Auf einem Felsen eine finstre Burg,
Und an und auf den Felsen, um und über
Die niedern Hütten, wölbt sich gränzenlos
Ein einz'ger Wald. Ein großes Laubdach schirmte
Der Sachsen unverdorbnes Brudervolk,
Die hier bei Jägerbeute, bei der Milch
Der Heerden, sich die liebsten Lieblinge
Der hohen Götter dünkten. Ihren Hain
Durchblinkte keine Sense; keine Scholle
Von Sachsen hatte je des Pflügers Hand
Gefühlt, und noch durchstreifte nur zur Jagd
Der Jäger Fuß die Tannen des Gebirges,
In dessen tiefste Spalten, goldne Qual
Zu beuten, jetzt der Geiz sich eingewühlt.
Ihr größter und beneidenswerther Schatz
War die Genügsamkeit; ihr größter Stolz
Die Freiheit. An der Freiheit Mutter-Brüsten,
Mit Löwenkraft und Löwenmuth getränkt,
War Jeder Fürst in seiner Hütte, war
Ein Held im Kampfe für sein Fürstenthum.

Eine treffliche Gruppe, die noch mehr an Interesse gewinnt, wenn man dabei das Kloster sieht und an die feisten Mönche denkt.

Von hier an wird das ebene Land sehr bergicht und hüglicht. Der Weg nach Osnabrück windet sich in den Thälern drei Stunden weit hin. Osnabrück hatte in seinen Ringmauern die preußische Garde, von denen sehr viele desertirt waren. Viele hörten ungern vom geschlossenen Frieden, und gingen noch ungerner in die Garnison zurück.

Die Stadt ist bei weitem kleiner und unansehnlicher, auch weniger bevölkert, als Münster. Auf den Wällen lagen sehr lange und dicke Kanonen im Grase herum. Sie waren fast alle, nach den Jahreszahlen zu urtheilen, aus dem funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert. Die benachbarten Höhen qualifiziren diesen Ort keinesweges zu einer Festung. Von einer benachbarten Anhöhe, aus den Fenstern eines Jungfern-Klosters, soll die Aussicht, nach dem Ausspruch des Herrn de Luc, des bekannten Naturkündigers, der Deutschland viel durchreis'te, eine der schönsten in ganz Deutschland seyn.

Obgleich Berg und Thal auf mannigfaltige Art sich gruppiren, und helle Laub- und dunkle Nadelhölzer sich auf eine entzückende Weise schattiren, so fand ich dies doch nicht. Vergleichungen schöner Gegenden, um über ihren Vorzug zu urtheilen, ist mißlich für die Augenzeugen, noch mißlicher für den Leser. —

Es wird den 5ten April 1795 zwischen Frankreich und Preußen in Basel Friede geschlossen.

Dessen Folgen.

Der preußische Minister, Baron von der Golz, und der französische Abgeordnete, Barthelemi, unterzeichneten den Frieden. Die ganze Welt staunte, und nahm deshalb Antheil an dieser wichtigen Begebenheit, weil man glaubte, daß nun bald der allgemeine Friede in ganz Europa erfolgen würde.

Die Anhänger Englands und Oestreichs meinten hingegen, Preußen einer Treulosigkeit anklagen zu müssen, die für alle polizirten Staaten die traurigsten Folgen haben, und vielleicht gar deren Untergang herbeiziehen könnte. Die französische Politik, sagten sie, habe sich unter vortheilhaften Vorspiegelungen nur von einem mächtigen Gegner zu befreien gesucht. Wenn die Republikaner das deutsche Reich und Oestreich würden überwältigt haben, dann würden sie wohl einen Vorwand

finden, das geschonte Preußen anzugreifen, und, wie die andern Monarchien, zu unterdrücken.

Die Freunde des preußischen Hauses erwiederten: es sey sehr weislich gehandelt, einen kostspieligen Krieg, der ohne Vortheil bis jezt geführt worden sey, zu enden. Die andern Staaten thäten wohl, wenn sie diesem Beispiele folgten. Jezt könnten sie von der Republik vortheilhafte Bedingungen erhalten. Nach den vielen Vortheilen, die Frankreich schon durch seine Siege in Händen hätte, könne Oestreich und Deutschland zwar viel verlieren, aber nichts gewinnen. Die englische Politik, welche die Herrschaft zur See, das Monopol des Handels, und dadurch alle Reichthümer an sich zu reißen suche, könnte leicht Oestreich einige Millionen Subsidien vorstrecken; denn, wenn die Franken auf dem festen Lande beschäftigt würden, so könnten jene desto sicherer zur See das Uebergewicht erhalten. Schon wäre Frankreichs Seehandel zu Grunde gerichtet, und die Engländer Alleinhändler von allen ost- und westindischen Produkten.

Man wolle es nicht glauben, daß im Kriege die Aus- und Einfuhr sehr zugenommen und die vom Krieg verschonte Insel sehr blühend geworden sey; es sey aber wahr, und mit dem zunehmenden Wohlstand könnten sich die Taxen vermehren, ohne

das Land mehr als sonst zu drücken. Die Nationalschuld könne in gleichen Schritten mit dem zunehmenden Nationalreichthum sich vergrößern, ohne gerade einen Bankerott herbeizuziehen. Der Krieg verzögere ihn; der Friede, der den Engländern den ausgebreiteten Handel beschnitte, ruinire diese Insulaner am meisten. Sie spiegelten Oestreich nicht nur Geld, sondern auch andere Truggestalten vor. Die Franzosen, gäben sie zu verstehen, würden es nicht lange mehr aushalten können; es finge an, an Geld und Menschen, diesen beiden Hauptartikeln des Krieges, zu fehlen. Man bewies durch politische Rechnerkünste, daß nur noch einige hunderttausend Erwachsene da wären, die kaum den zwanzigsten Mann zur Armee liefern könnten. Man sey des Krieges müde, die Armeen ohne Muth, die Regenten der Republik verhaßt. Man müßte nur noch länger beharren, um einen recht vortheilhaften Frieden zu erzielen.

Etwas Wahres war an dieser Schilderung, aber das meiste war übertrieben. Preußen sähe dies alles ein, wollte nicht das Schuldenmaß häufen, sondern lieber den Unterthanen den gewünschten Frieden schenken. Die solide Grundlage jedes, vorzüglich des brandenburgischen Staats, der im Lande selbst nur wenige Ressourcen hätte, sey ein

ansehnlicher Schatz. Diesen müßte man wieder zu füllen, und sich in einen furchtbaren Vertheidigungsstand zu setzen suchen. Der Revolutionskrieg sey eine Schule für die jungen preußischen Offiziere gewesen, wo sie drei Jahre hindurch ihre militärischen Talente zu entwickeln, Gelegenheit genug gehabt hätten.

Die öffentlichen Friedensartikel dünkten Manchen sehr hart für Preußen. Holland blieb frei und ward als eine Republik anerkannt. Das hielt man nur für eine Vorspiegelung, und daher entstand die Sage, daß die Franken Holland schleunig räumen, und die Preußen hinmarschiren, die Städte besetzen, und den Erbstatthalter wieder einsetzen würden. Man glaubte ferner, Rußland, welches nur immer im Hinterhalte gedrohet, aber seine Kräfte bis jezt geschont hatte, würde, um dieses Separatfriedens willen, Preußen mit aller seiner Macht auf den Hals fallen. Schon sah man die Russen an den Gränzen vorrücken und den ganzen östlichen und nördlichen Theil von Europa in Kriegsflammen.

Aber nichts von alle dem geschah; man glaubte, daß die jenseitigen Rheinländer des preußischen Hauses, die bis zum allgemeinen Frieden von Franzosen besetzt blieben, wohl auf immer der großen Republik anheim fallen würden. Man

bestimmte die Bisthümer Münster und Osnabrück zum Ersatz. Durch diese Länder würden alle westphälische Besitzungen des preußischen Hauses ein sehr ansehnliches Ganze bilden, und gleichsam eine westphälische Armee hervorrufen, die hier in dieser Gegend sehr von Bedeutung seyn würde. Die schönen großen Leute aus den geistlichen Staaten (die man jezt täglich sah) würden herrliche Regimenter formiren helfen. Freilich betrage diese Akquisition bei weitem mehr als der Verlust der jenseitigen Rheinlande; aber, setzte man hinzu, Frankreichs Politik erfodere es unumgänglich, Preußen mächtiger zu machen, und sich mit ihm gegen Rußland und Oestreich zu alliiren.

Die berühmte Demarkationslinie, welche der König von Preußen mit einem Theil seiner Truppen besetzte, brachte alle Politiker in ein gewisses Staunen. Man fand, daß es eine sehr weise Maßregel war, das nördliche Deutschland gegen die Verheerungen des Krieges zu sichern. Es war also auch wohl billig, daß die deutschen Stände, die sich eines solchen wohlthätigen Schutzes erfreuten, die Feindseligkeiten einstellten, und die Kontingente von der Armee zurückriefen. Diese eben so bekannte als berüchtigte Linie ward gezogen vom Ausfluß der Ens bis Münster. Von hier ging sie am Rhein hin bis Wesel. Zwölf Stun-

den entfernt vom Rhein lief sie parallel mit diesem Fluß bis Heidelberg hinunter; also konnte nur Schwaben und Baiern und ein kleiner Strich Landes am Niederrhein zum künftigen Kriegstheater zwischen Frankreich und Oestreich dienen; man konnte nicht aufhören, sich zu wundern, daß der Kaiser diese willkürlichen Einrichtungen im deutschen Reiche duldete. Viele meinten, daß die große Schwäche der erschöpften Staatskräfte daran wohl die meiste Schuld hätte. (Nachher ward bekanntlich diese Demarkationslinie bis an den Main abgekürzt.)

Wäre dieser Krieg bloß zwischen zwei Monarchen geführt worden, wie etwa der siebenjährige, so war mit dem Friedensschluß bestimmt, welche Provinzen jeder Souverän behielt, oder an den andern abtreten mußte. Dem Unterthanen war es, wenn nicht etwa die Religion und deren freie oder verbotene Ausübung mit ins Spiel kam, gleichgültig, zu welchem Monarchen er gehörte, denn statt des einen Fürsten bekam er einen andern zu seinem Landesherrn. Dieser Krieg aber ward zwischen Republik und Monarchien geführt. Die Völker wähnten, es sey ein großer Unterschied zwischen einem Monarchisten und einem Republikaner. Dieser Krieg entscheide, welches System künftig in Europa herrschen, ob der Scepter

oder

oder die Freiheitsmütze regieren sollte. Der große Haufe war, trotz manchen Gräuelscenen, welche die Revolution in der Republik erzeugte, trotz den Plünderungen der republikanischen Heere in fremden Ländern, doch dem jungen Freistaate noch zugethan. Nur die Klügeren fingen schon an, von dem Wahn zurückzukommen, daß Revolutionen das Glück der Völker begründen können. Sie sahen ein, daß stille Reformen unter dem wohlthätigen Schutz der Gesetze, allen gewaltsamen Empörungen vorzuziehen wären; daß der mangelhafteste rechtliche Zustand, dem durch Revolution herbeigezogenen Naturzustande der Gesetzlosigkeit, vorzuziehen sey *).

In Hinsicht auf die muthmaßlich wohlthätigen Folgen will ich mich hier nur auf die Bewohner der preußischen Monarchie beziehen. Die Schilderung derselben entlehne ich aus einer Friedensrede eines preußischen Feldpredigers, die 1795 in Westphalen gehalten wurde, und in Münster bei Aschendorf im Druck erschien. Vermuthlich ist sie nicht mehr zu haben, und deshalb rücke ich die dahin zielenden Stellen hier ein. Der Verfasser sprach über den Satz: daß der mit Frankreich erfolgte

*) Der Krieg ist etwas Unmoralisches, und nur im unrechtlichen Zustande, worin sich die Staaten gegenseitig befinden, wenn auch nicht zu billigen, doch zu entschuldigen. Jedes von der Freiheit des Menschen verübte Böse wird durch die Leitung der Vorsehung wohlthätig.

Friede eine vorzügliche Aufmunterung für die Preußen seyn müsse, Gott eifriger zu fürchten, den König thätiger zu ehren und die Brüder inniger zu lieben. (Nach 1 Petri 2, 17.) Er erinnerte sie, die frommen Vorsätze und Gelübde in Ausübung zu bringen, die sie im Kriege Gott gelobt, und das Glück des Friedens mehr zu schätzen, als sie vorher gethan hatten.

Darauf zeigte er, daß sie einem Fürsten mit treuem Diensteifer zugethan seyn müßten, der alle Schwierigkeiten besiege, um seinen Unterthanen den Frieden zu schenken. Er merkte an, daß von jeher die preußischen Regenten sich dem Ausspruche der Gesetze unterwarfen, und als Väter das Wohl ihrer Unterthanen beförderten.

* * *

„Ihr sahet," heißt es in jener Rede, „so viele Menschen, so viele Länder auf euren Heereszügen: wer zeichnete sich mehr, als ihr, durch Bildung des Geistes aus? Ihr wäret lange in dem fruchtbarsten Lande, das alles hervorbringt, was der Mensch zu seinem Nutzen und zu seinem Vergnügen braucht; sahet ihr wohl einen Wohlstand, der diesem Paradiese Deutschlands angemessen wäre? Bemerktet ihr nicht viel Unzufriedenheit und gegenseitiges Mistrauen? O wäre unser sandiges Vaterland, das gegen die Länder, die ihr sahet, eine wüste Einöde ist, schlecht regiert, wo-

her in einer Wüste so viel Wohlstand?" — — — „Ich verschweige es euch nicht, daß uns manche Uebel drücken; allein, wenn wir von Gott nur in dem Maße Glückseligkeit fodern können, als wir sie durch Tugend und Gemeinnützigkeit verdienen: so laßt es uns gestehen, daß wir glücklicher sind, als wir es durch Herzensgüte verdienten. Bedenkt, daß kein Mensch, selbst der menschenfreundlichste König nicht, allen Unvollkommenheiten dieses Lebens völlig abhelfen kann; er ist kein Gott, der die Umstände hervorrufen und ihnen gebieten könnte." — — — „Doch viele, die menschenfeindlich das Gute in ihrer Lage vergessen, und sich nur an den Unvollkommenheiten der Welt zu ihrem eigenen Verdruß weiden, reizt die Begierde, angefacht durch das Beispiel einer ganzen Nation, nach Neuerungen; allein, ist ein Volk, bei dem Gerechtigkeit gehandhabt und selbst vom Könige verehrt wird, wo die Staatsangelegenheiten wohlberathen sind, das Staatsvermögen ohne Schulden ist, wohl mit einer Nation zu vergleichen, wo die Gerechtigkeit für Geld feil stand, wo der Monarch sie nach Willkür verspottete, wo Minister die Nationen in Fesseln schlugen, und durch ungeheure Verschwendungen der Staatseinkünfte das Volk in Verzweiflung brachten? — Unsere jetzigen Freunde und Bundesgenossen haben nun ihre Freiheit errungen; aber sagt, meine Brüder! ver-

dient wohl ein Gut unsern Neid, das ein volkreiches Land fast zur menschenleeren Wüste umschuf, seinen besten Mitbürgern Gut und Blut kostete? Noch seufzen sie über die theuren Opfer, deren Verlust ihre errungene Freiheit nicht ersetzen, — diese aber ein Zufall entreißen kann." — — — „Wenn wir irgend aus dem Laufe großer Weltbegebenheiten für die Zukunft uns Erfahrungen und Weisheit sammelten, so mußten wir bemerken, daß der Umsturz einer Staatsverfassung kein wünschenswerthes Gut sey, und daß eine Rebellion nicht zur bürgerlichen Glückseligkeit führe. — Unser König gab uns durch diesen geschenkten Frieden einen neuen Beweis, daß er es wohl mit uns meint, daß er aufrichtig unser Glück will. Wir wollen es von seiner Güte, von der Weisheit seiner getreuen Räthe erwarten, er werde die Summe der bürgerlichen Wohlfahrt vermehren." — — — „Eine liebliche Ahnung sagt es mir, daß dieser Gedanke in einer schönen Zukunft seinem Werden entgegensieht. Schon herrscht unter unserer Nation Gleichheit vor dem Gesetze. Hier hat der geringste Bürger gleichen Rang mit dem Könige. Wo Gerechtigkeit herrscht, herrscht Freiheit. Wenn Ungerechtigkeit unsere Nachbarn unterdrückte und zu Sklaven machte, so dürfen wir uns nicht, wie sie, als Sklaven empören, um erst Freiheit erringen zu wollen, — denn wir sind frei." — — —

„Ach, meine Brüder, nur mit innigster Wehmuth denke ich an die Möglichkeit, daß ihr diesen sichern Weg verlassen konntet; nur euer schlimmster Feind, der euer gänzliches Unglück wollt, konnte euch dazu verleiten. Ihr wolltet dadurch kleinen Uebeln entrinnen, und namenloser Jammer stürzte über euch, und raubte euch vollends das noch übrige Gute. Wenn eine solche empfindsame Nation, als unsere westlichen Nachbarn, mit kalter Miene das Blut ihrer Brüder vergießen konnten, was würde euch dann, wenn die Gesetze schwiegen, abhalten, euer Vaterland in Todtengräber, und eure Wohnungen in Graus und Schutt zu verwandeln, da jezt die Gesetze, vom mächtigen Arm unterstützt, den Frevler nicht ganz bändigen können. Nein, jener unerlaubte Weg führt nicht in das Land des Friedens und der Ruhe. Der Kurzsichtige wagt es wohl, die Unvollkommenheiten des Staats zu tadeln, und wünscht vielleicht gar, ihre bürgerliche Verfassung umzuwerfen; aber durch vollkommnere Einrichtungen mehrere bürgerliche Glückseligkeit herbeirufen: diese schwere Frage löset im Getümmel bürgerlicher Unruhen selbst der Weiseste nicht." — — — „Wir kehren jezt bald in unser Vaterland zurück, bereichert mit vielen lehrreichen Erfahrungen. — Erfahrung hat uns gelehrt, die Hindernisse zu heben, die furchtbare Scheidewand wegzureißen, welche die Glieder

der Nation trennte." — — — „Wir haben Erfahrungen genug; laßt sie uns weise benutzen. Wohl dem Lande, wo die Hohen in dem Maße sich herablassen, als der geringere Bürger an Einsichten, Sittlichkeit und Anstand zunimmt! — In dem Maße, als ihr euch edler ausbildet, werden die gebildetern Stände sich zu euch hinneigen: denn nur Gleichheit der Bildung stürzt die große Scheidewand, welche Verfeinerung und Rohheit von der andern Seite zog, nieder, und knüpft ein festes Band der Geselligkeit und Freundschaft."

— — — „Es ist diese Ahnung schönerer Tage, wo Gottes Sonne glücklichere Staatsbürger bescheinen wird, kein leerer Traum. Die Anzahl der vorurtheilsfreien Personen nimmt in den höhern Ständen immer mehr zu. Unser letztes Jahrzehend ist reich an Beispielen, daß man wahre Verdienste ohne Ansehen der Person ehrt. Seht, wie diejenigen unserer Mitbürger, welche vermöge unserer Staatsverfassung von Geburt an mit Rang und Würden bekleidet sind, anfangen es mit Bescheidenheit als ein Geschenk der Vorsehung anzusehen; wie sie sich bestreben, angeerbte Vorzüge mit wahren Verdiensten zu zieren, und durch ihr edles Betragen zu ehren. Werdet ihr ihnen nicht gern huldigen, wenn sie, anstatt euch mit ihrer Hoheit lästig zu fallen, eure Wohlthäter werden? wenn sie, statt mit dem Glanze, der sie umschimmert, zu

blenden, mehr dem wohlthätigen Sonnenlichte gleichen, welches den Tag erhellt, uns mit seiner Wärme erquickt, den Schooß der Erde öffnet, und die schönsten Ernten vorbereitet?" —

— — „O wie glücklich preise ich dich, mein Vaterland, wenn empörender Eigendünkel nicht mehr seinen thörichten Eingebungen folgt, und den ärmern und niedern Mitbruder von sich stößt. Nie wird man dann, wie ehedem in jenem jungen Freistaat, von dem wilden Ausbruch einer Rache gegen jene harten Menschen hören, die ihre niedern Mitbürger Jahrhunderte lang frevelhaft von sich stießen. Laßt uns, durch Erfahrungen belehrt, die Hand bieten, uns durch gegenseitige Gefälligkeiten dies Leben versüßen. Mögten diese schönen Zeiten mit dem Frieden beginnen! Das Ausland würde die Weisheit der Deutschen bewundern, die einen echten Bürgersinn und edle Selbstverleugnung hervorriefen, welches unsere Nachbarn sich so theuer durch das Gut und Blut ihrer edelsten Mitbürger erkaufen mußten."

„Voll von diesen frohen Hoffnungen einer schönen Zukunft, erwarten wir mit stiller Sehnsucht den Tag unserer Rückkehr." — — — „Zeigt während eures hoffentlich nur kurzen Hierseyns, daß ihr eben solche gute Bürger und gefällige Menschen im Frieden seyd, als tapfere und furchtbare Soldaten im Kriege." —

„Ihr guten Landbewohner*) nahmt diese Krieger mit Liebe und Wohlwollen auf. Sie kamen, von Frost erstarrt und von dem schlimmsten Marsche ermüdet, zu euch. Ich danke euch, die ihr hier seyd, im Namen meiner Landsleute. Die Vorsehung hat durch unsern Monarchen die Uebel des Krieges abgewendet; bald ziehen auch wir von dannen, und der Acker, von eurem Schweiße gedüngt, trägt nur euch seine Früchte. In Ruhe verzehrt ihr dann ungestört eure erworbenen Güter. — — Mögtet ihr euch nur an gute, brave und wohlgesittete Preußen erinnern können!“ — — —

*) Die Rede ward unter freiem Himmel vor einer Versammlung von Soldaten und vielen Landleuten in dem Kirchspiel Fichtrupp gehalten.

Bald rückte der Tag der Heimkehr herbei. Die Verheiratheten sehnten sich nach ihren Weibern, die Männer nach ihren Kindern; und nur wenige ehelose Soldaten wünschten fernern Krieg. Einige Infanterie- und Kavallerieregimenter blieben an der Demarkationslinie stehen, die übrigen kehrten im Mai und Juni in ihre friedlichen Standquartiere durch Niedersachsen zurück.

Bei dem Verleger sind auch folgende Bücher zu haben:

Friedrichs des Einzigen merkwürdigste Begebenheiten von seiner Geburt bis zum Tode. Im Abrisse. Von einem Offizier der Preuß. Armee. 7 Gr.

Joachim II. und sein Sohn Johann Georg. Ein historisches Gemählde aus der Brandenburgischen Geschichte, von August Hartung 6 Gr.

Belehrung, Beispiel Ermunterung. Ein militairisches Lesebuch. Zweite privilegirte Auflage. 6 Gr.

Der polnische Insurrektionskrieg im Jahre 1794. Nebst einigen freimüthigen Nachrichten und Bemerkungen über die letzte Theilung von Polen. Von einem Augenzeugen. Mit dem Bildnisse Sr. Exzellenz des Herrn General-Feldmarschalls v. Möllendorff. 1 Thlr. 4 Gr.

Authentische Nachricht von der mit der Garnisonschule zu Frankfurt an der Oder verbundenen Leopoldsstiftung. Ausführliche Geschichte des ganzen Instituts. Von C. G. Krüger, Feldprediger des Königl. Preuß. Infanterie-Regiments von Zenge. 12 Gr.

Die kleinen Rechner. Zum Nutzen und Vergnügen für wißbegierige Kinder. 9 Gr.

Die kleinen Geographen. Oder: Geographische Spaziergänge Leonhards mit Wilhelm und Henriette. 14 Gr.

Der Brandenburgisch-Preußische Staat am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts, oder Reise durch sämmtliche Königl. Preußische Provinzen. 22 Gr.

Ist uns der Predigerstand denn wirklich so nützlich und nothwendig, als man glaubt? Eine freimüthige Untersuchung. 7 Gr.

K. BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK K. KARLSRUHE

22 29149 2 031

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg